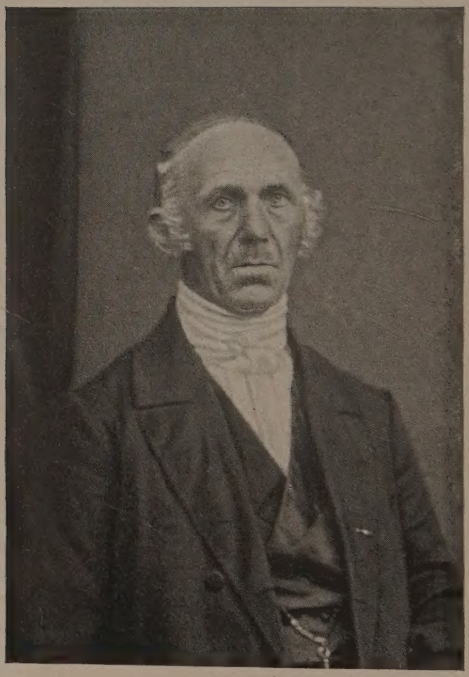
Joh. Heinr. Volkening

Ein christliches Lebensbild

von August Rische



Johann Heinrich Volkening

Ein christliches Lebens- und kirchliches Zeitbild
aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts

von

Kirchenrat Dietr. August Rische,
weil. Pastor zu Schwinkendorf

BX 8080
V65 R5 78 230
1919

Gütersloh
Druck und Verlag von C. Bertelsmann
1919

Vorwort.

Schon vierzig Jahre tot, und dennoch lebensberechtigt? Denn 1877 starb Heinrich Volkening, und erst jetzt erscheint dies sein Lebensbild. Freilich das Buch war längst fertig, und der Leser möge beim Erwähnen mancher Ereignisse und Verhältnisse bedenken, daß es schon anfangs der achtziger Jahre geschrieben ist. Aus Familienrücksichten konnte die Veröffentlichung nicht früher geschehen.

Dennoch lebensberechtigt? Immer wieder kamen die Anfragen, ob die Herausgabe nicht bald vor sich gehen könnte. Und jetzt meinte man, sei eine geeignete Zeit dafür trotz der Schwierigkeit des Druckes und der Höhe der Kosten. Zugleich in der Hoffnung, durch den Rückblick auf die verflossene Zeit der Volksseele etwas wiederzugeben, was sie in diesen Tagen verloren hat. Es mag so sein. Das Buch ist ein Stück Minden-Ravensberger Kirchengeschichte, in dessen Mittelpunkt der in demselben Geschilderte, und in dessen Umgebung der auch bereits seit 13 Jahren heimgegangene Verfasser, selbst ein Minden-Ravensberger und Schwiegersohn des Heinrich Volkening stand.

Dies Stück Kirchengeschichte ist eine Zeit voller Kämpfe und Siege. Und es lehrt uns wieder, daß nur die Entschiedenen den Sieg gewinnen. Das ist ja auch

die bittere Lehre des Weltkrieges für uns; denn was unser Volk schließlich hat unterliegen lassen, das ist seine Charakterlosigkeit in Parteisucht und Illusionspolitik. Und diesen Stempel trägt vielfach auch die Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands an sich, leider nur zu getreu dem Charakter seines Volkstums entsprechend. Da kann und soll für die bevorstehenden Kämpfe dies Buch mahnen: Nur die Ganzen, die Entschiedenen gewinnen die Krone.

Dennoch lebensberechtigt! Das gilt auch für die Person des Geschilderten. Volkening hat außer der „kleinen Missionsharfe" keine Bücher, auch nur wenige Predigten hinterlassen. Seine Richtschnur war: „Das Schreiben in die Tafeln der Herzen ist die beste Schriftstellerei." Und hier gilt recht das Wort des Herrn Joh. 7, 38: „Wer an mich glaubet, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen". Ob schon viele, die unter seiner Kanzel saßen, dahingegangen sind, sein Gedächtnis lebt noch in den ravensberger Gemeinden weiter, auch durch die Namen und die Wirksamkeit seiner drei Söhne im Pfarramt fortgeführt. Aussprüche, Bilder, Gedanken von ihm gehen noch heute von Mund zu Mund. Aber die ganz durchgeistigte und durchgeistlichte Persönlichkeit des Verewigten ist es vor allem, die noch heute fortwirkt. Und gerade für die lieben Brüder im heiligen Amte wüßte ich kein besseres Bildungsmittel für ihre Person und ihr Amt als das nachdenkliche Anschauen des hier gezeichneten Lebensbildes. Für manchen Christen kann dies Lebensbild auch ein Bild zum Leben werden.

Der Großvater hat es gelebt. Der Schwiegersohn hat es mit sach- und federkundiger Hand gezeichnet. Der Enkel, der beiden sein bestes verdankt, glaubt es als Herausgeber pro domo (sc. Domini) empfehlen zu können.

Wismar i. Meckl., im August 1919.

B. Rische,
Superintendent.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1.	Kapitel: Jugend und Lehrjahre	5
2.	„ In Schnathorst	26
3.	„ In Gütersloh	31
4.	„ Volkening als Prediger	67
5.	„ Die Versetzung nach Jöllenbeck	104
6.	„ Die Anfangsjahre in Jöllenbeck	124
7.	„ Volkenings Familienleben	138
8.	„ Volkenings Wirken in Minden-Ravensberg	171
9.	„ Volkenings Wirken in die Weite	202
10.	„ Der Feierabend	260

„Lobet den Herrn, daß Führer an die Spitze traten in Israel und daß das Volk dazu willig gewesen ist." Dieser Ausdruck des Dankes und der Freude, womit einst Debora ihr Siegeslied begann, bezeichnet die Stimmung der Gläubigen in der evangelischen Kirche unsres Vaterlandes, als man sah, wie der Bann der babylonischen Gefangenschaft des Unglaubens brach und unter der Führung gewaltiger Zeugen Christi der im Volke wiedererwachende Glaube einen neuen Geistesfrühling der Kirche, einen Auferstehungssieg des Evangeliums ankündigte.

Wohin unser Auge blickt in dieser Welt des Kampfes, der Sünde, da gewahrt es, wie alle Entwicklung des Lebens, alles Wachsen und Werden sich in einem steten Wechsel vollzieht, einem Wechsel von Nacht und Tag, von Finsternis und Licht, von Blühen und Welken, von Sommer und Winter, von Saat und Ernte, von Sturm und Stille, von Sterben und Auferstehen. Zu solchem Wechsel führt der Herr auch die Lebensentwicklung seiner Kirche, seiner Gemeinde, seines Leibes durch die Jahrhunderte hin zum Ziele der Vollendung. „Durch Leiden zur Herrlichkeit" ist das Gesetz Christi und der Christenheit, durch Unterliegen zum Siegen, durch Dienen zum Herrschen, durch Sterben zum Leben. Wer nun die letzten vier Jahrhunderte zurückblickt, sieht dieses Gesetz Jahrhundert um Jahrhundert sich erfüllen. Mit Luther leuchtete das Licht des Evangeliums aus der päpstlichen Finsternis der Kirche auf im 16. Jahrhundert, aber ehe noch das Jahrhundert zu Ende ging, trübte sich das Licht so, daß es nicht mehr leuchtete allen, die im Hause waren, daß es nicht zum

Leben und göttlichen Wandel diente. Im 17. Jahrhundert erweckte der Herr einen Johann Arnd zu einem „Prediger der Gerechtigkeit", des „wahren Christentums", einen Paul Gerhardt und andere Zeugen, die unter den Züchtigungen des Dreißigjährigen Krieges das Volk zur Buße weckten; aber schon das Ende des Jahrhunderts fand die evangelische Christenheit wieder so sicher und müde, sich zu bekehren, daß es am Anfang des 18. Jahrhunderts wieder neuer Bußprediger in Spener und Francke bedurfte. Ihre „Arbeit war nicht vergeblich in dem Herrn", und es rauschte unter den Totengebeinen auf dem Felde der evangelischen Kirche, daß ein neues Leben in ihr erwachte, dessen Hauch bis in die ferne Heidenwelt reichte; aber als das Jahrhundert sich zum Ende neigte, da hatte der eisige Hauch des Unglaubens die evangelische Christenheit schon wieder in einen solchen Winterschlaf niedergelegt, daß selbst der Name „Jesus" auf vielen Kanzeln völlig verstummt war. Aus diesem Winterschlafe weckte der Herr nun im Anfange des 19. Jahrhunderts unter und nach der Drangsal der französischen Zeit seine Kirche wieder auf, und die Zeugen, deren weithinschallenden Ruf unser Ohr noch gehört, und deren Mund jetzt im Tode verstummt ist, sie waren die „auserwählten Rüstzeuge" seiner Gnadenheimsuchung.

„Persönlichkeiten" sind es je und je gewesen, durch welche der Herr der Kirche seine Gnadenabsichten im Laufe der Geschichte ausgeführt hat, Persönlichkeiten, in denen er „Gestalt gewonnen", in denen sein Geist war, Fürsten im Reiche des Geistes und der Gnade, die als „Führer an die Spitze traten". Sie bezeichnen die Wendepunkte im Leben der Kirche, die Knotenpunkte, von denen ein neuer Trieb des Geisteslebens in der Entfaltung des Reiches Gottes auf Erden sich ansetzt. „In Beweisung des Geistes und der Kraft" treten sie unter das Volk

und sammeln unter dem Panier des Kreuzes alle, die „da willig sind" zum Gehorsam unter das seligmachende Evangelium.

Der Herr pflegt aber „seiner Jünger je zween und zween" auszusenden, meist verschieden geartete Persönlichkeiten, die einander ergänzen in ihrem Leben und Wirken. Wie einst Luther und Melanchthon, wie Spener und Francke, so hat der Herr auch in unserm Jahrhundert der Neubelebung der Kirche an verschiedenen Orten je zween ausgesandt. Wir sahen Hengstenberg und Tholuck in Berlin, Petri und Spitta in Hannover, Sander und Krummacher in Elberfeld, Mallet und Treviranus in Bremen, Knak und Straube in den Marken und andre Zeugen Christi in den zwanziger Jahren ausgesandt, um das „willige Volk" zu sammeln und einzuladen zu den neu aufgeschlossenen Schätzen des Evangeliums.

Zu ihnen gehört auch Volkening im Verein mit seinem ältesten und nächsten Freunde Kunsemüller, und wir haben diese Betrachtungen vorausgeschickt, um ihm, dessen Lebensbild wir den Lesern in diesen Blättern vor Augen führen möchten, von vornherein seine geschichtliche Stellung anzuweisen, für das Bild den hebenden Hintergrund anzudeuten, auf dem es im rechten Lichte erscheinen kann.

Volkenings Name hatte keinen Ruf in der theologischen Wissenschaft, aber einen desto helleren Klang in der Gemeinde der Gläubigen auch weit über den engern Wirkungskreis von Minden-Ravensberg hinaus. Der Posaunenton seiner mächtigen Zeugnisse vom Kreuz unsers Herrn Jesu Christi auf den großen Missionsfesten Westfalens, des Wuppertals und bis nach Frankfurt a. M. wie auf den Kirchenvisitationen bis nach dem fernen Ostpreußen hin, ergriff die Seelen so überwältigend, daß viele, die ihn einmal gehört, noch in den letzten Jahren aus weiter Ferne um seelsorgerlichen Rat sich an ihn wandten.

Im Ravensbergischen selbst aber war seine Wirksamkeit eine so tief eingreifende und begründende, daß sein Name unauflöslich mit der Entwicklung des christlichen und kirchlichen Lebens jener Gegend für dieses Jahrhundert verbunden ist. Einer der hervorragendsten Geistlichen Ravensbergs, zugleich ein lange ihm nahestehender Amtsbruder schrieb bei der Nachricht von seinem Tode: „Daß wir ihn noch unter den Lebenden wußten, so fern er uns auch gerückt war durch sein Alter und seine Zurückgezogenheit, war noch immer bedeutungsvoll und wichtig. Aus allen den Zwergen (?), die Ravensberg nun aufzuweisen hat, setzt sich kein Riese zusammen; wir alle aber leben von seiner Hinterlassenschaft und selbst die kleine Münze, die ihm unbeachtet entfiel, hat viele reich gemacht.“ Was F. A. Weihe in Gohfeld für das Ravensberger Land im 18. Jahrhundert war, das war Volkening für dasselbe im 19. Jahrhundert.

Erstes Kapitel.

Jugend und Lehrjahre.

Auf einem schmalen Höhenzuge zwischen Moor und Heide liegt etwa zwei Meilen westlich von Minden das Kirchdorf Hille. Daselbst erblickte Johann Heinrich Volkening am 10. Mai 1796 als zweitältester Sohn seiner Eltern das Licht der Welt. Seinen Vater, Besitzer einiger in geringer Entfernung vom Dorfe auf einem kleinen Hügel belegenen Mühlen, hat er nicht kennen gelernt, da er denselben schon im Alter von $^3/_4$ Jahren verlor. Doch tröstete der jüngere Bruder des früh Verstorbenen die trauernde Witwe mit seiner treuen Hilfe im Geschäfte und verheiratete sich mit ihr nach Ablauf des Trauerjahres, um auch den beiden vaterlosen Söhnen ein sorgsamer Vater und Berater zu sein. „Im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts (schrieb Volkening gegen Ende seines Lebens) erblickte ich das Licht der Welt in einer notdürftig hergerichteten Scheune, da am Hause gebaut wurde, wie mir meine Mutter erzählte. In derselben Kammer, nachher benutzt als Zimmerkammer, bauten bei verschlossenen Türen meine beiden Väter, der leibliche, den ich nicht mehr gekannt habe, und dessen Bruder, mein nachheriger Stiefvater, die erste Orgel von drei Registern, die wir noch lange gespielt haben."

Friedrich und Heinrich haben es zeitlebens mit tiefgefühlter Dankbarkeit erkannt und bekannt, was der Stiefvater ihnen gewesen ist, und zwar nicht bloß in ihrem zeitlichen Fortkommen, sondern auch für ihre geistliche

Herzensrichtung und Lebensentwicklung. Er gehörte zu den „Stillen im Lande", welche durch die damalige winterliche Zeit des Unglaubens hindurch das Kleinod des Glaubens an Christum den Gekreuzigten bewahrt hatten. Auf diesen allerheiligsten Glauben sich zu erbauen, fanden sich die gleichgesinnten Seelen an den Sonntagnachmittagen zu „Versammlungen" zusammen, in welchen nach überkommener Sitte ein Lied gesungen, eine Predigt vorgelesen und zum Schluß kniend ein freies Gebet von einem der Teilnehmer gesprochen wurde. Solche Versammlungen wurden unter großer Teilnahme auch entfernter wohnender Freunde fast regelmäßig in der geräumigen Wohnstube des „Müllerhauses" gehalten, denn Vater Volkening stand bei allen in großem Ansehn, wenn er auch nach seiner mehr schweigsamen, stillen Natur nicht immer das Wort führte. Zweimal im Jahre kehrten dort auch die „Diaspora-Arbeiter" der Brüdergemeinde ein, um die zahlreich zusammenströmenden Christen durch Ansprachen und Mitteilungen aus dem Missionswerke im Glauben zu stärken. Das waren Festtage, und das Mühlenhaus war nebst einigen andern im Dorfe voller Gäste, von denen viele auf dem Heuboden vorlieb nehmen mußten und gern vorlieb nahmen. Dann und wann besuchte man auch die Versammlungen in der Gegend von Oldendorf, wo der im Jahre 1821 heimgegangene Pastor Erdsieck (neben Hartog in Herford) einer der letzten Freunde F. A. Weihes war, unter dessen Kanzel sich die „zerstreuten Kinder Gottes" sammelten, um das Wort vom Kreuz zu hören. Die meisten Kanzeln fingen schon an, von den Schülern der rationalistischen Professoren von Jena und Halle besetzt zu werden. Da mußten die heilsbegierigen Seelen in den „Versammlungen" aus alten Postillen ihren Hunger stillen, für den die dürre Weide der neuen Weisheit ihnen nichts bot.

Zu einer solchen „Versammlung" in Blasheim, die von einem Diaspora-Arbeiter (Leipolt ?) abgehalten wurde, nahm Vater Volkening auch einmal den kleinen Heinrich mit zu dessen großer Freude. Aber die Freude verkehrte sich bald in Leid. Da der Vater vergessen hatte, sich einen Nachtschein zu lösen, so fand der von dem feindseligen Pastor und dem Ortsvorsteher aufgestachelte Polizeidiener einen guten Grund, Vater und Sohn zu arretieren. Sie wurden ohne Erbarmen für die Nacht im Spritzenhause eingesperrt. War's dem Vater auch nicht verwunderlich, einmal um Christi willen etwas leiden zu müssen, so ging's bei dem schüchternen Knaben nicht ohne viel Tränen ab die Nacht, zumal ihm seine Phantasie allerlei Leid vormalte, das ihrer am andern Morgen warte. Sie wurden aber früh nur mit einem ernsten Verweise entlassen und zogen in Frieden heim. Fast 50 Jahre nach diesem unvergeßlichen Erlebnisse (1853) predigte der Knabe als Greis auf einem Missionsfeste in der Kirche zu Blasheim. Der Unterschied von damals und jetzt, der Gegensatz von Kanzel und Spritzenhaus gab ihm die Einleitungsworte zu seiner Festpredigt: „Ein Missionsfest in Blasheim! Von dem Herrn ist das geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen! Welche Veränderung, wenn ich also über ein halbes Jahrhundert zurückschaue! Welch eine Feindschaft damals wider den Herrn und seinen Gesalbten. Hier an diesem Orte habe ich vor 50 Jahren gefangen gesessen im Spritzenhause, weil ich mit meinem teuren Vater die Abendandachtsstunde des Reisepredigers aus der Brüdergemeinde besucht hatte. Weil er zu den Stillen im Lande gehörte, zu denen, die „auf den Trost Israels warteten", und zu „der Sekte, der allenthalben widersprochen wird", so „hielt man auf ihn" und brachte uns hier in Gewahrsam, wo wir die ganze Nacht bewahrt und am andern Tage zu weiterer Untersuchung überantwortet

wurden. Und nun Missionsfest hier in Blasheim! O wie würde mein Herz, das damals noch nicht viel derart tragen konnte, sich getröstet haben, wenn man mir das seinerzeit gesagt hätte. Wo sind sie? „Sie sind gestorben, die dem Kindlein nach dem Leben standen." Und darum sage ich noch einmal: Von dem Herrn ist solches geschehen." Und wenn ihr fragt: „Wie und woher solches gekommen?" so höret die Antwort." Diese Antwort gab dann die Festpredigt über das Wort: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Erlösung für viele."

Auch in Oldendorf konnte Volkening in einer Bibelstunde, die er in seinem Todesjahre (1877) hielt, erzählen, wie er vor fast 70 Jahren hierher zu den Predigten Erdsiecks mit seinem Vater gewandert sei, freilich ohne viel Verständnis dafür, da er sich erinnere, unterwegs die Knaben beneidet zu haben, die er Ball spielen sah; er war ja ein 11 bis 12jähriger Knabe; dennoch danke er es jetzt noch seinem Vater im Grabe, daß er ihn mitgenommen, denn es zeuge von dessen väterlicher Sorge für sein Seelenheil.

Je zarter und kostbarer eine Pflanze ist, desto mehr ist sie des Schutzes und der Pflege bedürftig. Der eisige Wind der Aufklärung, der damals auch durch die Kirchen der Landgemeinden wehte, wirkte erkältend auf die jugendlichen Herzen zu religiöser Gleichgültigkeit und Lauheit, und die kraft- und saftlosen Sittenpredigten vermochten sie nicht zu erwärmen und zu erwecken zu christlichem Leben und zum Wachstum des innern Menschen. Das Herz des kleinen Heinrich, des nicht bloß körperlich zarten, sondern auch gemüts- und gewissensweichen, für alle Eindrücke leicht empfänglichen Knaben, fand diesen nötigen Schutz und diese nötige Pflege in dem Familienleben seines elterlichen Hauses; denn das baute sich selbst

auf unter der goldnen Inschrift des Wortes: „Der Herr ist Sonne und Schild.“ Die Eltern waren ein Herz und eine Seele durch den einen Glauben an den einen Herrn, und ihre gemeinsame Sorge und Arbeit war nicht bloß die Führung des Hauswesens, sondern auch die „Auferziehung ihrer Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn“. Die Mutter war eine stille, vielleicht durch Kränklichkeit wenig hervortretende, ja schüchterne, blöde Frau (und diesen Zug hatte Heinrich am meisten von ihr geerbt), aber wenn es wahr ist, was man sagt, daß der „Geist der Mutter in den großen Söhnen fortlebt“, ja ich möchte sagen: erst auflebt und in der männlichen Tatkraft im Leben erst zur Erscheinung kommt, so war sie auch eine geistvolle Frau. Vielleicht war sie es gerade, deren Kämmerleins-Gebete den Sohn umringt haben unter den Gefahren und Versuchungen, die aus der gottlosen Umgebung schon an den Knaben so stark herantraten. Auch der Vater war ein Mann von wenig Worten und nachgiebigen Gemüts, so daß ihm die Nachbarn wohl den Vorwurf machten, er sei nicht „rührig“ genug in seinem Geschäft, und oft den Kopf schüttelten, wie er bei der großen Freigebigkeit und Gastfreiheit seine Kinder durchbringen wolle; aber er war doch wieder ein Mann von unbeugsamer Festigkeit, wenn es die Ehre des Herrn und ein Zeugnis für die Wahrheit galt. Seine Mühlen standen am Sonntage still, und keine Not ließ ihn eine Ausnahme machen. Um bei längerer Windstille der größten Not abzuhelfen, hatte er eine kleine Roßmühle; zudem gab's Mühlen genug in der Gegend, vom Hiller Mühlenhügel aus konnte man deren neun erblicken. In der französischen Zeit geschah es einmal, daß der französische Steuerkontrolleur von Minden her mit zwei Unterbeamten an einem Sonntage zur Revision der Mühlen kommt, zu sehen, ob auch an jedem Sacke der erforderliche Zettel

der Mühlensteuer sich befände. Die Familie saß gerade am Kaffeetische, da tritt, ohne anzuklopfen, der Franzose mit Säbel und Sporen rasselnd und klirrend, die goldbordierte Kappe auf dem Kopfe, in die Stube. Die Kinder erschraken und wären gern entflohn — denn der Schrecken regierte unter Jeromes Herrschaft — aber Volkening stand, wie es seine Art war, in größter Ruhe auf, stellte drei Stühle hin und lud die Herren zum Sitzen ein. „Wir haben keine Zeit zum Sitzen, wir kommen, die Mühlen zu revidieren und verlangen die Schlüssel" — begann der Oberkontrolleur.

„Heute ist Sonntag," entgegnete Volkening fest und ruhig, „da wird hier nicht gemahlen und bleiben die Mühlen den ganzen Tag geschlossen."

„Ich schere mich den T... um den Sonntag und verlange sogleich die Schlüssel," fuhr der Beamte in heftigem Tone fort.

„Nein," sagte Volkening, „die gebe ich nicht her. Gott hat mir geboten: ‚Du sollst den Feiertag heiligen!' Kommen Sie in der Woche, dann finden Sie die Mühlen immer offen."

Mit Fluchen und Donnern rief der erzürnte Kontrolleur: „Wissen Sie auch, wen Sie vor sich haben?"

„Und wenn Sie der König wären, so werde ich doch Gott mehr gehorchen und den Sonntag nicht entheiligen" — war Volkenings Antwort.

„Nun, so bleiben wir hier und wenn's 12 Uhr die Nacht wird. Jetzt gehe ich hin und versiegle die Mühlen, und wehe dem, der die königlichen Siegel bricht."

„Niemand wird daran rühren."

Die Beamten gingen, versiegelten die Mühlen, und in der Nacht kamen sie wirklich zurück. Die Revision wurde dann vorgenommen, und die Herren zogen ruhig ab.

Etwa drei Jahre nach diesem Vorfalle stürzte Gottes gewaltiger Arm die drückende Gewaltherrschaft Napoleons. Von Hamburg her durch Hannover rückten die Russen in Westfalen ein. Mit Freuden begrüßte man die eben nicht liebenswürdigen Kosaken als Retter. Zwei Sotnien rückten in Hille ein und begehrten Quartier und Pflege. Die Mühle war ein begehrtes Quartier, wo man reichlich Futter für die Pferde zu finden hoffte. Die Roßmühle wurde ausgeräumt und mit Stroh und Krippen versehen. Aber genügsam waren die Kosaken nicht. Branntwein forderten sie vor allem, den tranken sie wie Wasser. Bald entdeckten sie auch die Würste im Rauchfange und hieben sie mit den Säbeln herunter. Ein kleiner Rittmeister mit langem schwarzem Barte schlich auch einmal in die Vorratskammer und leerte den Rahmtopf mit der hohlen Hand. Mit milchtröpfelndem Barte kam er dann in die Stube, wo die Kameraden ein schallendes Gelächter erhoben. Volkening blieb bei dem allen geduldig und ruhig, behielt die rohen Gesellen aber immer im Auge. Andern Tags geht er auch mit ihnen zur Futterzeit in die Roßmühle, da fliegen Hühner auf, die sich etwas von dem Futter der Pferde holen. Unter lauten Flüchen holt einer der Kosaken seinen Karabiner, um auf die Hühner zu schießen. Rasch springt Volkening auf ihn zu und entreißt ihm das Gewehr, bedeutungsvoll auf das Stroh und Strohdach zeigend. Das imponierte den Leuten, sie wurden ruhiger und klopften ihm auf die Schulter, als wollten sie ihm recht geben und sich entschuldigen.

Vorn auf die ersten Blätter der großen Familienbibel hatte der Vater die Namen der sämtlichen Kinder mit ihrem Geburts- und Tauftage eingetragen: Friedrich und Heinrich, Elisabeth, Karl, Ludwig, Dietrich, Christian und Ernst. Wie das für die Eltern eine Erinnerung an erfahrene Hülfe und Gnade und eine Mahnung, ihre

Kinder beim täglichen Gebrauche des Wortes dem treuen Bundesgottte fürbittend zu befehlen, so ist es auch den Kindern etwas Großes geworden, so oft sie ihre Namen dort geschrieben lasen; es ist, wie einer unter ihnen noch im Alter bezeugt, für sie ein mächtiger Anstoß gewesen zu dem je länger desto klarer in ihren Herzen erweckten Wunsche und Gebete: „Schreib meinen Nam'n aufs beste — ins Buch des Lebens ein." Es gehört diese christliche Sitte zu den „kleinen Dingen" im christlichen Leben, namentlich auch dem Familienleben, aus denen dem nachfolgenden Geschlechte oft unberechenbar große Segensfrüchte entsprießen.

Unter den sorglichen Augen und den segnenden Händen dieser Eltern wuchs der „kleine Heinrich" (so hieß er bis über sein 15. Jahr hinaus) bis nach der Zeit seiner Konfirmation auf. Die Dorfschule, die er besuchte, bot ihm leider zu wenig für seine Ausbildung, obgleich er längere Zeit auch eine Privat-Abendschule besuchte, um im Rechnen und Schreiben weiter zu kommen. Desto eifriger war er darüber aus, sich selbst weitere Kenntnisse anzueignen. Denn wärend seine Brüder von dem Vater mit häuslichen Arbeiten beschäftigt wurden, wozu der „kleine Heinrich" zu schwach war, oder während sie sich mit Spielen belustigten, saß er „hinter den Büchern". Die Eltern leitete das auf den Gedanken, ihn zum Schullehrer zu bestimmen, und wenn er die drei letzten Jahre vor der Konfirmation den ersten Platz in der Schule inne hatte und an des Kantors Statt oft der Kleinen sich annehmen mußte, oder wenn er dem Pastor, der nach einem Falle wochenlang den Arm in der Binde trug, die Bibel auf die Kanzel vortragen durfte, so nahmen die Eltern das alles als kleine Winke zur Erfüllung ihres Wunsches. Ja, dem Knaben selbst gab es eine tiefere Anregung. Aus den großen Torfstücken, wie sie im Hiller Moor

geformt wurden, baute er sich kaum 13jährig eine Kanzel, sammelte seine Geschwister darum und hielt ihnen lange Reden oder erzählte ihnen Geschichten, die er gelesen; doch ging sein Wunsch dabei eigentlich noch nicht höher als: „Daß er in der Schulklasse des Hilfslehrers einmal als Lehrer Unterricht geben möchte." Dieses Ziel zu erreichen, nahm er jede Gelegenheit war. Wenn der Pastor während der Sommerzeit den Konfirmandenunterricht in der Kirche erteilte, so schlich sich der 12jährige Knabe wohl auf die Empore, um von daher ungesehen dem Unterrichte zuzuhören. Welche Freude, als er selbst in die Zahl der Konfirmanden eintreten durfte! Und doch wie wenig wurde ihm geboten im Vergleich zu der Erkenntnis, die er schon im Elternhause gewonnen und noch mehr im Vergleiche zu dem Ernste, mit welchem sein Herz die Konfirmationszeit und den Konfirmationstag ansah. Am Abend vor der Konfirmation hatte er wie öfter schon für den Kantor die Betglocke angeschlagen. Da trat er aus dem Turm in die Kirche ein und kniete an dem Platze nieder zum Gebet, wo er am folgenden Tage sein Glaubensbekenntnis ablegen sollte. Möchten das alle Konfirmanden nur „im Geiste" tun und nur die „Knie ihres Herzens" beugen zu jenem Tage, wie viel voller und nachhaltiger würde der Segen sein, den der Herr so sichtlich in unsrer Kirche an die Konfirmation knüpft!

Der „kleine" Heinrich war auch nach der Konfirmation ein zu zarter Knabe, als daß die Eltern daran denken konnten, ihn von Haus wegzugeben. Wer denjenigen seiner Söhne, der ihm auch leiblich der ähnlichste ist, in seiner Jugend gekannt hat, kann sich ein Bild des feinen Knaben machen mit dem dunklen Seidenhaar über der breiten ernsten Stirn, darunter die glänzenden lichtblauen Augen und die fein geschnittene Nase des schmalen

Angesichts, dessen Wangen leicht gerötet und dessen Ausdruck ein Spiegel des lebhaften Geistes war. Sie sahen sich genötigt, ihn noch einige Zeit zu dem leider dem Trunke ergebenen und dadurch zu ernster Förderung des Knaben untüchtigen Kantor zu schicken. Da derselbe nebenbei Gerichtsschreiber des französisch-westfälischen Friedensrichters war, so benutzte er den fleißigen Knaben auch zu seinen Arbeiten. Durch seine Saumseligkeit häuften sich die Akten aber oft so, daß er zwei benachbarte Lehrer zu Hilfe nehmen mußte, um die Abschriften zu erledigen. Da wurde dann bis in die Nacht hinein geschrieben unter Branntweintrinken und Erzählung der unsaubersten Geschichten (der eine Lehrer war früher Unteroffizier gewesen), was der Knabe mit innerstem Widerwillen ansah und anhörte. Das, sah der Vater, konnte nicht länger so fortgehen, zumal da der Knabe mit dem ebenfalls trunksüchtigen Bruder des Kantors, einem mißratenen Schneider, die Schlafstätte teilen mußte.

So wurde denn Heinrich Michaelis 1810 zu einem entfernten Verwandten, dem Kantor van der Ahe in Gohfeld, gebracht, um von ihm zum Lehrerberufe weiter vorbereitet zu werden. Der Mann, früher Bedienter bei einem Regierungsrate in Minden, war ein strenger, auf Zucht und Sitte haltender Schulmonarch, ein preußischer Patriot von altem Schrot und Korn, der die Schlacht bei Gohfeld im Siebenjährigen Kriege mit durchlebt hatte und davon in drastischer Weise gern erzählte. Aus dem obern Schlafstubenfenster seines Schulhauses hatte der preußische General die Schlacht beobachtet, und es war der Höhepunkt seiner Erzählungen, wenn der Kantor in die Nebenstube ging und in der Rolle des Generals daraus hervorstürzte mit dem donnernden Kommandoworte: „Kanonen vor!“ Absichtlich oder unabsichtlich weckte und nährte der Mann in dieser traurigen französischen Zeit an

seinem Teile in seinem Kreise den preußischen Patriotismus, der sich drei Jahre darauf in Minden-Ravensberg so glänzend bewährte bei der Abschüttelung des französischen Joches.

Gelernt hat der junge Schüler freilich trotz seiner Lernbegierde auch hier wenig und am wenigsten in der Musik, worauf es besonders abgesehen war. Auf einem verstimmten alten Spinett lernte er Tonleitern und Tänze und brachte es zu einem Marsche als Bravourstück und einigen Chorälen. Um sich eine Sammlung von letzteren anzulegen, wanderte er in tiefem Schnee eines Tages nach Herford und brachte von da als einen werten Schatz, sorgfältig in ein Tüchlein gewickelt, ein Buch mit Notenpapier für drei Groschen heim. Dasselbe mit Choralmelodien zu füllen, war die Hauptarbeit des Winters.

Anders kam es zu Ostern des Jahres 1811, von wo an der nun 15jährige Knabe täglich nach Rehme zu wandern hatte, wo er an dem Unterrichte teilnehmen durfte, welchen der dortige Pastor Schreiber seinen Söhnen und einigen Pensionären erteilte. Hier wurde der erste ordentliche Grund zur weiteren Ausbildung gelegt. Ob er dabei ein höheres Ziel als den Lehrerberuf ins Auge fassen durfte, das war noch sehr zweifelhaft, wenn auch dann und wann ein höheres Streben in der Seele des fleißigen und befähigten Knaben sich regen mochte. Dazu bedurfte es noch eines besondern Anlasses, den der folgende Winter in einem seltsamen Erlebnisse bringen sollte.

Im Gohfelder Kantorhause hielt sich den Winter über eine ältliche Frau auf, die ihr Brot mit Spinnen in den Häusern des Dorfes verdiente. Sie sollte die Witwe eines ehemaligen Unteroffiziers sein, war aber nur unter dem Namen „die alte Sophie“ bekannt. Diese Person schien, wie Volkening sich bei der späteren Erzählung der Geschichte auszudrücken pflegte, „in dem Knaben einen Narren gefressen“ zu haben. Sie tat ihm

alles zu Liebe, was sie irgend konnte. Eines Tages erhält diese Frau einen großen Brief mit mächtigem Siegel und teilte der Familie daraus mit, ein alter Onkel, früher Schiffskapitän, wolle sich mit seinem erworbenen Vermögen zur Ruhe setzen und fordere sie auf, zu ihm zu kommen und ihm den Haushalt zu führen. Dem ersten folgen noch andre Briefe, die, rührend geschrieben, mit Gottes Wort durchflochten, von dem Kantor vorgelesen werden, nicht ohne daß er seine Brille oft absetzen muß, um sich die Tränen aus den Augen zu wischen. Der „Onkel" will sich in Minden vor dem Kuhtore (dem späteren Königstore) ein zweistöckiges Haus gemietet haben, dahin soll die „alte Sophie" baldmöglichst kommen.

Sie rüstet sich also zur Abreise und — beredet unsern Heinrich, er solle um Ostern nach Minden kommen und sie in dem bezeichneten Hause aufsuchen; sie wolle ihn dann auf ihre Kosten das Gymnasium besuchen und „auf'n Pastor" studieren lassen. Nach dem Tode des Onkels wolle sie dann bei ihm ihre alten Tage zubringen; denn ohne ihn könne sie nicht leben.

Der arglose Knabe verkündet nun mit Jubel überall die glänzenden Aussichten auf die erwünschteste Zukunft, und sein gefühliges Herz strömt über von Lob und Dank gegen den gnadenreichen Gott seines Lebens. Er nimmt Abschied von Rehme — er nimmt Abschied von Gohfeld und eilt wie auf Flügeln über die Berge durch die Wallücke bei Bergkirchen in geradester Richtung der Heimat zu. Freude und Staunen ergreift die Herzen der Eltern, welche ihre stille Hoffnung wunderbar erfüllt sehen, und fließen über vom Lobpreise des Herrn, der sich ihnen als der lebendig waltende erzeigt hat. Welch eine Osterfeier im Mühlenhause! Der Auferstehungsglanz des Herrn hatte dasselbe mit besonderen überraschenden Strahlen erfüllt. Mutter und Schwester konnten's kaum abwarten, bis das Fest

vorüber, um die notdürftigste Aussteuer für den „Gymnasiasten" zu ordnen.

Endlich wird der geliebte „kleine Heinrich" (so hieß der fast 16jährige Jüngling noch immer) unter Gebet und Segen aus dem Vaterhause entlassen. Mit Tränen freudiger Rührung sieht das Mutterauge ihm nach, und der Vater begleitet ihn ein Stück Weges auf Südhemmern zu, mehr wohl um ihm noch dies und jenes Wort Gottes ans Herz zu legen, als um ihm sein Bündel tragen zu helfen. Mit diesem Bündel seiner Leibwäsche unter dem Arme wanderte der hoffnungsreiche Jüngling dann einsam seines Weges der Stadt Minden zu. Bald war das Ziel erreicht; er trat durchs Tor der alten Festung hindurch, und vor ihm liegt links das zweistöckige Haus mit dem eisernen Gitter davor, wie die gute „alte Sophie" es ihm bezeichnet.

Aber eintreten in dies Haus — das wagte der schüchterne Jüngling nicht. Er will warten, bis er das bekannte Gesicht etwa am Fenster erblickt und sie leibhaftig aus der Tür tritt; aber seinem spähenden scharfen Auge zeigt sich niemand — das Haus scheint leer. Er geht an dem eisernen Gitter auf und ab, er hustet und räuspert sich, um sich bemerklich zu machen, aber es bleibt in dem Hause alles still. Der Mittag ist darüber vergangen, der Tag neigt sich, und immer noch läßt die ersehnte Sophie auf sich warten. Da tritt endlich eine ihm unbekannte Frau aus dem Hause, kommt stracks auf ihn zu und fragt, ob er hier auf jemand warte, sie habe ihn schon seit Vormittag hier gehen und stehen sehen. Ehrlich und offen erzählt er seine Geschichte; die Unbekannte aber interessiert dieselbe so wenig, daß sie kurz erwidert, dies Haus gehöre einem Bürger N. N., von einer „Sophie" und ihrem Onkel wisse sie nichts. Damit läßt sie den Ärmsten, aus allen seinen Hoffnungs-Himmeln Gefallenen

stehen und geht in das so lange mit sehnsüchtiger Erwartung angestaunte Haus zurück.

Nun war guter Rat teuer. Wohin zur Nacht? Und der Hunger meldete sich auch. Zum Glück hatte der umsichtige und sorgliche Vater ihm einen Rat mit auf den Weg gegeben, der dem Zuversichtlichen am Morgen kaum der Mühe wert geschienen zu hören. „Mein lieber Heinrich, solltest du die Sophie heute nicht gleich finden, so geh zu meinem christlichen Freunde, dem Schmiedemeister X., er wohnt an derselben Seite links in dem zurückliegenden Hause. Er ist ein Liebhaber Jesu und wird dich wohl die erste Nacht behalten." Nach diesem Rate griff der Sohn mit dankbarer Erinnerung an den vorsorglichen Vater und faßte sich ein Herz, in die nebenliegende Schmiede zu gehen. Aber ein neuer Schlag an das schon zagende Herz. Der Meister war seit einem Jahre gestorben, die Witwe hatte sich eben wiederverheiratet. Aber die Frau — rührte der Herr ihr Herz oder gedachte sie ihres seligen Mannes — sie suchte den Jüngling zu trösten und ging, mit ihrem Manne zu sprechen. Dann kam sie zurück und bot ihm an, er könne hier vorerst bleiben, wenn er bei ihren Gesellen schlafen wolle.

So blieb er und ging andern Tags zum Direktor, sich zu melden, um in die Quarta des Gymnasiums aufgenommen zu werden. So hatte die Hand des Herrn seinen Knecht in die Bahn geleitet, auf welcher er ihm ein „erwähltes Rüstzeug" sein sollte, daß er „Seinen Namen trage vor viel Volk und vor Königen" selbst. Das Ereignis an sich ist ihm selbst zeitlebens ein Rätsel geblieben, und die „alte Sophie" hat weder er noch ein anderer je wieder gesehen. Ob die Person einen Scherz mit ihm getrieben, — was nicht recht erklärlich, oder ob sie Minden mit Bremen verwechselt — was wegen des genau beschriebenen Hauses nicht denkbar, oder ob es

bloße Prahlerei gewesen, oder ob sie gar böse Absichten gehabt und Gottes Hand sie inzwischen aus dem Wege geräumt — niemand kann es sagen, und erst die Ewigkeit wird dies wie vieles andere aus den Wunderführungen des Herrn mit den Seinen offenbaren. In Volkenings Seele hat es dem Worte lebendige Gestalt gegeben: „daß der Herr seine Heiligen wunderlich führt", und hat sein Herz oft mit dem Ausruf erfüllt: „Fürwahr, du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels, der Heiland!"

Der 16jährige Quartaner hatte alle Ursache, seine Kräfte anzustrengen, um bald in der Schule weiter aufzurücken. Aber unter welchen Schwierigkeiten! Bei kümmerlicher Ernährung fing er jetzt an, schnell in die Höhe zu schießen zu seiner spätern hohen Gestalt hin. Einen Mittagstisch konnten seine Eltern nicht bezahlen, sondern ihn dazu nur von Hause mit Lebensmitteln versorgen, die er sich alle 14 Tage von Hille holen mußte, wenn er sie nicht durch eine Gelegenheit erhielt. Dazu in einem solchen Hause! Die beiden Gesellen, seine Schlafkameraden, von denen der eine ein besonders roher Mensch war, kamen oft betrunken nach Hause; dann schlugen und traten sie sich auf dem Lager, daß Volkening manchen Stoß und Tritt von ihnen erhielt. Auch der Meister war dem Trunke ergeben und verfolgte seine Frau zu Zeiten mit dem glühenden Eisen, womit er dann wohl auf den Tisch schlug, an dem der Schüler seine Arbeiten machte, daß die Funken umhersprühten. Ein Jahr hielt er das aus; dann machte der Vater es möglich, ihn anderswo einzumieten, und seine Lehrer verschafften ihm Freitische, u. a. auch in der Familie des Kaufmanns Kiel, mit der ihn nicht bloß die Dankbarkeit, sondern auch die Glaubensgemeinschaft noch in spätern Jahren immer wieder einmal in Beziehungen treten ließ. Doch ließ seine große Blödigkeit es nicht zu, sich an diesen Tischen auch nur

halb satt zu essen, so daß er sich sogar auf die Tage freute, wo er auf seiner einsamen Kammer sein dürftiges Butterbrot verzehrte. Was ihm diese Schulzeit noch erheblich schwerer machte, das war der Tod seiner Mutter, der ebenso tief in sein äußeres Leben wie in sein feinfühlendes Herz einschnitt.

Das Gymnasium zu Minden stand in jener Zeit auf einer sehr niedrigen Stufe, und die Forderungen waren so gering, daß es Volkening bei seinem Fleiße möglich wurde, nach $4^1/_2$ Jahren schon die Abiturientenprüfung zu bestehen und zu Michaelis 1816 zur Universität abzugehen. Daß er in Minden wenig gelernt, hat er oft später beklagt und über das Leben der Lehrer geklagt. Hat er doch selbst einige Male den in der Trunkenheit von der Ressource abends heimkehrenden Direktor mit seinem Arme gestützt und nach Hause geleitet.

Volkening bezog nach dem damals herrschenden Zuge die Universität Jena, wo der traurige Rationalist Gabler der bedeutendste theologische Professor war. Freilich besaß Jena seine größte Anziehungskraft in jenen Jahren durch sein bewegtes Studentenleben. Es war der Herd der Burschenschaft, die durch ihre demagogischen Umtriebe im Kreise der Eingeweihten so viel Unglück über das Vaterland gebracht hat. Volkening stand nur in loser Verbindung zu ihr und verkehrte überhaupt nur mit wenigen. Wie er still für sich das Gymnasium durchgearbeitet, ohne ein Freundschaftsband zu knüpfen, so fand er auch auf der Universität nur „Bekannte", aber keinen gleichgesinnten Freund, der ihn verstanden hätte. Krummacher, dem er später nahe stand, fiel ihm wohl besonders ins Auge, aber nur als Burschenschaftler, wenn er im Sammetrock, den Schläger an der Seite und das Barett mit großer Feder auf dem lockigen Haupte, über den Marktplatz schritt oder seine weithinschallende Posaunenstimme aus dem großen

Haufen ertönen ließ. Das war nichts für Volkening, den sowohl seine natürliche Bescheidenheit als auch sein knapper Wechsel von den tonangebenden Studenten fernhielt. Am liebsten zog er sich in die Einsamkeit zurück, studierte fleißig und las viel. Auf einer nahen Bergeshöhe hatte er sich ein stilles Plätzchen erkoren, da saß er an schönen Tagen stundenlang allein, sah auf das laute Treiben da unten wehmütig hinab und verarbeitete in seinen Gedanken Gelesenes und Gehörtes. Sein Sinn für Naturschönheiten fand in der herrlichen Umgebung Jenas und an den weiten Bergaussichten reiche Nahrung, und seinem mehr nach innen gekehrten und zur Beschaulichkeit geneigten Geiste war die Einsamkeit Bedürfnis. „Besser allein — als in großer Gemein'" — war schon damals seine Losung, wie er damit später oft in der Predigt die Seelen in die ernste Stille des Kämmerleins wies.

In die zweite Hälfte seines Aufenthalts in Jena fiel aber ein Ereignis, welches auf sein Herz und auf seine Studien einen größeren und gesegneteren Einfluß hatte, als alle Professorenweisheit, die von den dortigen Lehrstühlen herab verkündigt wurde, — das waren Harms' Thesen. Klaus Harms, Archidiakonus zu Kiel, auch eines Müllers Sohn, predigte seit Jahren dort Christum, den Gekreuzigten, mit großer Freimütigkeit, obwohl auch in der lutherischen Kirche Dänemarks der traurigste Unglaube die Herrschaft hatte. Als nun das 300jährige Gedenkfest der Reformation durch Luther gefeiert werden sollte, fühlte sich der treue Zeuge Christi gedrängt, ein Zeugnis für „Gottes Wort und Luthers Lehr'" abzulegen. Er tat dies nach langem Bedenken und schweren innern Kämpfen in der Weise, daß er Luthers 95 Thesen wiederabdrucken ließ und ihnen andere 95 Thesen mit zeitgemäßem Inhalte beifügte. „Zu Gottes Ehre, der Kirche Bestem und zum dankbaren Andenken Luthers" tritt er

darin „gegen allerlei Irr- und Wirrnisse innerhalb der lutherischen Kirche" auf, sonderlich gegen die damals allgemein herrschende „Vernunftreligion", gegen die Schriftverdrehung, gegen die Willkürherrschaft der Fürsten in „eigentlich geistlichen Sachen", gegen die vom Könige von Preußen geplante „Union", in der man „die lutherische Kirche als eine arme Magd durch Kopulation reich machen möchte".

Diese Thesen, in Luthers Geist und Glauben geschrieben, machten in der damaligen Zeit nicht weniger Aufsehen, riefen nicht weniger Kämpfe der Gelehrten, nicht weniger Feindschaft bei den Ungläubigen und nicht weniger Freude bei den Gläubigen hervor als die Thesen Luthers.

Mit den in der theologischen Welt darüber entbrannten Kämpfen waren sie das einzig Anregende, was Volkening als einen bleibenden Gewinn aus seiner Universitätszeit mitnahm. Das von den rationalistischen Professoren bitter bekämpfte Christentum, das Volkening aus dem Vaterhause mitgebracht hatte, wurde dadurch bei ihm auch theologisch befestigt. Wie Schleiermacher in weiten Kreisen die Herrschaft des sterilen Rationalismus ins Wanken brachte, so wirkte Klaus Harms auf die engeren Kreise der Bessergesinnten vertiefend und befestigend.

Im Jahre 1818 ging Volkening von Jena nach Halle, wo damals freilich für ihn zur Förderung seines Glaubensstandes nicht mehr als dort zu finden war. Der fromme Professor Knapp († 1825) war alt geworden und las nur wenig noch vor wenigen Hörern. Es war die Glanzperiode von Gesenius und Wegscheider, welche mit ihrem „rein wissenschaftlichen" (!) Rationalismus die ganze Universität beherrschten. Namentlich die Spöttereien des ersteren stießen den ernstgerichteten Jüngling ab. Bei

dem jungen Professor Marks nahm Volkening am homiletischen Seminar teil und war nicht wenig verlegen, als er nach gehaltener erster Predigt den andern Teilnehmern wegen seines gemessenen, würdevollen Ganges zur Kanzel als Muster vorgestellt wurde. Ein solcher war ihm so eigen, daß Volkening auch in späteren Jahren überall, wohin er kam, dadurch auffiel. Nach einer andern Seite trat Stier hervor, dessen reichem Wissen und Verstandesschärfe Marks das Prognostikum einer bedeutenden Zukunft stellte.

Zu Michaelis 1819 verließ Volkening die Universität und kehrte zunächst ins Vaterhaus zurück. Über seine erste in der dortigen Dorfkirche gehaltene Predigt am Weihnachtsfeste in der „Uchte" (der Weihnachts-Matutine) erzählt uns sein Bruder Dietrich:

„Heinrich bekam die Erlaubnis vom Pastor, am Weihnachtsmorgen früh bei hellem Lichterschein seine erste Predigt in der Hiller Kirche halten zu dürfen. Der Vater fragte ihn vorher, ob es ihn auch wohl stören würde, wenn er und wir alle zur Kirche gingen. ‚O nein, alle in die Kirche gehen, das stört mich nicht. Ich habe es sogar gern,' erwiderte er. Vater nahm mich mit in seinen Kirchenstuhl auf dem Chor, die andern verteilten sich auf den Emporen. Welch ein erwartungsvoller Weihnachtsmorgen! Bei hellem Lichterscheine traten wir in die volle Kirche und gingen andächtig unseren Sitzen zu. Vater hielt ein stilles Gebet, wobei sein Angesicht hinter der Hohlseite des Hutes ganz verborgen war. Meine Augen waren auf die strahlenden Kronleuchter gerichtet, die mich besonders weihnachtlich stimmten. Was in der Seele des lieben Vaters vorging, wie inbrünstig die tiefen Seufzer zum Herrn für die kommenden Stunden emporgestiegen sein mögen, kann man sich denken. Nach dem Austönen des Weihnachtsgeläutes erbrauste mit voller

Orgel ein jubilierendes Festpräludium zu dem Liede: ‚Vom Himmel hoch,' woran sich der volltönende Gesang der Gemeinde anschloß. Mit dem letzten Verse schritt Heinrich fest und etwas rasch, nach Kandidatenart, durch die Kirche zur Kanzel. Aller Augen waren erwartungsvoll auf ihn gerichtet. Vater sang den letzten Vers nicht mehr mit, beugte sich vornüber und legte die Stirn aufs Gesangbuch, wohl um ungestört während der Predigt ganz Ohr sein zu können, blieb auch in dieser Stellung die ganze Predigt hindurch. Heinrich predigte über den Lobgesang der himmlischen Heerscharen: ‚Ehre sei Gott' ꝛc. Nach dem Amen hob der Vater sein Haupt wieder empor, und ich bemerkte, wie die offenen Blätter des Gesangbuches naß waren. Mit Freudentränen hatte er sie benetzt." Die frohe Teilnahme an der Haltung dieser ersten Predigt war eine allgemeine im Dorfe. Nur der alte Pastor hat nachher geäußert: ‚Der kommt mir nicht wieder auf die Kanzel'. (Der Inhalt der Predigt war wohl ein anderer, als die rationalistische Predigt brachte.) Eine seiner letzten Predigten hienieden, als Pastor emer., hat er noch ein Jahr vor seinem Tode auf der Kanzel seines Geburtsortes halten können.

Die drei nächsten Jahre brachte Volkening in Minden zu. Dort übernahm er eine Privatschule, die für die Kinder, welche das Gymnasium besuchen sollten, als Vorschule diente. Es war das bei dem niedrigen Stande der damaligen Bürgerschulen (4 Parochialschulen) durchaus notwendig. Auch die Söhne des damaligen Regierungspräsidenten v. d. Horst nahmen daran teil, mit denen er in seinem spätesten Alter noch wieder in nähere Beziehungen trat, als er seine letzten Tage im Lübbecker Kreise (in Holzhausen) verlebte, da die umwohnenden christlich gesinnten Adelsfamilien gern seinen anregenden Umgang suchten. Bedeutsamer aber und auch für ihn selbst förder-

licher war es, daß er Gelegenheit zu öfterem Predigen fand, als er im letzten Jahre zugleich als Hülfsprediger an der Marienkirche angestellt wurde. Der Pastor Bade, ein natürlich schon lebhafter Mann, der 1813 als glühender preußischer Patriot auf dem Marktplatze mit feuriger Beredsamkeit die Bürger Mindens zum Abfall von Napoleon und zur Teilnahme an den Befreiungskriegen aufgerufen hatte, war — irrsinnig geworden, und Volkening hatte wenigstens in den Sonntagspredigten ihn zu vertreten. Eingepfarrt sind aber in diese Kirche die Dörfer Todtenhausen und Kutenhausen, und dort hatte sich aus dem vorigen Jahrhundert her ein Stamm gläubiger Christen erhalten, die in Konventikeln ihr Bedürfnis nach Erbauung zu befriedigen suchten. Sobald diese merkten, daß Volkening in seinen Predigten etwas anderes gab als den damals landläufigen Rationalismus oder kalten Supranaturalismus, traten sie ihm mit Freuden näher, und seine Wirksamkeit an ihnen war eine so gesegnete, daß nach Jahren noch Leute von dort nach Schnathorst und Gütersloh wanderten, um seine Predigten zu hören oder sich seelsorgerlichen Rat bei ihm zu holen.

Die notwendigen Prüfungen hatte Volkening schon früher, zuletzt im Jahre 1820, in Münster bestanden, wohin er mit seinem Universitätsfreunde und späteren Nachfolger im Amte zu Schnathorst die Reise zu Pferde machte. Er war also fähig und bereit, ein selbständiges Pfarramt zu übernehmen, und der Ruf in dasselbe sollte bald an ihn ergehen.

Zweites Kapitel.

In Schnathorst.

Am Sonntag nach Michaelis des Jahres 1822 wurde Volkening in der Kirche zu Schnathorst ordiniert und eingeführt, nachdem er am 24. September sich in der Kirche zu Hille mit seiner Braut Elisabeth Jakobs, der Schwester seiner Schwägerin, aus Koldenbüttel bei Friedrichsstadt an der Eider gebürtig, hatte trauen lassen. Er hielt zugleich auch seine Antrittspredigt, von der einer der assistierenden Pastoren nachher bekannte: „Ich habe manchen Prediger gehört, noch nie aber einen, dessen Predigt solch mächtigen Eindruck auf mich gemacht hat wie diese."

Es war ein verwüstetes und verwahrlostes Ackerfeld, auf welches Volkening hier zur Arbeit berufen war. Sein Vorgänger H., der seit Jahren samt seinen Söhnen, von denen einer es im Befreiungskriege zum Offizier gebracht hatte und dann pensioniert war, und einer Tochter ein wüstes Leben geführt hatte, war endlich emeritiert. Die Söhne pflegten besonders die Sonntagnachmittage mit den Bauernburschen bei Kartenspiel und Branntwein bis in die späte Nacht zuzubringen, und die Tochter hatte sich an einen Pfarrtagelöhner gehängt. Es war kein Wunder, wenn es in den Bauernhäusern der Gemeinde nicht anders zuging. Namentlich waren den Winter hindurch die „Spinnstuben" wahre Brutstätten der Unsittlichkeit, so daß Volkening, als alle Mahnungen nichts fruchteten, sich genötigt sah, gegen das Ende des ersten Winters sich

Abends aufzumachen und die Gesellschaften auseinanderzutreiben. Übrigens fand er darin bei vielen Hausvätern wohlmeinende Unterstützung, wie er denn von Anfang an von einem großen Teile der Gemeinde auf das freundlichste aufgenommen war. Das leere Haus, in das er fast mit leeren Händen eingezogen war, füllten die Bauern für den Winter mit allem, was für den Haushalt erforderlich war, bestellten ihm auch den Pfarracker in zuvorkommender Gefälligkeit mit Winterkorn. Als er im Frühjahr daranging, den wüsten Pfarrhof zu planieren und den verwilderten Garten in Ordnung zu bringen, sandten sie ihre Leute zu Hülfe und halfen ihm, die angenommenen Tagelöhner mit Nahrung zu versorgen. Ja, nachdem er den Plan gemacht, die schlechte Pfarrwiese zu ebnen und zu berieseln, fehlte es ihm nie an Arbeitern, die sich freiwillig dazu einstellten.

Schwieriger war die Arbeit auf dem geistlichen Gebiete; aber auch hier griff Volkening nicht minder eifrig und praktisch zu. In seinen Predigten brachte er einzelnes, was er gehört oder gesehen, in einer Weise vor, daß es nicht bloß den Betreffenden, sondern allen Hörern durch Mark und Bein ging.

Der Ruf des jungen Pastors, dessen Predigten einen ganz ungewohnten Ton anschlugen, drang bald in die weitere Umgegend, und im Sommer 1823 und 1824 pilgerten schon manche aus den umliegenden Gemeinden am Sonntage nach Schnathorst, daß das Kirchlein bald zu enge wurde und nicht bloß die Gänge sich füllten und im Gestühl (wie später in Jöllenbeck) die Frauen einander auf dem Schoße saßen oder die Plätze miteinander wechselten, sondern daß namentlich in folgenden Jahren auch viele auf dem Kirchhofe vor den offnen Kirchtüren standen. Einer, der mir diesen Zulauf beschrieben, erzählte dazu, wie er einmal an einem Sonnabendnachmittag als Knabe mit dem Pastor

W. in G. vor dessen Haustür gesessen und, während auswärtige Landleute in Sonntagskleidung vorübergingen, gefragt habe: „Herr Pastor, wohin wollen diese alle wohl? Zum Leichenbegängnis ist es doch zu spät, es ist ja nahe am Abend." „O" — antwortete er mir — „das sind Leute aus dem Lippischen, die wollen nach Schnathorst, um da morgen den neuen Propheten zu hören." Übrigens gehörte dieser Pastor (der jüngere Weihe in Gohfeld, Nachfolger seines Vaters) keineswegs zu den rationalistischen Feinden des Evangeliums — ebensowenig wie sein Bruder Karl Weihe in Mennighüffen, der 1820 sogar noch eine Verteidigungsschrift des „Pietismus" und der „Versammlungen" herausgegeben hatte.

Die, welche sich schon im ersten Amtsjahre einstellten, waren alte Christen, welche noch die alten Zeugen aus F. A. Weihes Schule gehört hatten: Erdsieck in Oldendorf, † 1806, Hartog in Herford, † 1816, und auch wohl Rauschenbusch in Bünde, welcher von dort 1790 nach Elberfeld berufen wurde. Das Wort vom Kreuz war im Ravensbergischen auf den Kanzeln nun zwar nicht ganz verstummt, aber wurde doch nicht mehr in „Beweisung des Geistes und der Kraft" gepredigt. Und das war's, was diese Leute suchten und bei Volkening fanden. Sie pflegten denn nach dem Gottesdienste auch ins Pfarrhaus zu kommen und erzählten von den alten gesegneten Zeiten und machten aus dem Schatze ihrer christlichen Erfahrungen und aus den Kreisen der Gläubigen in den verschiedenen Gemeinden Mitteilungen, welche der meist schweigsame Volkening mit der größten Teilnahme zu seiner eigenen Förderung anhörte.

Aber es waren nicht bloß die erwecklichen und anfaßlichen Predigten, welche eine so große Anziehungskraft besaßen und eine so weitgreifende Wirkung hatten, sondern auch die Kinderlehren am Nachmittage wußte Volkening

in einer so anregenden Weise zu gestalten, daß sich auch bei ihnen die Kirche bald in ungewöhnlichem Maße füllte. Eine seiner ersten Konfirmandinnen aus dem Jahre 1824 erzählte mir noch in ihrem Alter mit Begeisterung davon, wie er zu den Katechismusstücken die biblischen Geschichten in der anschaulichsten und erwecklichsten Weise heranzuziehen wußte, zwischendurch zur Ermunterung einen Liedervers singen ließ und am Schlusse oft noch eine kleine Geschichte erzählte, mit deren Anwendung auf Herz und Leben der Kinder der Gottesdienst ergreifend abschloß. Diese Weise behielt er auch im späteren Leben bei, und darin ist wohl vornehmlich der Grund zu suchen, warum noch heutiges Tages in der Jöllenbecker Gemeinde die Kinderlehren so besucht sind, wie selbst im Ravensbergischen sonst in keiner andern Gemeinde. Die Verbindung, welche er schon früh mit dem Wuppertale angeknüpft hatte, wo Sander in Wichlinghausen und Krummacher in Gemarke auch eben in jugendfrischer Begeisterung zu predigen angefangen, nicht minder aber auch mit dem Grafen von der Recke-Volmarstein und seinen Kinderrettungsanstalten, kam ihm dabei in ausgiebigster Weise zu Hülfe. Sander gab eine christliche Zeitschrift „Der Menschenfreund" und der Graf eine „Kinderzeitung" heraus, die Volkening fleißig auszubeuten verstand.

Noch im Jahre 1827 gab Volkening einen Zyklus von 3 Predigten heraus.. Unter ihnen befindet sich auch die Abschiedspredigt in Schnathorst, die uns einen Blick gewährt in die Anschauungen und Hoffnungen der Gläubigen, welche sich an das nach den Befreiungskriegen erwachte und besonders im Wuppertale und in Berlin (an der Universität wie in den Hofkreisen) gepflegte Glaubensleben und namentlich an die junge Missionsarbeit knüpften; vor allem aber tritt uns darin schon die Volkening eigene, aus tieffühlendem Herzen quellende

Beredsamkeit entgegen, welche später die Herzen seiner Zuhörer aus den höchsten wie aus den untersten Volkskreisen so mächtig ergriff.

1827 schied Volkening von seiner ersten Gemeinde, die er bei den so gesegneten Erfolgen seiner glaubenseifrigen Wirksamkeit unter alt und jung herzlich lieb gewonnen hatte. Diese Liebe gipfelte in dem Wunsche und der Hoffnung, die er im letzten Teile seiner Abschiedspredigt aus seinem übervollen Herzen für das fernere Wohl seiner bisherigen Gemeinde ausgesprochen hatte. Als Nachfolger erwählte aber die Regierung (doch wohl der ihm wohlwollende Präsident v. d. Horst) vielleicht aus Rücksichtnahme für ihn seinen langjährigen Freund Kunsemüller.

Drittes Kapitel.

In Gütersloh.

Der maßlose Druck der französischen Zwingherrschaft Napoleons einerseits und der glückliche Erfolg der Erhebung in den Befreiungskriegen andrerseits hatten das deutsche Volk in Süd und Nord, in seinem katholischen wie in seinem evangelischen Teile aus seiner religiösen Gleichgültigkeit, aus seinem Unglauben, aus dem geistlichen Schlafe aufgeweckt und auf den lebendigen, in das Leben der Völker wie des einzelnen Menschen machtvoll und gnadenvoll eingreifenden Gott hingewiesen. Die ohne Scheu geübte Sittenlosigkeit der französischen Unterdrücker, die freilich leider auch schon längst in die höheren und höchsten Gesellschaftskreise Deutschlands eingedrungen war, hatte dem Kerne des deutschen Volkes im Bürger- und Bauernstande einen Abscheu eingeprägt, welcher (neben der gesegneten Verarmung) zu einfacherer Sitte und ernsterem Leben zurückgeführt hatte. Von dieser Erhebung und Erneuerung des Volkslebens schienen nun seltsamer- und bedauerlicherweise gerade die Stätten sich auszuschließen, von welchen sie billigerweise hätte ausgehen oder doch wenigstens befördert werden sollen — die Kanzeln! Die rationalistisch gebildeten Prediger schleppten sich mit den Säcken voll Kieselsteinen, die sie auf den traurig bestellten Universitäten aufgesammelt hatten, ruhig weiter, um sie den hungernden Seelen als Brot anzubieten. Die treuen Zeugen Christi, welche in allen Ständen mit Posaunen-

stimme zum alten Christentum zurückriefen, fanden gerade bei ihnen am wenigsten Gehör. Da war es ein besonderer Segen, daß sich namentlich in den Landgemeinden kleinere Kreise aus der pietistischen Zeit des vorigen Jahrhunderts erhalten hatten, welche sich in häuslichen Versammlungen (Konventikeln) um das „Wort von der Versöhnung" scharten und ihren Glauben daran stärkten. Diese „Konventikel" mit dem warmen Herzen für Christum den Gekreuzigten fanden sich in den meisten Gemeinden Minden-Ravensbergs und gewannen trotz der Anfeindung von seiten der ungläubigen Pastoren und der Regierungsbehörden durch Spott und Strafen einen immer größeren Einfluß im Landvolke. Ja, „alles Volk hing ihnen an und hörete sie", ohne darum schon vom lebendigen Glauben ergriffen zu sein.

Hieraus erklärt sich's, daß Volkening in dem für damalige Verkehrsverhältnisse fernliegenden Gütersloh von dem größten Teile der Gemeinde als Pastor begehrt und gewählt wurde, obgleich ihm dort keine persönlichen Beziehungen begünstigend zur Seite standen.

Um diese Wahl und weiterhin das Wirken Volkenings ins rechte Licht zu stellen und in richtigem Maße zu würdigen, mögen wir uns rückblickend in einem kurzen Überblick die Entwicklung des christlichen Lebens und die allgemeinen kirchlichen Zustände im Minden-Ravensbergischen durch das vorige Jahrhundert hindurch bis in dieses Jahrhundert hinein vergegenwärtigen.

Man hat oft gefragt: Woher gerade in Minden-Ravensberg dieses erfreuliche kirchliche Leben in den Gemeinden, wie es sonst nur in wenigen Gegenden des evangelischen Deutschlands sich findet? Und als Erklärung wird auf die Wirksamkeit F. A. Weihes in Gohfeld hingewiesen, in dessen Fußtapfen in diesem Jahrhundert Volkening getreten sei. Will man die Antwort kurz in

zwei Worten geben, so ist das allerdings im großen und ganzen ziemlich zutreffend. Beide waren ausgezeichnete Werkzeuge in der Hand des Herrn; aber wir dürfen über ihnen weder die andern treuen Zeugen vergessen, noch auch das ein Jahrhundert hindurch so gnadenvolle Walten des Geistes Gottes in diesem Teile seiner Kirche übersehen. Eine gedeihliche Saat setzt einen bereiteten Boden voraus. Der fruchttragende Baum wächst nicht über Nacht wie der Kürbis Jonä. Man hört in unsrer Zeit oft den Wunsch, daß doch der Herr seiner Kirche einen Mann wie Luther senden möchte, damit die Tage der evangelischen Kirche wieder verneuert werden wie vor alters, und ihr ein Volk gesammelt werde, das ihm diene. Und über diesen Wünschen wird mancher treue Arbeiter müde, weil er keine Frucht seiner, wie er meint, vergeblichen Arbeit sieht. Aber auch ein Luther hatte seine Vorarbeiter und seine Mitarbeiter, und wäre „die Zeit nicht erfüllet" gewesen, so hätte auch er nicht schaffen können, was der Herr durch ihn vollbracht. So auch hier.

Der Pietismus Speners und Franckes im Anfange des 18. Jahrhunderts ist die Brunnenstube, von der aus der Garten Gottes in Minden-Ravensberg bewässert ist. Und wenn der Pietismus in seinem Ursprungslande nicht so erfreuliche Folgen gehabt hat wie hier, so liegt das an den unleugbaren Ausartungen, die ihn dort in gerechten Verruf brachten. Darum aber sollte man in erstorbenen Teilen der lutherischen Kirche nicht so wegwerfend vom Pietismus überhaupt reden, der damals vieler Orten Leben in die erstarrte lutherische Kirche gebracht hat. Württemberg und Ravensberg sind durch ihn die gesegnetsten Fluren der evangelischen Kirche Deutschlands geworden, und zwar wie dort durch den ebenso gelehrten wie frommen J. A. Bengel und seine Freunde, so ist der Pietismus in Ravensberg durch die damaligen Träger

vor Ausartungen bewahrt geblieben, und wo sich etwa Ansätze dazu gezeigt, da war es die Schuld der Feindschaft glaubenstoter Prediger gegen die gläubigen Glieder ihrer Gemeinde, welche in gemeinsamer Erbauung suchten, was ihnen die berufenen Hirten nicht zu bieten vermochten.

Eine dem Pietismus ganz gleiche Erscheinung waren die „Brüder vom gemeinsamen Leben" im 15. Jahrhundert. Auch sie hatten in erster Linie ihr eigenes Seelenheil im Auge; auch sie suchten dem veräußerlichten Kirchentum innerliche Herzensfrömmigkeit zur Seite zu stellen und machten das allgemeine Priestertum der Hierarchie gegenüber geltend; auch sie bemühten sich um Bibelverbreitung unter dem Volk (erst durch Abschriften, dann durch Druckschriften) und drangen auf fleißiges Bibellesen, wie sie solches ebenfalls in erbaulichen Versammlungen übten; auch sie nahmen sich der Jugend an, um sie in wissenschaftlicher Bildung und ernster Frömmigkeit zu erziehen; auch sie befürworteten eine (nicht äußerlich mönchische sondern) ethische (sittliche) Scheidung von der Welt und dem weltlichen Treiben, um sich „von der Welt unbefleckt zu erhalten".

Luther hat diese auf ein ernstes und praktisches Christentum gerichtete Bewegung und Bestrebung, die ihm ein Jahrhundert hindurch nicht wenig vorgearbeitet hat, so wenig verkannt und verachtet, daß er sie trotz vielfacher Ausartung und großen Verfalls an manchen Orten noch in Schutz genommen. Wir haben noch Briefe von ihm an den Rat zu Herford (welcher das dortige Brüderhaus kraft der Reformation aufheben wollte), worin er 1532 und 1534 zu drei Malen Fürsprache für ihr weiteres Bestehen einlegt. „Denn, schreibt er, solche Klöster und Brüderhäuser mir über die Maßen gefallen. Und wollte Gott, alle Klöster wären also, so wäre allen Pfarrherren, Städten und Landen wohl geraten." Auch an die

Brüder selbst schreibt er zugleich in Melanchthons Namen sättigend und ermunternd.

Hätten sich die lutherischen Professoren und Pfarrherren zwei Jahrhunderte später so „lutherisch" gegen die Pietisten verhalten, so wäre viel Unheil und Schaden der Kirche erspart geblieben. Aber (wie selbst ein streng orthodoxer Lutheraner wie Guerike gesteht) die „ebenso kleinliche wie unbarmherzige, richtende Polemik der Gegner", die „über dem reinen Worte das Leben nicht selten gar vergessend", „in steigender Hitze des Gegensatzes den strengsten, konsequentesten, formalsten Dogmatismus behaupteten", war geeignet, die Pietisten in Einseitigkeiten und Übertreibungen hineinzudrängen. Ihre dogmatischen Spitzfindigkeiten rissen die Pietisten zu unvorsichtigen Sätzen oder Äußerungen hin, und der offenbare Mißbrauch der „christlichen Freiheit" vonseiten der verweltlichten Geistlichkeit trieb sie zu scharfem Gegensatz gegen weltliche Vergnügungen.

Westfalen ist nie ein Feld für theologische Streitschriften gewesen wie Sachsen. Der Westfale war von jeher mehr ein „Mann vom Leder als von der Feder". Das hat dazu beigetragen, daß der Pietismus sich dort nicht überstürzte. Das geistliche Amt und die Sakramentsverwaltung blieben stets in Ansehn; sektiererische und separatistische Bestrebungen fanden keinen Boden; die Erbauungsstunden zogen die christlichen Teilnehmer nicht vom kirchlichen Gottesdienste ab. Die Privatbeichte und Absolution blieb in Gebrauch bis selbst ins 19. Jahrhundert hinein, freilich in keiner andern Gestalt als wie sie in den orthodoxesten Ländern des Ostens schon vor der Zeit des Pietismus bestand, als ein mechanisches Hersagen der Beichtformel. Klagte doch schon W. Müller in Rostock in der Mitte des 17. Jahrhunderts über diese äußerlich abgemachte Beichthandlung, wobei „der Kirche

der eine der beiden Schlüssel (der Bindeschlüssel) verloren gegangen sei". Nur in zwei Punkten hielt man an der pietistischen Praxis fest; das war die Enthaltung der Bekehrten von weltlichen Lustbarkeiten (Tanz, Theater und Kartenspiel) und die von der Lehre der Symbole abweichende strenge Sonntagsheiligung, durch welche aber Minden-Ravensberg auch heute fast als der einzige lichte Punkt in den deutschen Landen mit seiner sonntäglichen Stille und seinen vollen Kirchen bewundert und beneidet dasteht.

Als den ersten, welcher im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Anregung zu einem lebendigen und tätigen Christentum in Minden-Ravensberg gab, haben wir den Lic. Israel Clauder[1]) zu nennen, den Studiengenossen und Freund Antons, Franckes und C. Schades, mit denen er die collegia biblica (biblische Erbauungsstunden) in Leipzig begründete, danach einige Jahre Hauslehrer bei Spener in Berlin war. Er ist der Dichter des Liedes „Mein Gott, du weißt am allerbesten das, was mir gut und nützlich ist". Schon kränklich nach Bielefeld berufen, hat er als Superintendent der Grafschaft Ravensberg zwar nur 3 Jahre (1718—1721), aber mit Riesenfleiß und Herzenseifer nicht bloß an seiner Gemeinde, sondern auch an den Geistlichen und Kandidaten seines Sprengels, deren viele er wöchentlich zu einem collegium biblicum um sich sammelte, gearbeitet und eine Saat ausgestreut, die das Jahrhundert hindurch ihre Frucht brachte. Wie er dann auf seinem Sterbebette verheißen konnte: „Ich habe das Meinige getan, habe Buße und Glauben gepredigt; es hat dasselbe bisher noch nicht so recht Frucht bringen können; doch wird sich dieselbige noch nach meinem Tode zeigen." Das hat sich durch Gottes Gnade erfüllt.

---

[1]) Siehe Evang. Monatsblatt für Westfalen 1848, S. 114.

Der Segen der kurzen Wirksamkeit Clauders zeigte sich zunächst in den Gemeinden der von ihm angeregten jüngern Pastoren, welche in Halle und Jena schon vorgebildet und vorbereitet im Sinne des Spenerschen Pietismus weiter arbeiteten. Auf dem Lande sammelten sich die Erweckten in „Erbauungsstunden", die sich allmählich über den größten Teil Ravensbergs ausbreiteten. In diesen Kreisen suchten dann die späteren Zeugen ihren Anknüpfungs- und Stützpunkt. Als die bekannteren unter ihnen nennen wir zuerst Wesselmann, den Rektor der Schule zu Bielefeld, und seine beiden Söhne in Steinhagen und Isselhorst (nachher Minden), ferner M. Fuchs in Bielefeld und Edler in Gütersloh, weiterhin Mauritii und Jellinghaus in Minden und endlich besonders F. A. Weihe in Gohfeld.

Weihe[1]) war auch wie Clauder ein geborner Sachse (geb. zu Hordorf 1721 als jüngster Sohn des dortigen Pastors) und gleich ihm von Halberstadt her (erst 21 Jahre alt) nach Bielefeld gekommen und zwar als Feldprediger des Dietrichschen Regiments, von wo er (1748?) nach Gohfeld berufen wurde. Die Gegend um Gohfeld zwischen

---

[1]) Siehe Evang. Monatsblatt 1851, S. 15 ff. erzählt noch: Leben und Wirken des seligen F. A. Weihe von seinem ältesten Sohne P. C. Weihe zu Mennighüffen (Minden 1764 bei Francke und Gütersloh 1847 bei C. Bertelsmann herausgegeben). Weihe hat neben seinem Amte auf seinen Kollektenreisen für sein abgebranntes Pfarrhaus durch Holland, Ostfriesland bis nach Bremen hin reichen Samen ausgestreut und denselben weiter gepflegt durch einen ausgedehnten Briefwechsel mit Personen in allerlei Ständen und Gegenden (Erste Sammlung von Briefen herausgegeben Berlin 1840 bei Wohlgemuth und eine zweite Sammlung, Gütersloh 1847, bei C. Bertelsmann). Im Monatsblatt 1851, S. 40 ist auch das Leben Löhmanns, des treuen und gesegneten Laiengehülfen von Weihe und Rauschenbusch erzählt. Er war für diese dasselbe, was später der blinde W. Heermann für Volkening und Kunsemüller gewesen ist.

Minden und Herford war teils von der geistlichen Strömung mehr unberührt geblieben, teils auch von den während der damaligen Kriegszeiten hier hausenden Truppen sittlich verwüstet, so daß Weihe klagt, daß er in eine „ganz verwilderte Gegend" gekommen sei. Das spornte ihn aber nur um so mehr an, alle seine Kraft daran zu setzen, in seiner Gemeinde ein neues Leben hervorzurufen. Obgleich körperlich kränklich seit dem Kriegsleben war er doch ein Mann von großer Energie und reichen Gaben, die er in brennender Liebe und in glühendem Eifer um die Seelen in den Dienst des Herrn stellte. So kam es unter besonderm Segen Gottes bald dahin, daß nicht bloß seine Gemeinde zu einem leuchtenden Stern der Gegend wurde, sondern daß auch von weit und breit, von Herford und Minden her, aus den lippischen und hannöverschen Grenzlanden die heilsbegierigen Seelen nach Gohfeld wanderten, um sich von da geistliche Nahrung zu holen, die Weihe nicht bloß in seiner Predigt, sondern auch in Betstunden und Kinderlehren in reichlichem Maße auszuteilen verstand. Seine Amtstätigkeit muß eine so austrägliche und reichgesegnete gewesen sein, daß man von ihm sagen konnte „er hat mehr gearbeitet denn sie alle", die im ganzen Jahrhundert vor, neben und nach ihm das Amt führten. Denn nicht viel mehr als 20 Jahre hat er in Gohfeld gewirkt; schon im 50. Lebensjahre (15. Dez. 1771) rief ihn der Herr aus seiner Arbeit ab, und nach 50 Jahren sprach man noch in ganz Minden-Ravensberg mit Verehrung vom „alten" Weihe als dem, der viele von der Finsternis zum Lichte bekehrt und dem christlichen Leben einen neuen Aufschwung gegeben habe. Er hatte freilich auch drei Männer hinterlassen, die von ihm angeregt und angeleitet in seinem Geiste und Sinne das Werk des Herrn weiter trieben, das waren: Hilmar Ernst

Rauschenbusch[1]) in Bünde (von wo er 1790 nach Elberfeld berufen wurde und wo er bis 1815 lebte), nach Weihes Tode sein Schwiegersohn — und Gottreich Ehrenhold Hartog[2])

---

[1]) Siehe H. E. Rauschenbuschs Leben von Leipoldt, Barmen 1840. „Aus dem Tagebuch" Rauschenbuschs, herausgegeben von Jaspis Elberfeld und Iserlohn 1852 bei Bädeker. Aus diesen lesenswerten ausführlichen Schriften sind einige wenige Züge erzählt. Monatsblatt 1851, S. 144. Nach Weihes Tode hatte Rauschenbusch das größte Ansehen unter den Pastoren. Er war nicht bloß ein eifriger Bußprediger, der Bünde völlig umgestaltete, und ein unermüdlicher Seelsorger, sondern auch ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, so daß er auch später in Elberfeld seinen Platz ausfüllte. Dabei besaß er unerschrockenen Mut. In Bünde war ein Ackerbürger namens Muth, der von der ganzen Stadt gefürchtet wurde. Nur Rauschenbusch konnte ihn bei seinem Toben auf der Straße stillen, wenn er ihn von weitem bedrohte. Einst begegnet er ihm mitten im Walde — niemand war seines Lebens vor ihm sicher —, geht festen Schrittes auf ihn zu, faßt ihn mit kräftiger Hand an und sagt: Muth, ganz Bünde fürchtet sich vor Euch, ich aber fürchte mich vor dem Teufel nicht und gebiete Euch, morgen zu mir zu kommen und Euch zu erklären, ob es anders mit Euch werden soll. Damit läßt er ihn gehn. Andern Morgens kommt der Mensch wirklich, hört eine ernste Strafpredigt ruhig an und — von da an ist der Satan in ihm gebunden, daß er wenigstens nicht mehr die Qual seiner Mitbürger gewesen ist. Ob er sich wirklich bekehrt hat, war Rauschenbusch zweifelhaft. — Von Rauschenbusch ist auch die Verbesserung und Ergänzung des alten Ravensbergischen Gesangbuchs durch zwei Zugaben besorgt.

[2]) Siehe G. E. Hartogs Leben und Wirken von Pastor Karl Weihe zu Mennighüffen (Herford 1820 bei Wenderoth) mit einem Vorwort „Beantwortung einiger (7) Fragen über Pietismus", die seines berühmten Vaters würdig ist. Hartog schrieb seine Predigten nicht vorher auf, doch waren sie bis ins einzelnste durchdacht und geordnet. Er schrieb sie aber nachher nieder mit dem, was ihm auf der Kanzel etwa unmittelbar dazu gegeben war. Daraus ist seine „Postille" entstanden, die noch heute im Herfordschen als ein Schatz bewahrt wird. Er hielt treue Freundschaft mit dem Pastor Scherr in Bielefeld, dessen Sohn später der bitterste Gegner Volkenings

in Löhne, von wo aus derselbe den Winter über mit einem großen Teile seiner Gemeinde an den Sonntagnachmittagen nach Gohfeld wanderte, um mit ihnen zu den Füßen Weihes zu sitzen, bis er von ihm bald nach Herford empfohlen wurde. Dort entfaltete der körperlich schwächliche Mann eine so reich gesegnete Wirksamkeit besonders auch in der speziellen Seelsorge, daß Herford bis ins 19. Jahrhundert hinein der Kernpunkt des christlichen Lebens wurde. Mehr als durch glänzende Beredsamkeit wirkten beide durch fleißige Krankenbesuche und durch eine sie oft überlastende Seelsorge an den zu ihnen hinströmenden Landleuten, welche sie den ganzen Sonntag bis spät in die Nacht hinein in Anspruch nahmen. „Deutlichkeit und Erbaulichkeit auf dem Grunde einer scharf ausgeprägten (pietistischen?) Heilsordnung — Licht und Kraft, die Gewissen zu wecken und die Herzen zu rühren" war es, wonach sie am meisten strebten und was an ihnen am meisten gerühmt wurde. Hartogs Postille war noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein gern gelesenes und hochgeschätztes Erbauungsbuch in den ländlichen Gemeinden um Herford und Bünde herum. Beide kränklichen Körpers (auch Rauschenbusch meinte, die meisten Jahre in Bünde habe er fast keinen Tag ein Gefühl voller Gesundheit gehabt) — doch erhielt sie der Herr in jener kümmerlichen Zeit so lange, daß beide ihr 50jähriges Jubiläum feiern konnten.

Als dritter gehört zu diesen beiden A. G. Hambach[1]),

---

war. Beide verehrten F. A. Weihe gleichermaßen als ihren geistlichen Vater. In Hartogs Pfarrhaus auf der Radewig konnte 20 Jahre nach seinem Tode seine Enkelin mit dem Pastor und Superintendenten Ameler einziehen, die in des Großvaters Geiste darin weiter walteten und wirkten.

[1]) Siehe Evang. Monatsblatt für Westfalen 1850, S. 363 einiges aus seinem Leben. Er war der Sohn des Pastors Hambach in

der $2^1/_2$ Jahre in Weihes Hause gelebt hat, dann (nachdem er $1^3/_4$ Jahr Edlers Hilfsprediger in Gütersloh gewesen) von Weihe zur Pfarrstelle in Exter 1767 der Äbtissin von Herford empfohlen wurde. Hier hat er 10 Jahre unter den heftigsten Verfolgungen und Lebensgefahren gearbeitet, so daß Rauschenbusch ihm riet, sich nach Hoyel zu melden, wo er noch 42 Jahre wirkte und 1818 starb. Seine Amtswirksamkeit war aber so gesegnet, daß man das rege christliche Leben in Exter und Hoyel noch heute auf ihn zurückführt.

Gleichzeitig mit Weihe wirkte in Gütersloh J. Fr. Edler[1]) (der jüngere) als einer seiner nächsten Freunde

---

Rödinghausen, geb. 17. August 1736. „Er war sanft und geduldig wie ein Lamm zu Hause und im Leben (er verteidigte sich mit keinem Wort, wenn er geschmäht und verleumdet wurde), aber auf der Kanzel mächtig und gewaltig wie ein Löwe — seine Worte waren Spieße und Nägel" (daher auch die bittere Feindschaft). Einst wurde ein Kolonus in Exter beerdigt, der einen üblen Wandel geführt. Die Schüler sangen am Grabe „ . . . er hat getragen Christi Joch, ist gestorben und lebet noch". Das war Hambach zu viel, er konnte sich nicht halten, trat vor und rief: „Nein, er hat getragen des Teufels Joch, ist gestorben und stirbet noch". Der Eindruck war erschütternd, niemand rührte sich dagegen. — Auch seine Kinder schonte er nicht. In Hoyel soll er seine Töchter wegen ihrer Putzsucht und ihres Leichtsinns einmal von der Kanzel ins Angesicht gestraft haben. — Einer der erbittertsten Feinde Hambachs hinterließ seinen Erben Haus und Hof, aber sein Geschlecht ist bald verschollen und die Stätte ist in lauter Stücke zerteilt. Ein andrer erschoß später sein Lieblingskind und kam nach Wesel ins Zuchthaus. Auch sein Gehöft ist nicht an seinen Erben gekommen. Er war ein mächtiger Beter, die Leute behaupteten, wenn Hambach erst anfange zu beten, so komme bald der ersehnte Regen. — Das für Napoleon verordnete Kirchengebet hielt er mit den Worten: „Wenn du Napoleon noch länger als Geißel lassen willst: so schone, wo du kannst".

[1]) Siehe Edlers Leben (größtenteils Selbstbiographie) herausgegeben von Hambach (Minden 1784 bei Francke). Edler, Sohn des Pastors Moritz Hermann Edler in Gütersloh († 1732) von

von 1741—1783. Welche „jämmerlichen Zustände" dieser ängstlich treue Mann in der Gemeinde zu beklagen und zu bekämpfen hatte, erhellt schon aus zwei von ihm in der Selbstbiographie erwähnten Ereignissen, daß bei einer Wahl zur ersten Predigerstelle vier Männer erschlagen wurden und nachher, als der Erkämpfte nach vier Jahren starb, noch elf Jahre lang ein Prozeß um dieselbe Wahl geführt wurde, bis das Konsistorium zu Osnabrück die Stelle an Edler vergab. Mit und nach ihm versorgte dann Schlüter (der jüngere) von 1769—1826 die Gemeinde. Nicht ohne sonderliche Gaben unterhielt dieser auch bei der Schwäche seines Alters das von Edler geweckte geistliche Leben besonders in dem ländlichen Teile der Gemeinde, während in dem städtischen Teile unter der Führung des zweiten Predigers der Unglaube der rationalistischen Zeitströmung schon immer weiter um sich griff.

Im Sommer nach Schlüters Tode wurde Volkening veranlaßt, in Gütersloh eine Gast- und Wahlpredigt zu halten (27. Aug. 1826). Am Schlusse derselben gedenkt er seines Vorgängers (mit Hinweis auch auf die aus seiner Hinterlassenschaft in Druck gegebenen Predigten) im Anschluß an seinen Text (Offenbarung 3: „Siehe ich stehe vor der Tür und klopfe an") mit folgenden Worten:

„Angeklopft ist bei euch schon lange, das weiß ich, der Herr läßt sich ja keinem unbezeugt; auch eure bis-

---

Kindheit an kränklich (seine 5 gesunden Geschwister starben früh), in 18 Lebensgefahren behütet, war der mildeste unter den damaligen Zeugen Christi, auch bei den Weltkindern wohl gelitten wegen seines ruhigen Wesens und seiner freundlichen Unterhaltung, obwohl er seinen Glauben offen und entschieden bekannte. „Unser Herr Pastor Edler hat hier 2 Namen, er heißt Henoch und Nathanael" sagte die ihn hochehrende Gräfin von Rheda von ihm. Im 7jährigen Kriege hatte er viel von den französischen Soldaten zu leiden. Er starb an der damals dort herrschenden Ruhr nach schwerem Leiden.

herigen Seelsorger bürgen dafür, und da die Toten in dieser Hinsicht eher zu nennen erlaubt ist, als die Lebenden, so nenne ich nur euren Vater Schlüter. Oder darf ich ihn in dieser Hinsicht nicht nennen, und so nennen? — wird euch das Herz nicht warm bei diesem seinem Namen? Hat er denn nicht treulich bei euch angeklopft ein halbes Jahrhundert hindurch und noch länger, um für den Herrn Herberge zu suchen und „Abendmahlsgäste"? Hat er es über euch gewinnen können, dem Herrn aufzutun, oder sollte es sein Andenken vielleicht noch können? Das Andenken des Gerechten bleibet ja im Segen. O! wie gern wollte ich das heute dazu benutzen, wenn es beitragen könnte, auch nur eine Seele zu gewinnen! Und darum, o! bei seinem teuren Andenken mit, bitte und ermahne ich euch, — ach! und wenn ich vielleicht nie hier wieder auftreten sollte, dann um so dringender!" — — —

Auf diese Predigt hin richtete nun der gläubige Teil der Gemeinde ernstlich sein Auge auf ihn als Nachfolger des Verstorbenen. Es galt also wieder Besetzung der ersten Pfarrstelle, und da Volkening bei seiner wachsenden Familie nicht zuzumuten war, Schnathorst zu verlassen, um die damals sehr gering dotierte zweite Pfarrstelle anzunehmen, so mußte dem christlich gesinnten Teile der Gemeinde alles daran liegen, daß der von dem städtischen Teile begünstigte zweite Prediger Lüning nicht gewählt wurde. Dieser hatte wohl ein gewisses Anrecht an die erste Stelle, da er schon seit 1809 im Amte war, hatte sich aber stets als offnen Gegner der Gläubigen gezeigt. Ja, er ging sogar mit dem Plane um, beide Pfarrstellen zu vereinigen und zu verwalten mit Hilfe des ihm lieberen Kandidaten Greve, welcher zugleich die Kinder der Vornehmen weiter unterrichten sollte.

Nun waren aber in der Gemeinde zwei Männer, die bei allen, welche sich irgend zu den Gläubigen hielten, in

großem Ansehn standen, weil sie seit langen Jahren schon die „Versammlungen" geleitet und sich durch Krankenbesuche vielen Familien teuer und wert gemacht hatten. Der eine war der Schuhmacher König, welcher 1812 in Berlin gearbeitet hatte und dort durch des alten ehrwürdigen Pastor Jähnicke Zeugnis erweckt und zum lebendigen Glauben an Christum geführt war. Der andre war Menkhoff, welcher in den Dorfschaften Blankenhagen und Pavenstädt eine Privatschule hielt, während des schulfreien Sommers aber mit christlichen Traktaten, die er hatte drucken lassen oder vom Wuppertale bezogen, das Minden-Ravensbergische durchzog. Auf diesen Reisen hatte er Volkening in Schnathorst predigen hören und näher kennen gelernt. Als eine freudige Botschaft erzählte er den Freunden davon. So war es diesen beiden Männern möglich, ihren Einfluß mit Erfolg für Volkenings Wahl geltend zu machen.

Sobald Lüning erkannte, daß seine Wünsche unerfüllt bleiben würden, verließ er die zweite Pfarrstelle und erhielt auch sogleich von der Regierung in Minden eine der beiden Pfarrstellen in Schildesche. Die große Freude über die geglückte Wahl machte dann die Gläubigen so nachgiebig, daß sie es geschehen ließen, daß Greve auf die zweite Pfarrstelle gewählt wurde. Volkening erwuchsen daraus freilich in den nächsten Jahren die schwersten Unzuträglichkeiten und Kämpfe, bis durch seinen Dienst auch Greve zu dem Bekenntnis kam: „Du bist mir zu stark geworden, Herr, und hast mich überwunden, und ich habe mich überwinden lassen". Von da an ist er ihm ein treu anhänglicher Freund und Mitarbeiter und ein gesegneter Zeuge Christi geworden.

So zog denn Volkening am 16. Februar 1827 nach überaus beschwerlicher Reise bei bitterer Kälte auf zum Teil verschneiten Wegen mit seiner Frau und drei kleinen

Kindern in Gütersloh ein. Mit hellem Jubel begrüßten ihn seine christlichen Wähler, aber doch gab es auch unter den ferner stehenden — später ihm sehr nahe gekommenen! — Familien der Stadt manche, die ihn wenigstens äußerlich freundlich aufnahmen und reichlich dazu beitrugen, daß die anziehende Familie nicht ein leeres Haus fand.

Erst am 11. März konnte die amtliche Einführung durch den Superintendenten erfolgen und Volkening seine Antrittspredigt halten, die ebenfalls unter den Seite 29 erwähnten drei Predigten sich befindet.

Mit diesem viel- und vollsinnigen Wunsche trat Volkening sein Amtsleben in der neuen Gemeinde an. Zu seiner Erfüllung war er mit Schwert und Kelle gerüstet, die in den elf Jahren seines Dortseins nie gerostet. Zunächst waren es die sonntäglichen Predigten, in denen er das Wort mit Beweisung des Geistes und der Kraft als ein zweischneidiges Schwert führte, die Freunde weckend und stärkend, die Feinde verwundend und überwindend. Die Scheidung in der Gemeinde war schon da, aber sie wurde durch seine Predigt schärfer und offenbarer, bis allmählich die Gegner auch zu offenen Angriffen übergingen. Anfangs waren sie stutzig, als sich die Kirche in ungewöhnlicher Weise füllte. Nicht bloß die Gemeinde fand sich zahlreicher ein, sondern im Laufe des ersten Sommers strömten auch aus weiter Ferne, besonders aus Schnathorst und Umgegend, viele fast sonntäglich zu seinen Predigten, so daß die Kirche auch in den Gängen bis zur Kanzeltreppe hin gefüllt war. Wenige Predigten gab er in Druck, wenn sie zu weiterem Nachdenken und größerer Nachwirkung dienen sollten. So eine eingehende Predigt gegen die Sonntagsentheiligung und für bessere Sonntagsheiligung, die mit folgendem Mahnungswort schloß:

„O, möge denn dies mein heutiges Wort an euch

zu rechter Sabbatsfeier beitragen, möge es steuern helfen, wo und wie es in dieser Hinsicht not tut! Und not tut es, sehr not; das müssen wir doch gestehen, wenn wir um und in uns blicken! Darum habe ich auch heute so reden wollen, reden müssen nach Pflicht und Gewissen, und ich bitte euch dringend: Denket dem weiter nach, ehe es zu spät ist, und nehmet das Wort an in der Liebe, wie es gegeben wird, damit es Frucht bringe für das ewige Leben. Oder denkt vielleicht mancher, das gehe nicht, ein so hartes Wort finde keine gute Statt? O, der möge doch bedenken, daß es nur dem harten, trotzigen Herzen hart ist, dem weichen nicht, das gibt nach. Und für solche harte Herzen gehört ja — wenigstens mitunter — ein Hammer, der es zerschmeiße. Jetzt meinen ihrer viele, wir kämen zu hart, und einst vor dem Gericht werden sie sagen: ihr kamet zu gelinde. Was hilft's denn auch, immer um den Nagel herumzuhämmern, davon dröhnt er nur noch loser; oder wohl auch mal daranzuschlagen, davon verbiegt er nur. Und was ist denn für viele, die nicht sehen und hören wollen, wie es mit ihnen steht, der „Stab Sanft" anders, als ein solches Herum- und daranhämmern, wodurch sie sich nicht gemeint und getroffen fühlen. Davids Bußspiegel (Psalm 51), welchen so mancher arme Sünder nimmt, damit in einen Winkel geht, sich darin besieht und reuig nachbeten lernt: ich habe gesündigt wider den Herrn; Gott, sei mir gnädig nach deiner Güte! Dieser Bußspiegel würde wohl nicht aufgehängt sein in der großen Rüstkammer des Wortes Gottes, wäre Nathan bei seinem Umherhämmern vom reichen und armen Manne mit ihren Schafen geblieben und hätte nicht durch die schlagende Nutzanwendung: Du bist der Mann! den Nagel auf den Kopf getroffen.

Ob ich es heute auch so getroffen, manchen unter euch getroffen habe? O fragt euer Gewissen vor Gott

dem Allwissenden und Heiligen, steht ihm redlich Rede und Antwort; und damit ihr das um so eher tut, blicket erst die ernste Warnungstafel 2. Sam. 12, 7 ff. an; laßt euch die Nutzanwendung von dem Gesagten von dem rechten Nathan, vom Geiste Gottes machen, der euch durchs Herz rufe: „Ja, auch du bist der Mann, der das dritte Gebot übertreten hat, und du wirst ein Mann des Todes sein, wenn du nicht mit David in dich schlägst, und beichtest mit ihm: Ich habe gesündigt wider den Herrn. Wohl dir aber, wenn du das tust, redlich tust wie David! Dann wird sogleich, wie dort, darauf folgen: So hat auch der Herr deine Sünde weggenommen, du wirst nicht sterben. Und ob auch wohl dort der Sohn, welcher dem David geboren war, des Todes sterben mußte, weil er durch diese Geschichte die Feinde des Herrn hatte lästern gemacht; und ob auch wohl hier das, was am Sonntage gewonnen wurde, in einen löchrichten Beutel fällt und bald wieder verloren gehen muß, so ist doch das auch der Schaden allein für den bußfertigen Sünder; seine Seele wird doch gerettet. Ist die Seele aber gerettet, dann ist ja alles gerettet! Darum gebt davon, gebt verloren, was ihr bisher als Gewinn erachtetet, aber im Grunde Schaden war, und euch dieses wahren Gewinns beraubtet; laßt ab von den Sonntagssünden des trägen Müßigseins, der irdischen Betriebsamkeit und Arbeit und des eitlen Vergnügens, der weltlichen fleischlichen Freude, um die wahre heilige Sabbatruhe zu genießen, den Geist zu erbauen, und himmlische Freude im Herrn zu haben. Werdet mit dem bußfertigen David bußfertig, um mit dem gerechtfertigten in Christo Jesu gerecht und selig zu werden. Amen."

Die Predigt hatte großen Erfolg. Mehrere kleine Kaufleute und Handwerker in der Stadt stellten sogleich den Sonntagsverkauf ein, und in vielen Familien bemühte

man sich eine größere Sonntagsstille einzuführen, namentlich auch in Beziehung auf die Vergnügungen, zu welchen man sich in benachbarten Gasthäusern fast sonntäglich zusammengefunden hatte. Dem entgegen veranstalteten die feindselig Gesinnten nun um so mehr Aufsehn erregende Vergnügungen. Als auf einer solchen Partie nach Sankt Vit die Gesellschaft auf der Fahrt verunglückte, wobei ein junges Mädchen seinen Tod fand, nahm Volkening wieder Gelegenheit, bei der Leichenrede ernstlich die Sonntagsvergnügungen zu strafen an den „vornehmen Sündern", die Sankt Vit („heilige Vit", plattdeutsch „Sünte Vit") zu einem „Sünden-Vit" machten. Am nächsten Sonntage waren die Stühle der „Vornehmen" leer, und einige Herren gingen zu Volkening und verlangten, er solle das, was er gesagt, widerrufen. Als er sich dazu nicht verstehen wollte und nur ein: „Nein, was ich gesagt, das habe ich gesagt" hatte, so verklagten sie ihn bei der Regierung, von der er dann einen herben Verweis erhielt. Ernster wurde seine Lage bei einer ähnlichen spätern Veranlassung.

Es hatten sich nämlich die meisten städtischen Familien verabredet, auch in Gütersloh ein Schützenfest zu veranstalten, wie es in größern Städten schon ein altes Herkommen war; hier natürlich ein bloßes Vergnügen ohne alle herkömmliche Bedeutung, wie sie selbst geäußert, „um den Pietismus auszufegen". Als der Festsonntag kam, sprach sich Volkening noch einmal scharf und kurz dagegen aus und verlas dann statt einer eignen Predigt eine solche aus „Riegers Herzenspostille". Nachmittags, als der Auszug mit Musik durch die Kirchstraße am Pfarrhause vorbei geschehen sollte, zog sich Volkening auf seine nach hinten gelegene Studierstube zurück, während seine Frau nach der Straße hin sämtliche Fensterläden schließen ließ. Man zog denn auch mit möglichstem Lärm von Trommeln

und Pfeifen vorbei; aber kaum eine Stunde nachher zog sich am westlichen Himmel ein schweres Gewitter zusammen. Bald darauf troff der Regen unter Blitz und Donner in Strömen hernieder. Ein heftiger Sturmwind hatte das große Tanzzelt, in dem sich alles zusammengedrängt, abgedeckt und es blieb nichts übrig, als sich eiligst in die Stadt zu flüchten. Da zog denn die ganze Gesellschaft, die Mädchen in ihren dünnen weißen Kleidern, völlig durchnäßt in eiligem Laufe wieder am Pfarrhause vorbei. Statt sich nun unter die gewaltige Hand Gottes zu demütigen (wie denn das Ereignis auf manche wirklich einen entscheidenden Eindruck hervorgebracht hat!), waren die Anstifter aufs äußerste empört und verklagten „den Propheten und Beter" bei der königlichen Regierung als „Störer und Verdammer erlaubter Vergnügungen". In einem scharf tadelnden Reskripte wurde Volkening aufgefordert zu widerrufen, und da er sich des weigerte, die Amtssuspension über ihn verhängt; freilich nur auf eine kurze Zeit, da eine Absetzung doch nicht gut möglich war.

Übrigens ließen von dieser Zeit an (1832) die offnen Angriffe der Feinde mehr und mehr nach, zumal auch von den städtischen vornehmeren Familien einige für das Evangelium gewonnen wurden, wesentlich durch ihre jüngst konfirmierten Kinder, die mit der größten Begeisterung und Liebe an ihrem Seelsorger hingen. Es war das der stille Bau mit der Kelle, der vielleicht mehr oder doch ebensoviel Frucht geschafft als die Predigt.

Dazu gehörten zuerst die Bibel- und Missionsstunden, welche Volkening gleich im nächsten Winter nach seinem Anzuge eingeführt hatte. Die „Bibelstunden", welche von daher im vierten Jahrzehnt über ganz Norddeutschland Verbreitung fanden, waren eigentlich nichts anders als eine Neubelebung der alten „Erbauungsstunden" (collegia

biblica) der ersten Pietisten in etwas veränderter Form, so daß nur vom Pastor ein Bibelabschnitt meist fortlaufend erklärt wurde, ohne gemeinsame Besprechung unter den Teilnehmern, wie sie eben auch F. A. Weihe während des Winterhalbjahres an den Sonntagnachmittagen gehalten hatte. Der Gesang wurde dabei besonders belebt durch ein „Harmonium", welches Volkening durch seinen Bruder aus Wien erhalten, wo derselbe als Instrumentenmacher tätig war. Bis dahin hatte Volkening die alte kleine Orgel, die sein Vater gebaut, benutzt. Zu diesen Bibelstunden, welche anfangs im Konfirmandensaal des Pfarrhauses gehalten wurden, fanden sich meist nur Frauen und Jungfrauen, die sich des Evangeliums von Christo nicht schämten, aus den niedern Ständen ein. Mit ihnen wurden nun die Missionsstunden verbunden, da Volkening schon längere Jahre mit dem Wuppertaler Missionsverein in lebhafter Verbindung stand. Bald wurde auch ein „Missions-Nähverein" (Jungfrauenverein) gebildet, wovon eine Teilnehmerin schreibt: „Zu Anfang der dreißiger Jahre wurde der Missionsnähverein ins Leben gerufen, wahrscheinlich der erste in Westfalen. Bereitwilligst räumte die Pastorin ihre Zimmer ein. Er stand bald in voller Blüte, denn es war immer ein trauliches, liebliches, gesegnetes Beisammensein. Meines Wissens unterließ Pastor Volkening es aber auch niemals, an diesen Freitagabenden zum Schlusse im Verein zu erscheinen und sie durch ein Schriftwort, durch Gesang und Gebet zu würzen. Mit vieler Freude arbeitete man damals, und wie füllten sich schnell die Tische. Eine Ermahnung zum fleißigen Kommen war damals nicht (wie später leider oft) nötig. Als wir Mädchen noch nicht konfirmiert waren, hätten wir gern daran teilgenommen. Sobald der Pastor aber unsern Wunsch erfuhr, ließ er uns am Dienstagabend allein „auf den Saal"

kommen und für die armen Kinder in der Rettungsanstalt Düsseltal Strümpfe stricken. Ich erinnere mich noch sehr gut, mit welcher Freude ich den Dienstag kommen sah. Es war unser eine ziemliche Anzahl, ein langer Tisch war rund herum besetzt. Auch diesen Abend wußte er uns Kindern durch Gesang, Erzählung einer Geschichte und Mitteilungen aus dem Reiche Gottes lieb zu machen und einen tiefen Eindruck auf Herz und Gemüt auszuüben. Zu Weihnachten wurde dann ein großes Paket Strümpfe an den Grafen v. d. Recke-Volmarstein abgeschickt, wozu jedes Kind ein Briefchen schreiben mußte."

Als Volkening nach Gütersloh kam, sah es mit der Missionssache in Deutschland noch sehr kümmerlich aus. Berlin, Basel, Barmen waren die drei Herde, auf welchen das Missionsliebesfeuer, das in England seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts aufgegangen war, von daher sich entzündet hatte. Die vor hundert Jahren so leuchtende Missionstätigkeit der Brüdergemeinde fristete nur wenig bekannt und kümmerlich damals ihr Leben, und die von A. H. Francke in Halle gestiftete mit Dänemark verbundene Mission war in den Händen des dortigen Rationalismus gar erstorben, so daß die stiftungsmäßigen Gelder an andre Anstalten vergeben wurden. Erst seit 1821 sandte Basel, seit 1828 Berlin, seit 1829 Barmen die von ihnen geworbenen und vorbereiteten Boten selbständig aus. So war man damals fast nur auf englische Missionsnachrichten angewiesen, die über Basel und Barmen auch nach Westfalen gelangten. Die las Volkening denn seinem kleinen Kreise von Missionsfreundinnen (Männer kamen anfangs gar nicht) als Zugabe in den Bibelstunden wie im Missionsnähverein vor, bis vom Jahre 1831 an die Missionsstunden in der Kirche gehalten werden konnten. Diese erste öffentliche Missionsstunde, bei der sich nun auch der erst feindliche, aber vor Jahr und Tag von ihm ge-

wonnene Organist Eickhoff die Orgel zu spielen willig finden ließ, war ein Ereignis. Derselbe erzählte mir, um die Größe desselben zu schildern: Volkening sei erregt auf die Kanzel gekommen und habe in den einleitenden Worten gesagt „er habe bei seinem Gange zur Kirche in den Haustüren des Kirchhofes die Zähne bleken sehen". Es wird eine Verwechselung mit einer Privatäußerung sein, aber das ist richtig, daß man sich jetzt kaum eine Vorstellung von der damaligen bittern Feindschaft wider Christum und seine jetzt zu Ehren gekommene Sache machen kann. Volkening las nach erbaulicher Auslegung eines passenden Bibelabschnitts aus Missionsblättern vor, denn ob er wohl ein Meister der Rede war, wenn es galt aus dem Schatze seiner Erfahrung und Erkenntnis mitzuteilen, so fiel es ihm bei seinem mangelhaften Gedächtnisse schwer, etwas Gelesenes oder Gehörtes wiederzuerzählen. Durch die dazwischen gestreuten, kurzen, erklärenden oder erbaulichen Bemerkungen wußte er aber auch bei Vorlesungen die Hörer zu fesseln. Obgleich einmal Wallmann, der allerdings meisterhafte Erzähler, auf einem spätern Missionsfeste für Missionsstunden den Grundsatz aufstellte: „Schlecht erzählt ist immer noch besser als gut vorgelesen!", so blieb Volkening doch bei seinem Brauch, wie er denn überhaupt als durchaus originale Natur auch bei dem besten Willen wenig von andern anzunehmen vermochte.

Als nach einigen Jahren außer von seinem Freunde Kunsemüller auch noch von einigen jüngern durch ihn meist bekehrten Pastoren in andern Gemeinden Missionsstunden gehalten wurden, schritt Volkening dazu, nun auch ein Missionsfest, das erste in Westfalen, zu halten. Auf der Durchreise durch das Wuppertal nach Ems, dessen Bäder er 1834 zu gebrauchen gezwungen war, war er wieder persönlich mit seinen alten Freunden Sander und

Krummacher zusammengekommen. Diese lud er nun im nächsten Sommer nebst andern mit ihm bekannt gewordenen Brüdern wie Weibezahn aus Osnabrück, Banning und Siemsen im Tecklenburgischen, und die Kandidaten Hartog und Schröder zu einer Pastoralkonferenz nach Gütersloh ein. Damit wurde das Missionsfest verbunden, an dem namentlich Krummacher in seiner glanzvollen Weise eine gewaltige Predigt hielt. Dieses Fest, dem bald andre an andern Orten folgten, wo sich auch Missionsvereine gebildet hatten und Missionsstunden gehalten wurden, wirkte wie ein Kanonenschuß auf die Feinde, die sich nun zu offnem Kampfe aufmachten. Mit heimlichem Verdruß hatten sie längst den wachsenden Einfluß Volkenings und das Eindringen des „Pietismus" selbst in ihre Gemeinden wahrgenommen. Es schien ihnen das das sicherste, mit vereinten Kräften vorzugehen.

Dazu bot die im März 1835 eingeführte neue Kirchenverfassung eine scheinbar wirksame Handhabe. Die reformierten und lutherischen Kirchen von Jülich, Cleve, Berg und der Mark hatten durch die französische Zeit hindurch und seit 1813 der preußischen Regierung gegenüber mit tapferer Zähigkeit ihre alte presbyteriale und synodale Kirchenordnung festgehalten und gegen die aufgedrungene Konsistorialverfassung zu wehren versucht. Sie würden aber schließlich der preußischen Bureaukratie erlegen sein, wenn König Friedrich Wilhelm III. nicht sehr daran gelegen gewesen wäre, daß auch in der Rheinprovinz und Westfalen die in den östlichen Provinzen durchgeführte Union von 1817 angenommen würde. Nach langen Unterhandlungen erhielten sie denn zum Dank für die Annahme der Union eine von der frühern allerdings sehr verschiedene gemeinsame Synodalverfassung in der Kirchenordnung von 1835. Mit dieser wurde denn gleichzeitig auch Minden-Ravensberg bedacht.

Die danach jährlich abzuhaltenden Kreissynoden brachten nun die gläubigen und ungläubigen Pastoren in nähere persönliche Berührung. Da konnten schwere Kämpfe nicht ausbleiben. Die Kreissynode zu Bielefeld 1837 hatten sich nun die Gegner zu einem Angriffe ausersehen; zunächst war eine Lahmlegung der Missionssache geplant, in welcher die Gläubigen aller Gemeinden ein sie verbindendes gemeinsames Band gefunden hatten. Totmachen ließ sich die Sache nicht mehr, da die Mission im ganzen evangelischen Deutschland zu Ehren gekommen war und auch in Berlin von hochgestellten Männern gepflegt wurde. Sie sollte nun so in die Breite getreten werden, daß sie nicht mehr von den Gläubigen allein, sondern von allen Pastoren und zwar als Gemeindesache und nicht als Vereinssache gepflegt würde.

Volkening schreibt darüber an Kunsemüller: Auf der Synode (in Bielefeld) war ich, und zwar so gedrückt, daß ich nur am Ende des zweiten Tages den Mund auftat, als ich merkte, wie der Feind es versuchte, der Sache des Herrn zu schaden unter dem Schein des Dienstes. Allerdings, als die Sache der Mission vorkam und dieser und jener zu mir hersah, gleichsam sagend: Das ist deine Sache! stand ich auf und sagte, wie nach meinem Dafürhalten der Missionssache mit ihrem Vorhaben eine Wunde geschlagen werde, welche ihr lebensgefährlich werden könnte. Denn vierteljährlich (wie sie es vorhatten) am Schlusse der Kinderlehre etwas aus dem Missionsblatte vorlesen, ist so gut wie die Sache aus der Welt tun. Sodann sollte immer nur am zweiten Pfingsttage das Missionsfest gefeiert werden. (Du merkst wohl, warum?) Dagegen protestierte ich auch und ließ ausdrücklich im Protokoll bemerken, daß es den schon bestehenden Vereinen unbenommen bleiben sollte, das anders einzurichten. (H. hatte dabei gehört, wie N. einem andern zuflüsterte:

„Siehst du, sie wollen doch was Apartes haben.") Übrigens war die ganze Synode so, daß ich hätte immer Tränen vergießen mögen. Und doch wurde ich für die nächste Synode zum Synodalprediger gewählt.

Natürlich waren die Gegner neugierig, den Prediger auch einmal zu hören, der einen so großen Zulauf von von allen Seiten her hatte. Und sie bekamen ihn zu hören.

Was sie aber zu hören bekamen, das hatten sie sich nicht gedacht. Volkening predigte nach Pauli Rede aus Apostelgeschichte 20 über die Führung des christlichen Predigtamtes in seiner so erschütternden Weise, daß die Mehrzahl der Synodalmitglieder statt mit Beugen vielmehr mit tiefstem Ingrimm die Kirche verließ. In der Synodalversammlung brachen sie denn auch bald so mit Vorwürfen und Verdächtigungen heraus, daß Volkening nicht zu Worte kommen konnte, um sich zu verantworten, bis er endlich laut ausrief: „Bin ich denn hier auf einer Räubersynode?" Das Wort fuhr aber wie ein Blitz in ein Pulverfaß, daß alle gegen ihn aufsprangen, als wollten sie handgreiflich werden! Da setzte Volkening sich still nieder und sprach kein Wort mehr. In der Versammlung aber trat bald eine schwüle Stille ein, und nach einer Pause machte man in gedrückter Stimmung die notwendigsten Verhandlungen so kurz als möglich ab.

Und nun — um das hier gleich anzuschließen — nach drei Jahren?? Da wählte dieselbe Synode Volkening abermal zum Synodalprediger des folgenden Jahres!! Die Hauptgegner waren noch da und waren im Grunde noch dieselben, aber es waren auch entschiedene Freunde und Mitkämpfer hineingekommen, vor allem waren nun auch gläubige Männer als Presbyter hineingewählt, und die Zeit — kurz nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. — war eine etwas andre geworden. Man kann auch sagen, daß Volkenings Name einen etwas

andren Klang bekommen durch den Einfluß, den er auf immer weitere Kreise gewonnen hatte. Der Entwurf, der im Dezember 1842 in Bielefeld gehaltenen Predigt ist in einem Briefe an Kunsemüller aufbehalten, wo Volkening schreibt:

„Die Synode ist gewesen und der Herr mit uns, wenigstens hat er Großes getan, wenn auch nach seinem Willen nicht alles, wie wir wollten. Ich war vorher etwas gedrückt, der Herr aber erhörte Euch und mich und gab fröhliches Auftun des Mundes in der Kirche und bei den Verhandlungen. Der Herr O. C. Natorp war da. Die Kirche voll Bielefelder und Auswärtiger. Ich hatte das Evangelium vom 3. Advent und sprach über:

Das für uns und unsere Kirche so bedeutsame Adventswehen und -warten unsrer Zeit:

I. Worin wir das nachweisen mögen — mit einem Gottlob! Dabei
   1. in dem neugefühlten Bedürfnis, daß nichts als der Herr Jesus uns selig machen könne,
   2. in der angeregten Freundschaft für ihn und seine Sache,
   3. in der aufgeregten Feindschaft gegen ihn, sein Volk und seine Sache.

II. Wie wir das uns zu deuten haben, zu unserm Heil — mit einem Walt's Gott! dazu?
   1. Der Herr ist Herr — das ist der Herr Jesus, der Stärkere — über den Starken.
   2. Dieser Herr ist nahe a) mit Kämpfen, b) mit Hülfe, c) mit Sieg und Gericht.

III. Wie wir das zu nutzen und zu befördern haben — mit einem Hilf Gott! darauf.
   1. Saget wieder und weiter, was ihr sehet und höret (nämlich das und das und das).

2. Die Kirche ziehe wieder in ihr Interesse und Bereich, was Privatsache geworden war; sie wasche sich aber erst die Hände usw.

Der treue und barmherzige Herr wolle recht sein Amen zu unserm Lallen gesprochen haben und sprechen! Bei den Synodalverhandlungen ging es im ganzen so, als ob man „am Gerüste und nie am Turme bauen müßte". Es war vieles abgekartet. . .

Die Missionssache kam zuletzt, denn am End kommt das Beste, und da gab es doch ordentlich Kampf. Da kam die Katze wieder zum Loche heraus. Sie haben aber Dinge gehört, welche ihnen noch heute in den Ohren gellen werden. Banning traf scharf zu. Einmal ganz ernstherzlich: „Aber, liebe Herren, was haben Sie denn in der Sache schon getan, daß sie so mitsprechen usw.? Sie wollen und sollen nun einen Bericht haben und zwar einen gedruckten zu Neujahr. . . Ja eine Kommission, die die Sonntagsfeiersache bearbeiten soll, nahmen sie doch gar mich auf, weil sie gehört, daß in Jöllenbeck es so ziemlich gut in dem Punkte stände, ich also wohl Mittel angeben könnte usw. wie? Will ich auch tun, sie werden sie aber nicht gebrauchen! — — —"

Damit neigte sich aber auch der Kampf zum Ende, wenn auch wie nach dem Sturme noch hie und da ein kleines Wellenspritzen sich zeigte. Die Gegner waren überwunden, wenn nicht alle innerlich doch äußerlich. Als ein Jahr danach Volkening an die Spitze des vereinigten „Ravensberger Missionsvereins" trat, begannen die jährlichen großartigen Missionsfeste zu Herford und zu Bünde, in welchen die Missionssache ihren triumphierenden Ausdruck fand. Als Organ des Vereins und als reiche Einnahmequelle für die Rheinische Missionsgesellschaft wurde dann das „Evangelische Monatsblatt" begründet, welches in steigender Verbreitung es bis zu mehr als

20000 Abonnenten gebracht hat. Die wichtigsten Erfolge dieser Arbeit für die Mission bestehen aber nicht bloß in den reichen Summen, welche der Mission aus Ravensberg zufließen, sondern in den persönlichen Arbeitern, welche ihr von hier aus zugeführt werden. Schon bis zum Jahre 1846 standen allein aus Minden-Ravensberg 7 Missionare und mehrere Frauen in der Arbeit unter den Heiden — davon allein 2 Missionare und 2 Frauen aus Gütersloh.

Solche Erfolge erzielte Volkening nicht durch Missionsstunden und Predigten allein. Nach allen Zeugnissen, die wir darüber besitzen, gewann er zunächst in seiner Gemeinde die Herzen für den Herrn und seinen Dienst vorzugsweise durch den Konfirmandenunterricht.

Derselbe war eigener Art. Von „Methode" hielt er wenig, am wenigsten von der damals so gerühmten „sokratischen", die aus den Kindern herauslocken möchte, was nicht drin ist. Ich bat ihn einmal, mich als lernbegierigen Zuhörer seinem Konfirmandenunterrichte beiwohnen zu lassen. „Das habe ich nicht gern; da habe ich so meine eigne Weise." So konnte ich nur dann und wann einmal vom Nebenzimmer aus etwas lauschen. Was mir dabei am meisten auffiel, war das, daß hier die herzlich liebende Seite seines Wesens den Kindern gegenüber viel mehr hervortrat als auf der Kanzel. Seine „eigne Weise" war mehr noch als die, welche einmal ein rheinischer Geistlicher empfahl: „Der Konfirmandenunterricht dürfte mehr unmittelbar an die Bibel als an den gangbaren Katechismus anzuschließen sein." Oder wie ein Schulrat bei einer Generalkirchenvisitation in den östlichen Provinzen zu den versammelten Lehrern sagte: „Wir haben die biblische Geschichte als das Fundament unsers Aufbaues anzusehen, auf dem der Katechismus dann als erstes Stockwerk zu errichten ist." Die erste halbe Stunde nahm Volkening einen passenden Bibel-

abschnitt durch, als Vorbereitung und Anleitung zum Selbstlesen der Bibel und zu späterer segensreicherer Nutzung der öffentlichen Bibelstunden, aber zugleich mit herzanfassender Anwendung auf die Kinder. So war „Stimmung gemacht" für den weiteren Unterricht, der dann nach einigen Gesangversen begann. Eine seiner Gütersloher Konfirmandinnen schreibt darüber: „Reich gesegnet war uns der Konfirmationsunterricht im Winterhalbjahre 1837 bis 1838. Es war nicht gut möglich, daß sich unsere Herzen dem mächtigen Eindrucke, den er durch seinen Unterricht auf uns ausübte, auch nur eines von uns hätte ganz entziehen können. Zu Anfang der Stunde erklärte er uns immer einen Abschnitt der Heiligen Schrift, für uns anregender und erwecklicher als die nachherige Auslegung des Katechismus. Wir waren dann durch seine ernste, hinreißende, fesselnde Rede ganz Ohr und lebten unter dem Eindrucke der verflossenen Stunden fort, uns wieder freuend auf die kommenden. Unvergeßlich bleibt es mir, wie er uns in einer der letzten Stunden so ernst und dringend anredete und dann sagte: „Kinder, ich wollte für euch alle wohl gleich Särge machen lassen, wenn ich euch nur selig wüßte!" —

Ähnliche Zeugnisse liegen in Menge vor von seinen dortigen Konfirmandinnen, und diese waren es, durch welche allmählich die Eltern und die Familien auch namentlich in der Stadt gewonnen wurden.

In Jöllenbeck hörte ich einen älteren Mann nach 50 Jahren noch mit Begeisterung von „Vater Volkenings" Konfirmandenstunden sprechen und erzählen, wie er in der letzten Stunde mit ihnen auf die Knie gefallen sei und in heißem Gebet sie dem Herrn Jesu ans Herz gelegt habe. Als sie entlassen seien, hätten fast alle Knaben sich hinter der Kirchhofsmauer versammelt und mit Tränen

in den Augen sich die Hand gegeben auf das Gelübde: „Jungens, wir wollen in Gottes Wegen wandeln!“

Einer seiner Jöllenbecker Konfirmanden (späterer Lehrer B.) schreibt davon: „Pastor Volkening vernachlässigte beim Konfirmandenunterricht durchaus nicht den Gebrauch des Katechismus, aber er gab nicht so viel darauf, daß die Antworten auf die darin gestellten Fragen sämtlich und genau auswendig gelernt wurden. Er ließ es aber nie daran fehlen, den Inhalt derselben durch anschauliche Beispiele aus der Bibel oder aus dem Leben, die ihm immer zur Hand waren, weil er mit geisterleuchteten Augen durchs tägliche Leben ging, zu erläutern. Vor allem kam es ihm darauf an, daß die Heilswahrheiten nicht allein mit dem Verstande aufgefaßt und in das Gedächtnis aufgenommen wurden, sondern daß das Herz des Kindes davon erfaßt und der Wille dadurch geleitet wurde. Einzelne Psalmen, Abschnitte aus den Propheten und Geschichten des Alten und Neuen Testaments eröffneten immer den Unterricht. Einen tiefen Eindruck machte aber sein Gebet auf die Konfirmanden. Wenn die letzten Töne des Harmoniums, welches er einzig in seiner Art spielte, verklungen waren und er dann aufstand, seine Hände faltete und von Gott den Segen zum Unterrichte erflehte, oder wenn er zum Schluß mit Lob und Dank, mit Gebet und Flehen vor den Herrn brachte, was in der Stunde behandelt war, dann spürte man ein Wehen des Geistes. Wie treu er auch in der Fürbitte für seine Konfirmanden war, das zeigte sich daran, daß er nicht bloß an den Sonntagen vor der Konfirmation, sondern an den Sonntagen des ganzen Winterhalbjahres dieselben in das Altargebet einschloß und dabei den Eltern und Angehörigen solche Fürbitte ans Herz legte und zur Pflicht machte. In der Unterrichtsstunde am Montage ließ er sich auch wohl einiges aus der am Sonntag ge-

haltenen Predigt, wenigstens Thema und Teile von den Kindern angeben. So gewöhnte er die Kinder an ein gespanntes Aufmerken während der Predigt und an ein Bewahren und Erwägen des gehörten Wortes. Manche der Konfirmanden kauften sich mal ein Heft und schrieben an den Sonntagnachmittagen hinein, was sie von der Predigt behalten hatten. Ja, es fanden sich wohl Nahewohnende und besonders Befreundete unter ihnen zusammen, überhörten sich die Aufgaben, wiederholten die Predigt und beteten zusammen.

Kein Konfirmand blieb bei solchem Unterrichte und eindringlichen Gebeten ohne innere Anfassung, und einzelne bekehrten sich so ernstlich, daß sie von der Konfirmation an in Gottes Wegen wandelten. Bei andern kam es zwar nicht gleich zum Durchbrechen, sie entzogen sich nicht den Versuchungen der Welt und des Fleisches und wandelten den breiten Weg; aber sie hatten doch einen Stachel ins Herz bekommen, dem sie nicht lange oder für immer widerstehen konnten. Herzlich und liebevoll war der Empfang, wenn solche Jünglinge oder Jungfrauen zu ihm kamen. Dann pflegte er wohl zu sagen: „Das habe ich wohl gedacht und von Gott erwartet, daß du wiederkehren würdest."

Wenn eins der Kinder krank wurde, besuchte er dasselbe bald und öfters und betete auch in den Unterrichtsstunden für dasselbe. Groß war seine Freude, wenn er an dem Bette eines solchen Kindes saß und an ihm das Ziehen des Vaters zum Sohne bemerkte, oder wenn er ein solches Kind einsegnen konnte zum Heimgehen ins Vaterhaus dort oben. Als einmal ein solches Kind, ein Mädchen beerdigt wurde, hat er vor innerer Freude die Leiche nicht im Dorfe abwarten können, sondern ist auf den Turm gestiegen, um den Leichenzug aus der Ferne zu sehen.

Vom Turme aus pflegte er auch wohl das Kommen der Konfirmanden aus den beiden Nebenschulen zu beobachten. Diese kamen nämlich von der Schule her in geordnetem Zuge Lieder singend zum Konfirmandensaale."

Bei solcher Vor- und Zubereitung der Konfirmanden ist es nicht zu verwundern, daß die Kinderlehren am Sonntagnachmittag von einem so heranwachsenden Geschlechte zahlreich und regelmäßig besucht wurden, aber zu verwundern ist es, daß noch 20 Jahre nach dem Abgange Volkenings immerfort dieselben so besucht waren, daß mindestens 1000, also über die Hälfte der Kirchenbesucher des Morgengottesdienstes sich dazu einfanden. Und das war selbst innerhalb Ravensbergs sonst nirgends so wie in Jöllenbeck.

Die elfjährige Wirksamkeit Volkenings hat Gütersloh zu dem gemacht, was es war und was es in der Folge galt in den Augen der Christen. Die meisten Familien auch in der Stadt waren für das Christentum gewonnen. Die Feinde des Christentums waren kleinlaut geworden, aber sie waren noch da; und wie sehr auch Volkenings Nachfolger Banning in gleichem Sinne und mit reichem Segen vier Jahre lang arbeitete, bis er 1842 einem Rufe nach Unterbarmen folgte, so erschienen sie bei gegebener Gelegenheit doch wieder auf dem Kampfplatze. Eine solche war auch die 1843 in Gütersloh eingeführte neue Städteordnung. Volkening schreibt darüber unterm 20. Januar an Kunsemüller:

„Wachet und betet; denn kann der Feind schon Unkraut unter den Weizen säen, wenn die Leute soweit doch wachen als geschehen, was würde und wird er tun, wenn sie schlafen! Und wie rüstet er sich anderweitig! In Gütersloh hat „das Volk" bei der Feier der dortigen neuen Städteordnung und quasi Einweihung zum Amte gezeigt, was es im Schilde führt. Mehrere sind einer

nach dem andern auf den Tisch gesprungen, um Reden zu halten, haben „die Despotie" auf dem Schützenplatze begraben, den Ministern ein pereat gebracht und 1/4 Stunde lang gesungen, gebrüllt: „Das freie Wort, das freie Wort" usw. nämlich die freie Presse. Die Lieder Herwegh's wurden da gesungen. Die Bilder Bruno Bauers, Herwegh's und Konsorten hängen an ihren Wänden. . . Das ist die Saat der Drachenzähne, woraus eine geharnischte Ernte erstehen dürfte. Träfen die Gütersloher doch bei ihrer Pfarrwahl den rechten Mann, der wackere Augen hat zu sehen und das Schwert des Geistes und — und — o, es ist da viel nötig. Wie fühlte ich da (bei seinem Besuche dort) recht den Verlust des lieben Bruders Banning. Nur gut, daß Er mit uns auf dem Plane und daß so viele Sprüche noch in der Bibel stehen. . . Aber wachen, beten, kämpfen tut not, und unsre Hände uns gegenseitig stärken . . ."

Eine neue Gelegenheit, hervorzubrechen und Einfluß zu gewinnen, schien ihnen die Revolution im März 1848 zu bieten. Einige revolutionär Gesinnte beriefen eine Volksversammlung, um eine Petition an den König in demokratischem Sinne zu unterschreiben, nach der Ressource. Aber das Volk, die Arbeiter vom „Busche", verstand die Sache anders. Die Redner wurden mit dem Geschrei „Es lebe der König" übertäubt und zum Schweigen gebracht, ja die Ressource, in die eine Menge eindrangen, wurde demoliert, so daß die Führer aus den Fenstern der Hinterseite in den Garten springen und ins Feld flüchten mußten, worauf man zu ihren Wohnungen zog und dort die Fenster einwarf. Gütersloh stand damals fast einzig dadurch da, daß selbst das Volk in konservativem Sinne sich gegen die Revolution erklärte für den König. Und als 1849 der Prinz Wilhelm nach Baden reiste, um dort die Revolution niederzutreten, wurde er

nirgends mit einem solchen Enthusiasmus begrüßt wie auf dem Bahnhofe zu Gütersloh.

Also „dennoch!" — das Städtchen in der Sandebene — immerhin eine „Stadt auf dem Berge"; obwohl noch Feinde des Evangeliums in seinen Mauern — doch eine unbesiegte Festung der Kirche in jener bösen Zeit.

Das Jahr der Revolution von 1848 hatte dem deutschen Volk das Danaergeschenk der sogenannten „Grundrechte" eingebracht. Ihr Ziel war politisch: die Macht des Königtums von Gottes Gnaden zu brechen, sozial: den Juden und Judengenossen die wucherische Aussaugung des Volkes zu ermöglichen, kirchlich: dem Einflusse des Christentums auf das öffentliche Leben die Adern zu unterbinden. Aber es gab auch unternehmende christliche Männer, die entschlossen waren, diese „Grundrechte" der „neuen Freiheit" zugunsten der Förderung des Christentums im Volke auszunutzen. Zu diesen gehörte Pastor Feldner in Elberfeld. Er gründete mit hervorragenden christlichen Männern des Rheinlandes die „evangelische Gesellschaft" mit dem nächsten Zwecke, Sendboten mit Bibeln und Traktaten in die entchristlichten, namentlich auch katholischen Gemeinden auszuschicken. In einer Ausschußsitzung legte er dann aber auch dem Vorstande den Gedanken an die Gründung eines „freien christlichen Gymnasiums" vor, um dahin die Söhne christlicher Eltern zu flüchten vor der Verführung durch die meist entchristlichten Gymnasien unsers Vaterlandes. Mit Begeisterung wurde der Gedanke aufgenommen, ja durch Pastor Krafft gleich dahin näher entwickelt zu einem „christlichen Realgymnasium", aus dem die heidnischen Schriften des klassischen Altertums zu verbannen wären; das Schloß Pempelfort bei Düsseldorf wollte er dazu angekauft wissen. Gegen diesen Plan mußten sich die meisten andern Mitglieder aber standhaft erklären, als

untunlich für die gegenwärtige Zeit und Bildung wie für die damalige Stellung und Lage der Kirche im Staate und im Volksleben.

Seit Jahren mit Feldner befreundet und mit ihm lebhaft über alles korrespondierend brachte ich ihm Gütersloh als den nach den verschiedensten Seiten hin geeignetsten Ort für das zu gründende Gymnasium in Vorschlag, da ich als Schwiegersohn Volkenings mit Gütersloh bekannt und durch Sammlung von Beiträgen zu einem auf der Schildescher Heide zu bauenden Rettungshause mit vielen Familien in Beziehungen getreten war. Feldner folgte dieser Hinweisung auf Gütersloh mit um so größerem Eifer, als er das neue Gymnasium weniger gern in den reformierten Boden des Rheinlandes eingepflanzt sah, als in den lutherischen Ravensbergs. Er beauftragte mich als Generalagenten der „evangelischen Gesellschaft" deshalb mit dem Entwurf einer Vorlage, auf deren Grunde ich mit der Stadt Gütersloh unterhandeln sollte. Allein weder bei den Stadtverordneten noch bei den einzelnen christlichen Männern fand ich williges Entgegenkommen, ja fast nur Bedenklichkeiten wegen der aufzubringenden Summen, der Bauten usw. Nur ein Mann nahm mich mit Zuvorkommenheit und Opferwilligkeit für den Plan begeistert auf. Das war der sonst so bescheiden zurücktretende Buchdrucker Carl Bertelsmann. Wir wurden uns eins darin, nicht auf die Gütersloher uns zu verlassen, sondern auf ganz Ravensberg uns zu stützen, ohne Gütersloh doch als Ort aufzugeben. So reisten wir, der vielen schriftlichen und mündlichen Verhandlungen müde, zusammen im Sommer 1849 nach Schildesche, um — wie früher die Sache des Rettungshauses zu Schildesche — so auch diese Sache in die geschäftsgewandte Hand meines Freundes, des Pastors

Huchzermeier zu legen. Dieser sollte in Gemeinschaft mit Volkening mit Gütersloh weiterzukommen versuchen.

Im Herbst 1849 berief Feldner dann eine Konferenz nach Herford, bei welcher eine Grundlage geschaffen wurde, auf welcher das „Kuratorium" im folgenden Jahre weiter arbeitete. Die beiden ungleichen Brüder, Volkening in seiner Weise und Huchzermeier in seiner Weise, wußten mit den Gütersohern weiter zu kommen. Daß gleichzeitig Höxter und Halle Anerbietungen machten, das Gymnasium bei sich aufzunehmen, diente nur dazu, Gütersloh zum Eifer zu reizen.

Am 17. Juni 1851 hatte Volkening die Freude, die Anstalt eröffnen zu können mit einem siegesfreudigen: „Im Namen des Herrn werfen wir Panier auf!" und am 26. März 1852 die Weihrede bei der Grundsteinlegung des Gymnasialgebäudes halten zu können, welche König Friedrich Wilhelm IV. mit seiner Gegenwart beehrte. Der eigentliche Bauführer der Anstalt blieb Huchzermeier, der sich klug und tapfer durch alle Angriffe und Anfechtungen hindurchgeschlagen hat, aber doch kann man sagen: Den Grund und Boden hat Volkenings Arbeit bereitet, und jeden Fortschritt des Baues hat Volkenings gewichtiges Wort gefördert.

Viertes Kapitel.

Volkening als Prediger.

Als Volkening Gütersloh verlassen mußte, hatte er die Höhe seiner eigentümlichen Begabung als Prediger erreicht, und es ist damit nahegelegt, hier an dieser Stelle ein Bild von ihm in genaueren Zügen zu entwerfen.

Hat das alte Wort: „wenn zwei auch dasselbe tun, so ist es doch damit noch nicht dasselbe", seine unleugbare Wahrheit, so wird man auch sagen können: nicht das tut's immer, *was* einer sagt, sondern vielmehr *wer* es sagt. Ein Wort aus Königs Munde kann mit so weittragendem Tone ein ganzes Volk in eine neue Bahn werfen, während dasselbe Wort aus jedes andern Munde vielleicht im Geräusch des Tages verklingt. Die Persönlichkeit des Redenden gibt dem Worte sein Gewicht, seine Kraft, seinen Wert, seine Wirkung. Selbst die *äußere* Erscheinung, die Haltung und der Ton der Stimme fällt dabei ins Gewicht.

Volkenings ganze Erscheinung hatte etwas Ernstes, Würdevolles, ja Achtung-Gebietendes, so daß auch seine näheren Freunde bei allem Vertrauen zu ihm doch nie vertraulich mit ihm verkehrten. Seine hohe Gestalt überragte alle andern. Als sich einmal die Pastoren der Umgegend auf dem Bahnhofe zu Oeynhausen versammelt hatten, um dort Friedrich Wilhelm IV. auf der Durchreise zu begrüßen, sagte der König zu seinem Generaladjudanten: „Sieh, da ist auch der Papst von Westfalen,

eines Hauptes länger als alles Volk." Seine Haltung war eine auffallend gerade, ohne doch steif zu sein; sein Gang hatte bei aller Gemessenheit doch etwas Rasches und Elastisches, selbst bis in sein hohes Alter hinein. Auf seinem Angesichte war ein tiefer Ernst ausgeprägt, die vielen Kämpfe, die er zu bestehen hatte, hatten ihre Spuren darauf zurückgelassen. Die hellen, glänzenden Augen hatten nichts Stechendes, sondern sprachen vielmehr Milde und Mitleid aus. Auf seiner hohen Stirn sah man nie die senkrechten Falten des Zornes oder kühner Unternehmungslust, sondern vielmehr die wagrechten Falten der Vorsichtigkeit und Bedenklichkeit oder bangen Erwartens. Er sah meistens schwarz in die kommende Zeit, wie er das häufig in Predigten und in Privatgesprächen aussprach; er war mehr Pessimist als Optimist. Unmittelbar nach dem siegreichen Kriege 1871 schreibt er: „Die Zeiten, denen wir entgegengehen, werden doch immer noch trübe, trübe sein, es wohl noch mehr werden, wenn man die Dinge beim Lichte des Wortes Gottes ansieht; mir ist's unheimlich dabei. Mir ist bange, unser liebes Deutschland wird noch durch eine schwere Schule müssen, um das zu lernen und dann zu üben, was es kann und soll, vor andern Völkern vorab kann und soll. O, daß es die Kirche begriffe und ergriffe, wozu sie jetzt berufen ist! O, daß ich nicht den Zeug und die Zeit mehr habe, nach meiner Einsicht, jetzt erst mehr erlangten Einsicht zu tun!! — Doch das sind vergebliche Seufzer!" Nie trat er ohne Not hervor, sondern zog sich lieber zurück; von Natur schüchtern wäre er am liebsten (nach seinem eignen Ausdruck) „hinter den Hecken hergekrochen", und erst bei seinem Auftreten auf der Kanzel, sobald er den Mund auftat, bekam seine Erscheinung etwas heldenhaft Kühnes. In seinem Alter schrieb er einmal an Kunsemüller: „Ich begreife es jetzt

selber nicht, wie ich vor den Großen der Erde oft habe mit solcher Freimütigkeit auftreten und reden können."

Mancher, der ihn nur inmitten seiner Arbeit kennen gelernt, konnte meinen, der Mann muß eine eiserne Natur, eine kräftige Gesundheit haben. Im Gegenteil, er war von Jugend auf, schnell hochaufgeschossen und dabei schlecht genährt, kränklich; waren doch seine Eltern beide an der Schwindsucht früh gestorben. Der Leibarzt des Fürsten von Bückeburg, der Geheimrat Dr. von Möller, hat von ihm, dem 24jährigen, zum Präsidenten von der Horst gesagt: „Wenn der junge Mann sein dreißigstes Jahr erlebt, so will ich ihm seinen Unterhalt geben." Volkening hat nicht bloß viele Ärzte gebraucht, sondern auch selbst an sich gedoktert sein Leben lang, allopathisch, hymöopathisch und mit Hausmitteln. Gegen die vermeintlich verschiedensten Übel hat er (wohl meist nach eigner Wahl) die verschiedensten Bäder gebraucht: Ems, Helgoland, Pyrmont, Lippspringe, Oeynhausen. Aber an Schonung dachte er nicht, sobald es galt, etwas zur Förderung des Reiches Gottes auch unter den Badegästen zu tun. Überall hat er gepredigt. In Oeynhausen hielt er in der Woche Bibelstunden, und am Sonnabend kam er zur Hälfte zu Fuß nach Jöllenbeck zurück, um die ganze Sonntagsarbeit von früh 6 Uhr bis abends 6 Uhr zu tun und am Montag wieder ins Bad zurückzukehren. Natürlich, daß solche Badekuren wenig Erfolg aufwiesen, aber der Herr hat an ihm desto klarer den Beweis geführt: „Ich, der Herr, bin dein Arzt."

Aber nicht bloß natürliche Schüchternheit oder niederdrückende Kränklichkeit war es, die ihn sich immer in den Hintergrund zurückziehen ließ — es war eine bewundernswerte Demut, wie man sie selten bei Männern finden wird, die in solchem Ansehn standen und solche Erfolge aufzuweisen hatten. Er konnte wie ein Kind

verlegen werden, wenn jemand das geringste Lob über seine Predigt äußerte. Hatte er an fremdem Orte gepredigt, so machte er sich am liebsten von der Kirche aus sogleich davon, was freilich zum Teil auch in einer gewissen Hast lag, keine Zeit unnötig von Hause fern zu sein. Er kam meistens überraschend früher von der Reise zurück, als er vorhergesagt. In Minden begegnete es ihm dann freilich, daß er nach einer Missionspredigt schnell nach dem Bahnhof eilte, um einen noch früheren Zug zu benutzen und die Seinen zu überraschen; da setzte er sich in einen falschen Zug und merkte zu spät, daß er nach Bückeburg statt nach Herford fuhr. Dadurch geschah es, daß seine Ungeduld durch langes Warten und seine Hast durch ein späteres Nachhausekommen „gestraft" wurde. Ja, als Strafe für irgend eine Sünde sah er jedes Mißgeschick an einmal, weil er sich immer lebendig bewußt war, in allem unter der Leitung seines Gottes zu stehen und „je länger je mehr ein Verständnis bekommen habe vom lebendigen Eingreifen Gottes auch in die geringen Dinge", zum andern aber, weil er eine selten tiefe Selbst- und Sündenerkenntnis besaß. In dieser wurzelte seine große Demut. Welche Klagen und Anklagen in seinen Briefen an seinen Freund Kunsemüller aus seinen letzten Lebensjahren! „Welche Aufgabe ist doch unser ganzes Leben in bezug und Blick auf die große Ewigkeit! O hätt' ich es besser zu kaufen verstanden!" — „Der Jahre viel, der Taten wenig! Der eine Trost hält aber über Wasser: „viel mehr Gnade"! Und das schreibt ein Mann, der vor Tausenden hätte sagen können: „ich habe mehr gearbeitet denn sie alle"!

Ursache hatte er freilich dazu wie jeder andre. „Elias war ein Mensch wie wir." Wie er oft den Satz betonte: „Jeder Mensch ist zu jeder Sünde fähig" — so hatte auch er nicht bloß seine Eigenheiten, sondern große

Schattenseiten, denn gerade „wo viel Licht — da ist auch viel Schatten", und wie er oft sagte: „Wo Wuchs ist, da ist auch Auswuchs." Er hatte mit seiner Sünde zu kämpfen und Versuchungen zu überwinden wie jedes Adamskind. So verleitete seine praktische Einsicht ihn oft zum Eigensinn, auf seiner Meinung zu bestehen und das Unternommene durchzusetzen, sein Eifer und seine Eile oft zur Heftigkeit. Wie man vom Grafen Zinzendorf, mit dem er manches Ähnliche hatte, erzählt, daß ihn eine schiefstehende Bank im Versammlungssaale zur Heftigkeit reizen konnte, so konnte auch ihn etwas Ungehöriges, Unordentliches, ja selbst Unpraktisches verstimmen. Aber selten wohl besaß auch eine solche heftige Natur eine derartige Überwindungskraft, daß viele nicht ahnten, was hinter der Ruhe und Gelassenheit in ihm arbeitete.

Wurzelte in dieser tiefen Selbst- und Sündenerkenntnis seine große Demut, so erwuchs aus ihr die tiefblickende Menschenkenntnis, welche in der Seelsorge wie in der Predigt viel zu seinen großen Erfolgen beitrug. Bis in die tiefsten Falten des Herzens wußte er die Gedanken mit ihren Schlangenwindungen in Entschuldigung und Beschönigung der Sünde zu verfolgen. Er führte dann wohl selbst als Erklärung Krummachers Wort hinzu: „das eigne Herz hat's uns verraten." Im Volke aber verbreitete sich die Behauptung, er könne jedem Menschen im Gesichte ablesen, was er in seinem Herzen denke. Auf dem Wege vor Bünde holt er einmal einen Bauern ein, an den er eine Frage über den Weg richtet und der dann neugierig auch an ihn Fragen richtet. Als er hört, er komme „von Jöllmke" — da bricht er denn heraus: so kenne er wohl den neuen Pastor! Ja wohl. Das müsse doch ein sonderlicher Mann sein, der sagte den Leuten ja wohl ihre Heimlichkeiten auf den Kopf zu.

Volkening rät ihm nun, er solle doch auch mal dahingehen und sich davon überzeugen, ob das wohl wirklich wahr wäre. „Nai, davör biwohr mi Gott!" Ja, aber wenn der Mann nun mal zu Euch käme? Dieser Gedanke verdutzt den Bauern so, daß er still steht und bald wie angewachsen ist, als Volkening sich zu erkennen gibt. Nun (sagt er) wolle er ihm auch mal seine Gedanken offenbaren und deckt ihm mit kurzen Worten seinen unbekehrten Zustand und seine Blindheit auf. Dann läßt er ihn mit einem Segenswunsche stehen und geht rasch allein seines Weges weiter; denn länger ging er nie gern mit andern, sondern lieber allein.

Damit soll aber nicht gesagt sein, als hätte Volkening nun „die unheimlichen und schmutzigen Tiefen des ungöttlichen Lebens mit breiter Behaglichkeit und scheinbarem Scharfsinn aufgedeckt." Selbst eine derbe Sprache wie L. Harms lag ihm völlig fern. Dazu war er zu zart besaitet und zu dichterisch angelegt, vor allem aber hielt er es der heiligen Sache und dem heiligen Berufe unangemessen, darin auch nur einen Fuß breit die Grenze zu überschreiten, welche das Wort Gottes inne hält, lieber etwas davon zurückzubleiben. Psychologisch zutreffend hielt er Löbers Ausspruch: „Dadurch wird oft nur der böse Schatz des Herzens vermehrt" (vgl. die dadurch berüchtigten „Briefe aus der Hölle"). Überhaupt eignete ihm ein feiner Takt für das Dezente und das Dekorum (das Geziemende), in der Sprache wie im ganzen Auftreten. Darum machte auch sein Auftreten und seine Haltung auf der Kanzel, ja schon sein würdevoller, gemessener Gang zur Kanzel einen ungewöhnlichen Eindruck.

Einige der ältesten Leser erinnern sich noch wohl des großen ravensbergischen Missionsfestes zu Herford im Jahre 1845. Die Missionsgemeinde versammelte sich

in der dortigen Münsterkirche, die fast 10000 Menschen fassen soll. Zuerst sprach Pastor Wolff aus Pyrmont, der vorzüglich durch Volkenings Predigten und Bibelstunden während seiner Badekur für Christum gewonnen war; dann trug Pastor von Cölln einen Bericht vor. Nach ihm predigte Sander aus Elberfeld, fast eine Stunde, und darauf noch Pastor Krummacher aus Elberfeld, fast zwei Stunden, da er seiner Predigt noch nähere Mitteilungen aus der jüngsten Erweckung unter den Kohlenarbeitern zu Mülheim an der Ruhr zufügte. In der gedrückt vollen Kirche, vor deren Türen sich noch Hunderte drängten, um etwas zu hören, hatte sich während der fünf Stunden eine kaum noch zu ertragende heiße Stickluft gebildet. Da erschien Volkening noch, und als er sich zur Kanzel durchdrängte und die Kanzel betrat, ging eine Bewegung durch die Versammlung, als wenn ein frischer Luftzug die Kirche durchwehte, daß alle ermüdeten Hörer wieder munter und frisch wurden. Mit dem hellen Posaunenton seiner Stimme, die auch bis zu den vor den Kirchtüren Stehenden hindrang, sprach er ein nur zehn Minuten langes Schlußwort, das allen vorhergegangenen Predigten erst das Siegel aufdrückte. Mit dem Bedauern, daß es nicht gleich genau nachgeschrieben, wollen wir doch die kurze aus dem Gedächtnis nachher von einem Amtsbruder aufgezeichnete Skizze hier folgen lassen:

„Mit zwei Worten nur noch das Schlußwort. Zwei Worte nur, wozu wohl alle Ja und Amen sagen dürften, da sie am Schluß einer solchen Feier wohl jedem aus der Seele gesprochen, der gesehen und gehört, was unsere Augen gesehen und unsere Ohren gehört. Es seien eben die Worte „Ja — Amen“ — Ja und Amen zu dem Gehörten, und wer auch des Raumes und Dranges wegen nicht alles recht hören konnte, muß doch Ja und

Amen mitsprechen zu dem Gesehenen und Geschehenen. Denn eine solche Festfeier auch nur sehen, ist eine laute Predigt, die das Wort in der Seele hervorruft: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht ꝛc. Man meint wohl, das werde man auch nicht wieder vergessen. Aber wir vergeßlichen Menschenkinder sind von gestern, und bleiben in allem nicht lange, vergessen auch leicht wieder das Große und Herrliche. Darum als Zu- und Nachruf, bittend und mahnend: vergiß nicht! — Ja, vergiß es nicht, du vergeßliches, undankbares Geschlecht unserer Zeit, was der Herr an dir getan und tut. Siehe einige Jahrzehnte zurück, und sage, wie war's und wie ist's jetzt! Vergiß es nicht, du unser deutsches Vaterland, denn der Herr hat dich heimgesucht. Vergiß es nicht, du unsere Heimat hiesiger Lande und Gegend, was der HErr an dir getan, wie er dich vorgezogen, leiblich und geistlich, und dich zum Segen gesetzt für viele. Vergiß es nicht, du liebe Stadt Herford, die du uns zum dritten Mal deine Gotteshäuser zu solcher Feier öffnest, was der Herr damit auch an dir getan. Verschütte den Segen nicht. In den alten Chroniken hast du den Namen: dat hyllige, das heilige Herforden. O, der Name mahne, des Namens wert zu sein, um so auch in den neuen Chroniken mit Recht verzeichnet zu werden. Vergiß es nicht, du einzelne Seele in dieser Versammlung, welch' eine Feststunde dir geworden, damit sie eine bleibende werde für Zeit und Ewigkeit. Hunderte lagern draußen um diese Hallen her und denken: die Glücklichen da drinnen! Siehe zu, daß du nicht einmal vor einer andern Tür draußen bleiben müssest, und jene sind drinnen. Wie dann? Vergiß es nicht, was der Herr an dir getan und augenblicklich jetzt tut! Mit seliger Ausbeute ziehen wir heim. Verliere nicht, was du erfahren! Lobe, rühme und danke; das ist der Weg, daß dir der Herr zeige

sein Heil und bewahre den Segen dieser Feier. Ja, lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan. Groß ist der Herr und hochberühmt in der Stadt unsers Gottes, auf seinem heiligen Berge. Wie wir gehöret haben, so sehen wir's an der Stadt des HErrn Zebaoth: Gott erhält dieselbe ewiglich! Gott, wir warten deiner Güte in deinem Tempel. Wie dein Name, so ist auch dein Ruhm bis an der Welt Ende. Dein Name sei hochgelobet. Amen." — Und alles Volk sprach: Amen!

Solche Schlußworte, die ihm in den folgenden Jahren auf allen großen Missionsfesten Ravensbergs zufielen, ließen seine Persönlichkeit wie speziell seine Beredsamkeit in ihrer ganzen Macht und Größe erscheinen und begründeten seinen Ruf in die Ferne, so daß er von weit her so vielfach als Festprediger begehrt wurde. Und was hat er darin geleistet, wenn seine öftere Leibesschwäche es nur irgend erlaubte?

Seine „Schlußworte" waren meistens sehr kurz, im „Lapidarstile", wie er es selbst bezeichnete. Er konnte aber auch sehr lange reden. In den ersten Jahren, wie die mitgeteilten Predigten zeigen, predigte er oft eineinhalb Stunden, ohne daß es den verständnisvollen Zuhörern je zu lang geworden wäre, weil er so scharf disponierte und von „Salbadern" bei seinem Gedankenreichtum keine Rede sein konnte. Die Jubiläumspredigt zum Gedächtnis des Augsburgischen Bekenntnisses nimmt 30 Druckseiten ein. Einmal kam es sogar vor, daß er nach dem Amen und Vaterunser noch einmal anfing zu reden, weil er — scharfsichtig wie er war — den Augen es ansahe, daß sie nach noch mehr verlangten. Ein andermal freilich sagte er auch: Ich sehe es euren Augen an, ihr seid noch nicht satt; aber es ist genug; was ihr gehört, da ist

„Dege" drin, geht nur damit hin, und laßt's aufgehen unter dem Wirken des Heiligen Geistes.

In den späteren Jahren wurden Volkenings Predigten immer kürzer bis zu einer halben Stunde und zwar grundsätzlich.

Volkenings Haltung auf der Kanzel und Vortrag war auffallend edel und keusch. Seine hohe Figur machte von vornherein einen ehrfurchtgebietenden Eindruck. Seine Stimme war eine gehobene, fast elegischen Tones, doch nicht so sehr, wie seine besten Schüler in Ravensberg ihn mit seinem Geiste und Sinne wohl unwillkürlich angenommen haben; völlig frei von dem so abstoßenden Kanzeltone war seine Sprache die natur- und sachgemäße Umgangssprache, durch die Notwendigkeit des lauteren Sprechens kaum um einen Ton höher gestimmt. Aber dieser, gerade nicht klangvoll weichen Stimme konnte er nach dem Inhalt der Worte und der Stimmung des Herzens doch eine solche Biegsamkeit verleihen, daß sie sowohl dem schärfsten Ernste der Bußpredigt wie der lockendsten Milde der Gnadenpredigt entsprach. Wenn er mitten in der Predigt oft den Wunsch Pauli aussprach: daß er möchte „seine Stimme wandeln können", so war das nie auf die Strafpredigt, sondern auf die einladend freundliche Predigt des Evangeliums zu beziehen. In einem „Ach, was ist es doch!" konnte er den tiefsten Schmerz und das innigste Mitleid über den tiefen Sündenfall der Menschheit und ihren Jammerstand ausdrücken, und in einem: „O, welch ein Herz voll Liebe, Gnade, Barmherzigkeit, Geduld und Langmut ist unsres Gottes Herz!" vermochte er die innerste, reichste Erfahrung und das innigste Gefühl seines begnadigten Herzens kund zu geben. „Ach, daß ich's so sagen könnte, wie ich's fühle und erkenne!" — beweist, wie seine strömende Beredsamkeit seinem vollen Herzen lange nicht

genügten. Obwohl er im Rufe des schärfsten Bußpredigers stand, klang dem verständnisvollen Zuhörer doch immer das „Mich jammert des Volks" als Grundton durch.

Mit dieser dem Inhalt der Predigt und dem Gefühle des Predigers entsprechenden Deklamation ging die maßvollste Gestikulation Hand in Hand. Ihm war nichts mehr zuwider als ein Gebaren auf der Kanzel, das mehr ausdrückte oder vielmehr ausdrücken sollte, als im Herzen drin war. Ich fragte ihn einmal, wie einer meiner Freunde predige, den er gehört; da antwortete er: „Recht gut", setzte aber ironisch hinzu: „er tat noch sogar ein Übriges, daß er die Kanzel mit seinem Talar von jedem Staub und Spinnweb blitzblank fegte; recht bequem für faule Küster!" Man wurde bei seiner ganzen Haltung auf der Kanzel an die Worte Skakespeare's erinnert, die derselbe den Hamlet zu den Schauspielern sagen läßt: „Seid so gut und haltet die Rede, wie ich sie euch vorsagte, leicht von der Zunge weg; aber wenn ihr den Mund so voll nehmt wie viele unsrer Schauspieler, so möchte ich meine Verse ebensogern von einem Ausrufer hören. Sagt auch nicht zuviel mit den Händen durch die Luft — so — so — sondern behandelt alles gelinde. Denn mitten in dem Strom, Sturm und wie ich sagen möchte, Wirbelwind eurer Leidenschaft müßt ihr euch eine Mäßigung zu eigen machen, die ihr Geschmeidigkeit gibt. . . . Seid auch nicht allzuzahm, sondern laßt euer eignes Urteil euren Meister sein; paßt die Gebärde dem Wort und das Wort der Gebärde an; wobei ihr sonderlich darauf achten müßt, niemals die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten, denn alles, was so übertrieben wird, ist dem Vorhaben(?) des Schauspielers entgegen, dessen Zweck sowohl anfangs als

jetzt war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten usw."

Um nun auf Form und Inhalt der Predigt selbst näher einzugehen, so tritt uns jene als ihm besonders eigen und von ihm ausgebildet zuerst vor Augen. Während sich die meisten damaligen Prediger nach dem in jener Zeit berühmtesten Kanzelredner Reinhard mit seinen nüchtern verständigen und prosaischen Predigteinteilungen gebildet hatten, erregte Volkening durch seine kunstvollen Themata und Dispositionen allgemeine Aufmerksamkeit und Bewunderung, selbst bei seinen Feinden. Als ein amüsantes Erlebnis erzählte er einmal, wie er am Sonntag Jubilate in Herford eine Vakanzpredigt gehalten, natürlich unter ungeheurem Zulaufe auch der Welt, die sich nach Jöllenbeck zu „wallfahrten" schämte. Am anderen Morgen fanden sich, als es noch dunkel war, zwei Juristen im Postwagen zusammen, von denen der eine den anderen anredete: „Haben Sie gestern den Pietistengeneral auch gehört?" „Bewahre, fällt mir nicht ein, zu dem zu gehen." „Das hätten Sie tun sollen; es war der Mühe wert. Hören Sie nur das Thema: Die elende Herrlichkeit der Kinder der Welt und das herrliche Elend der Kinder Gottes, und in diesem Tone ging die Predigt fort Schlag auf Schlag, dabei diese imponierende Gestalt usw." So unterhielten sich die beiden wohl eine Stunde über ihn, bis der Morgen graute. Ihnen gegenüber saß Volkening tief in seinen Mantel gehüllt, nun nicht mehr unerkannt. Eine Stunde lang mußten die drei noch miteinander fahren, natürlich stumm. Dann erlöste der Besprochene die vielleicht mehr über ihr Rühmen als über ihr Tadeln Verlegenen und stieg mit einem freundlich ernsten Morgengruße aus dem Wagen.

Mancher Leser wird gewiß gern einige seiner Predigtdispositionen kennen lernen, und wenn er sie aus eignem

Munde etwa gehört, sich gern in Erinnerung bringen lassen. Da Volkening das Buch, worin er dieselben einzuschreiben pflegte, vor seinem Tode verbrannt hat, so können hier nur einige von den bei besonderen Gelegenheiten gehaltenen Predigten wiedergegeben werden.

Neujahrspredigt (1849) über das Evang. Luk. 2, 21.
Thema: Das Jahr 1849 und der teure Jesusname.

I. Was wir dabei betrachten:
   1. möglich unser letztes Jahr,
   2. wahrscheinlich ein kreuz- und versuchungsreiches Jahr,
   3. gewiß ein gnadenreiches Jahr.

II. Wie uns dabei betragen?
   1. als Christen, 2. als Protestanten, 3. als Preußen.

Konfirmationsrede (1853) über 1. Joh. 1, 3.
Thema: Der hohe Artikel von der Gemeinschaft der Heiligen zu innerem Verständnis und Bewußtsein und zu äußerem Rechte gebracht in der Konfirmation und zwar:

1. als Glaubensgemeinschaft,
2. als Kirchengemeinschaft [a) christliche, b) evangelische, c) lutherische],
3. als Liebes- und Lebensgemeinschaft,
4. als Leidens- und Kampfesgemeinschaft,
5. als Sieges- und Segensgemeinschaft hier,
6. als Himmelsgemeinschaft dort.

Rede bei Einweihung des neuen Kirchhofes über 1. Kor. 15, 57.
Thema: Das Siegesbewußtsein und Dankgefühl des Christen auch auf seinen Totenhöfen im Siege über die Todesmächte (nämlich über Sünde, Tod und Teufel)

1. ruhend auf dem schon vollendeten, stellvertretenden Kampfe und Siege Christi
   auf dem frei „gegebenen" Teilhaben (objektiv) und auf dem lebendig gläubigen Teilnehmen (subjektiv) daran,

2. neu geweckt und gestärkt auch auf unsern Totenhöfen
als Orten stiller Ruhe (also Friedhöfe),
als Orten heiliger Kirchennähe (also wirkliche Kirchhöfe),
und als Orten himmlischer Keime (also Gottesäckern).

Himmelfahrtspredigt (1856) über Apg. 1, 1—11.

Thema: Die vier Himmelfahrtsstationen.

1. Hinunter!
2. Hinauf!
3. Hindurch!
4. Hinein!

Predigt am 10. Sonnt. n. Tr. (1856) über Evangelium Luk. 19, 41—48.

Thema: Der weinende Jesus vor Jerusalem (respektive Jöllenbeck).

I. Was uns seine Tränen verraten. —
1. sein menschlich fühlendes Herz,
2. sein göttliches Erbarmen,
3. seine rettende Heilandsliebe.

II. Was uns seine Tränen anraten. —
1. uns zu besinnen,
2. uns zu beeilen,
3. uns ganz ihm hinzugeben.

Predigt am Rettungshausfeste in Schildesche (1858) über 1. Tim. 3, 13—15.

Thema: Die Aufgabe Gottes an uns zu seinem Dienst — zugleich eine Gnadengabe Gottes zu unserm Gewinn.

I. Das Erstere
1. in Beziehung auf unsere Stellung als die Seinen,
2. in Beziehung auf die Reichsentwicklung,
3. in Beziehung auf die Not.

II. Das Andere
1. in Beziehung auf die Erkenntnis und Erfahrung des Heils,
2. in Beziehung auf die Vermehrung des Guten und Abnahme des Bösen (Gemeinnützigkeit),
3. in Beziehung auf den Lohn im Himmel.

Gedächtnispredigt auf König Friedrich Wilhelm IV. (1861) über Matth. 10, 32.

Thema: Jesum bekennen eine seltene, aber die glorreichste Königstat, auch die unsers sel. Königs.

I. Was hat das Bekennen auf sich?
   1. das ausgeprägte gläubige Bekenntnis unsrer Kirche, daß Jesus Christus wahrer Gott und wahrer Mensch ist,
   2. der daraus naturwüchsig kommende persönliche und vertraute Umgang und Verkehr mit Christo,
   3. das tatkräftige Leben und Wirken als eine Frucht dieses Glaubensbekenntnisses.

II. Warum diese glorreiche Königstat des Bekennens so selten?
   1. weil das Sichverleugnen auf dem Königsthrone und auf dem Fürstenstuhle so schwer ist,
   2. weil die Welt mit ihrer sogenannten Etikette dem hier die Spitze bietet,
   3. weil der Teufel auf den König wegen seines größeren Einflusses auch mehr eindringt als auf andere.

III. Warum diese Königstat nun die glorreichste?
   1. weil sie die höchste Geistestat ist,
   2. weil sie die Tat des Kreuztragens ist,
   3. weil sie gelohnt wird mit dem Bekenntnis Jesu vor dem Vater.

Predigt vom Jünglingsvereinsfeste in Gohfeld (1861) über Evang. Joh. 16, 23—30.

Thema: Die Wichtigkeit des Gebetslebens für den Christen, besonders auch den Jüngling.

I. Das Gebetsleben im Christenleben — ein rechtes Jünglingsleben.

II. Das Gebetsleben im Jünglingsleben — ein rechtes Christenleben.

Adventspredigt (1863) über Sacharja 9, 9—10.

Thema: Adventsblicke am Neujahrsmorgen des neuen Kirchenjahrs.

1. Rückwärts auf die Zeit der Weissagung und Erfüllung bis auf unsere Zeit.

2. Einwärts auf unser Herz in bezug auf unsern Glauben, unsre Liebe, unsre Hoffnung zu Jesu.
3. Vorwärts in die Zukunft der Kirche im Hinblick auf die Prüfungen und Erweckungen.
4. Aufwärts nach oben mit der Bitte: Komm, Herr Jesu!

Osterpredigt über Evang. Mark. 16, 1—8.

Thema: Der Ostergruß: Der Herr ist auferstanden! mit dem Gegengruß der gläubigen Kirche: Er ist wahrhaftig auferstanden — führt unsere Osterbetrachtung

I. zu dem Satze: Jesus lebt, d. h.
   1. er lebt wieder,
   2. er lebt verklärt,
   3. er lebt noch fort und fort;

II. mit dem Zusatze: Mit ihm auch ich, d. i.
   1. ein Mit des Glaubens an ihn,
   2. ein Mit der tieferen, geheimnisvolleren Liebes- und Lebensgemeinschaft im Sakrament seines Leibes und Blutes,
   3. ein Mit der gewissen Hoffnung auf unsere eigene, fröhliche und selige Auferstehung,

III. und dem Nachsatze: Tod, wo sind nun deine Schrecken?! als Jubelruf ewig geretteter Seelen
   1. in Erinnerung an Überstandenes,
   2. als Ausdruck reicher Osterfreude in dem Gefühl, geborgen und gesichert zu sein,
   3. als ein Dankeswort für den Überwinder.

Predigt am 4. Adventssonntage über Phil. 4 u. Joh. 1.

Thema: Allen so nahe und doch vielen noch fern! spricht heut Epistel und Evangelium vom Herrn.

I. Nahe.
   1. durch sein Kommen im Fleisch,
   2. durch seine noch gereichten Gnadenmittel,
   3. durch die wunderbare Entwicklung seiner Reichsgeschichte,
   4. durch besondere Ereignisse unserer Zeit (Erweckungen, Gerichte Gottes u. dergl.).

II. Doch vielen noch fern:
1. den Heiden und Juden im allgemeinen,
2. den Christen von Geburt, aber ohne Wiedergeburt, a) durch die Unkunde im allgemeinen, b) durch Unbußfertigkeit, c) durch Unglauben, d) durch Mangel an tieferer Gründung im Wort und Erfahrung im Leben und persönlichem Verkehr mit dem Herrn.

Schluß: Anwendung.

Predigt am 2. Weihnachtstage über Ev. Luk. 2, 15—20.

Thema: Der Gang nach Bethlehem.

I. Welch ein Gang?! Ein Weihnachtsgang, aber nicht:
1. ein Spazier- und Pläsiergang aus Langer- oder zur Kurzweile,
2. auch kein Geschäftsgang in Fürchten und Hoffen,
3. auch kein Gang aus Neid- und Wißbegierde,

sondern: ein Weihegang — ein Aus- und Eingang zum Heil der Seele,
1. ein Ausgang aus dem irdischen Verkehr und Besitzwesen und
ein Eingang in den himmlischen Verkehr und Besitzergreifen,
2. ein Ausgang aus der Ehre und dem Ansehen der gebildeten Welt und
ein Eingang in die Ehre des Vaters im Himmel,
3. ein Ausgang aus der eignen Gerechtigkeit und
ein Eingang in die Gerechtigkeit Christi, die vor Gott gilt.

II. Was zu solchem Gange vermöge?
1. die Aufforderung von oben,
2. die Aussicht nach oben,
3. die Not von unten her: Welt, Sünde, Tod und Teufel.

III. Was wir nach solchem Gange vermögen:
1. besser evangelisieren,
2. besser behalten und bewegen,
3. besser an den Beruf zurückkehren,
4. lauter Gott loben und preisen.

Predigt am 23. Sonnt. nach Trin. in Oldendorf über Ep. Phil. 3, 17—19.

Thema: Feinde des Kreuzes Christi sind deshalb Feinde der Person Christi und daher Gottes überhaupt.

I. Was heißt und bedeutet das Kreuz Christi?
   1. Die Glaubenslehre vom Kreuz.
   2. Die Lebensregel als Kreuz.
   3. Die Person des Gekreuzigten an sich.

II. Warum nun dagegen die Feindschaft?
   1. Das Kreuz greift an die eigne Krone, d. i. die Werkgerechtigkeit.
   2. Das Kreuz greift das Fleisch, d. i. den lieben alten Menschen, an.
   3. Das Kreuz greift an den Beutel. — —

III. Worin sich das besonders äußert?
   1. Im Loben dessen, was dem Kreuz entgegensteht.
   2. In Feindschaft gegen die Bekenner und Liebhaber des Gekreuzigten.
   3. In offenbarem Verspotten und Lästern der Person Christi und seiner Sache.

Schluß: Anwendung.

Predigt an demselben Tage daselbst über Epistel Phil. 3, 20 u. 11.

Einleitung: Geschichte von einem glückverheißenden Kleeblattvier, das einen Mann vom Schiffbruch gerettet.

Thema: Kleeblattvier im Himmel, denn dort finden wir:

I. Unsre Heimat als:
   1. Land der Herkunft,
   2. Land der Hinkunft zum Eigenbesitztum,
   3. Land der ewigen Ruhe, Gottes und seines Volkes.

II. Unsern Heiland als:
   1. den persönlichen, leibhaftigen Herrn,
   2. den Verklärten und
   3. den uns Verklärenden.

III. Unsre Verklärten als:
1. die erkennbaren Unsrigen,
2. die Seligen,
3. die ewig Unverlierbaren.

IV. Unsre eigne Verklärung. — — —

Predigt von der 50jährigen Jubelfeier der Provinz Westfalen (1865). Text 1. Chron. 13, 18.

Thema: Die heutige Jubelfeier im Westfalenlande als Anlaß zu neuer Huldigung und festerm Bande.

I. Anlaß zur Jubelfeier selbst:
1. 50jähriger neuer Besitz nach der Fremdherrschaft,
2. geeignete Gelegenheit, den Patriotismus zu wecken und zu stärken,
3. die Liebe unsres Königs und Königshauses zu diesem Lande.

II. Anlaß zu neuer Huldigung:
1. der Berechtigten von seiten des Königs,
2. der Geistgeweckten und Willigen von seiten der Untertanen,
3. der Segnenden und Gesegneten von seiten Gottes, des Königs und unsrerseits.

III. Anlaß zu festerm Bande:
1. zwischen Gott und seinem Volke,
2. zwischen dem Könige und seinen Untertanen,
3. zwischen den Untertanen selbst (in konfessioneller, politischer und sozialer Hinsicht).

Es wird manchem, der eine solche Menge von Dispositionen hintereinander liest, freilich der Gedanke kommen, daß diese Weise doch etwas Künstliches, Gemachtes, ja wohl gar eine Spielerei sei, die mit dem heiligen Ernste der christlichen Predigt sich nicht vertrage. Ein solcher Gedanke lag aber völlig fern, wenn man dazu die ganze Predigt hörte. Da waren sie nur die „silberne Schale", in der die „goldig glänzenden, duftenden Äpfel" der heilsamen Wahrheit zur Seligkeit geboten

wurden. Wessen Blick freilich an dieser Schale allein haften blieb, der war dem Geizhals ähnlich, der über dem Anblick des Silbers die labende Frucht der „Goldorangen" sich anzueignen vergaß. Wer bei den glänzenden militärischen Manövern und Paraden vergißt, daß sie nur Vorspiel und Vorbereitung für das ernste, blutige „Kriegsspiel" sind, der wird solche auch nur als eine „Spielerei" ansehen. Wer weiß aber nicht, daß der König Friedrich Wilhelm I. mit dem Drillen seiner Soldaten zu strammer Zucht seinem großen Sohne ein Kriegsheer vorbereitete, mit welchem Friedrich II. den Heeren von ganz Europa die Spitze zu bieten vermochte?! Als einmal von solchen kunstvollen Dispositionen die Rede war, gab Volkening seine Meinung darüber in epigrammatischer Form kund, indem er sagte:

Nicht die Mache macht die Sache,
Nein, die Sache macht die Mache;
Doch fordern auch und fördern sich
Beide gegenseitiglich.

Bei Volkening hatte aber diese Form einen doppelten Wert. Einmal betrachtete er sie als leicht behaltliche Schlagworte, die sich dem Hörer tiefer einprägten und damit einen Anhalt gaben, sich des ganzen Inhalts der Predigt wieder zu erinnern. Und so sind seine Themata vielfach noch heute in dem ravensbergischen Volke dicta probantia, sprichwortartige Beweissätze, die man oft anführen hört, um seine Meinung kurz über diese oder jene Frage auszusprechen. Sodann aber hatten sie für ihn selbst einen besonderen Wert, weil er dadurch seinem schlechten Gedächtnis zu Hilfe kam. In seinem Alter pflegte er bei der Predigt einen Zettel mit Thema und Disposition in der Bibel vor sich liegen zu haben.

Allerdings können kleinere Geister in die Gefahr kommen, sich mit dem Gerippe zu begnügen, wenn sie

nicht imstande sind, es mit dem Fleisch und Blut geistlebendiger Gedanken auszufüllen. Und selbst bei einem Manne, wie der Oberhofprediger D. Kögel, der ein Meister in Alliterationen und Wortspielen war und sich derselben besonders bei seinen kurzen am Hofe gehaltenen Gelegenheitsreden bediente, wollten manche bemerkt haben, daß die Rede oft kalt lasse, weil der Hörer leicht an diesen kunstvollen Redeformen mit seinen Gedanken haften bleibe.

Bei Volkening war die Form, das fühlte jeder seiner Zuhörer, immer nur Nebensache. Ihm lag es an, den wichtigen Gedankeninhalt tief in die Herzen der Hörer hineinzubohren. Der feierlich ernste Ton seiner Rede, die innige Wärme seiner Sprache, die treffenden Bilder und Gleichnisse — alles zielte darauf allein hin. Immer hatte er das große Ziel im Auge, „sich selbst und die ihn hörten, selig zu machen." Dem mußte alles dienen. Darum gab er sich so große Mühe um die Form, daß er tagelang umherging, um die Predigtdisposition in die rechte Form zu bringen und Gleichnisse und Bilder für seine Gedanken zu finden. Wenn er die hatte, dann war die Predigt im Grunde fertig, ohne daß er mehr als diese in wenigen Worten zu Papiere brachte. Einem ihn über seine Predigtarbeit befragenden Freunde sagte er: „Die Grundgedanken und Entwürfe meiner Predigten werden meistens auf meinen Amtsgängen und auf meiner Studierstube geboren. Nachdem ich diese niedergeschrieben habe, pflege ich meine Hände darüber zu falten und zu sprechen: Herr, hier ist das Gerippe, nun laß du das Fleisch darüber wachsen. Sie schlafen dann mit mir ein, erwachen mit mir wieder auf dem einsamen Lager und beschäftigen mich am Morgen, bis ich die Hand auf den Drücker der Tür lege und zur Kirche gehe."

Seine zu haltenden Predigten beschäftigten ihn stets; alles andre war ihm „Kinderspiel am Weg"; Liebhabereien oder gar ein „Steckenpferd", wie viele große Geister sonst wohl, hatte er nicht. Die ihn umgebende Welt zerstreute ihn nicht — wie viele sich nur am Studiertische sammeln können — umgekehrt, er sammelte aus ihr; was er sah und hörte, alles wurde ihm Bild und Gleichnis für die ewigen, geistlichen, göttlichen Dinge, für die „Geheimnisse des Himmelreichs". In seinem hohen Alter ging er einmal mit einer Enkelin spazieren. An einer kleinen Anhöhe am Walde, wo man ein weites Kornfeld mit Hocken übersah, setzte er sich mit ihr nieder; nach einer kleinen Pause sagte er dann: „Sieh, Kind, lauter gefaltete Hände, die sich aufgehoben haben, um dem reichen Geber der Erntegaben demütig zu danken!" Die Bilder in seinen Predigten waren „frische Feldblumen", die er auf den weiten Gängen durch seine Gemeinde gesammelt hatte.

Manche Bilder und Gleichnisse gebrauchte er vorzugsweise gern und kehrten öfter in seinen Predigten wieder. Z. B. Wenn der Müller sich mit aller Kraft daran macht, die Flügel seiner Windmühle zu drehen, ist Quälarbeit und gibt kein Mehl, aber wenn ein frischer Wind in die Segel bläst, dann batet's; so ist's im Geistlichen auch; mit eigner Kraft kommst du nicht weiter, aber wenn der Hauch des Heiligen Geistes in deine Seele weht, dann kommst du weiter. Um den bitte! — Ein Christ ist in der Welt, wie ein Vogel auf der Spitze des Mastbaumes, er gebraucht ihn zum Ausruhen, aber er hat Flügel für die Zeit der Gefahr; geht das Schiff unter in den Wellen, so fliegt er davon. — Es bekennen sich so viele zu dem Herrn Jesu — aus äußeren Rücksichten: wie ein Baum, der sich herüberbiegt in den Garten, aber mit den Wurzeln sitzt er noch in dem alten, wüsten Feldboden,

drum bringt er auch keine rechte Frucht. — Sobald eine Seele den Gruß des Friedens (in Vergebung der Sünden) gehört, so ist gewonnen Spiel, wenn auch noch viel Unruhe, Anfechtung usw. nachkommt; wenn der Sturm auf dem Meere vorbei ist, so ist das Meer noch nicht gleich stille, aber der Schiffer ist außer Gefahr und Sorge! —

Volkening las viel, ohne eigentlich „gelehrte" Studien zu machen. Wie die Biene sich schnell von einer Blume zur andern wendet und nur um das kümmert, was sie zu Honig verarbeiten kann, so suchte er in Büchern nur, was baut, frommt und bessert, was er zur „Erbauung" ausnutzen konnte. In den verschiedenen Missionsblättern und Erbauungsschriften zeichnete er sich sorgfältig an, was sich ganz oder teilweise zum Vorlesen in Missions- und Bibelstunden eignete. Aus den Zeitungen entnahm er sonderlich das, was ihm als „Zeichen der Zeit" von Wichtigkeit erschien. Was er nie las, waren belletristische Werke, am wenigsten die „christlichen Romane", die er für geschmack- und magenverderbende Süßigkeiten erklärte, noch dazu oft mit giftigen Farben aufgeputzt. Wenn ihn nun jemand gefragt hätte, woher er den Reichtum seiner Gedanken nehme, so würde er wohl dieselbe Antwort erhalten haben, die vor vielen Jahren einmal ein durch reich gesegnete Wirksamkeit bekannt gewordener Pastor auf einer friesischen Insel einigen Amtsbrüdern gab, die ihn vom Nordseebade aus besuchten und nach den Quellen (sie meinten vornehmlich gelehrte Kommentare über ältere Predigtbücher) fragten, die er hauptsächlich benutze. Er sagte: Auf meiner Insel und in meiner Studierstube findet sich nicht viel, aber drei Quellen habe ich, die nie versiegen und versagen, das ist 1. meine Bibel, 2. meine Gemeinde und 3. mein Gebet. Das waren auch für Volkening die unversiegbaren Quellen für seine Predigten. Übrigens benutzte er in frühern Jahren auch die Bibelwerke

von Stark, Hedinger und Richter. Später kam er immer mehr auf das einfache Bibellesen zurück. Es sei wichtig „sich aufs Selbstfinden zu legen, das Ohr hinhalten lernen an das Wort der Schrift, um zu hören, was sie selbst nach ihrem nächstliegenden Sinne (und eigner Tageserfahrung) sage, nicht, was sie nach gewohnten erbaulichen Gesichtspunkten oder gangbaren Auslegungen sagen soll." Das fördere und erfreue, und man wachse mit der Zeit durch die Übung in der Kunst, das Wort anzuwenden auf sich und auf andere.

Die Benutzung dieser ersten Quelle ist für jeden rechtschaffenen Prediger so selbstverständlich, daß ein weiteres darüber zu sagen nicht vonnöten ist. Anders verhält es sich mit der zu zweit genannten Quelle: der Gemeinde, d. h. eigentlich der Seelsorge in der Gemeinde, namentlich an den Krankenbetten. Sie wird zum Teil zu wenig ausgenutzt, zum Teil ist sie wenig ausgiebig. In toten Gemeinden ist es schwierig an die Kranken, deren Herzen ganz mit der leiblichen Not und den Schmerzen der Krankheit und der Sorge ums leibliche Leben erfüllt sind, heranzukommen mit geistlichem Zuspruch, und wenn sie solchen sich auch gefallen lassen, so gehen sie doch nicht aus sich heraus, sondern schweigen sich aus, wissen auch oft nichts zu sagen, weil's ihnen an der nötigsten Erkenntnis mangelt. Das war in Gemeinden wie Gütersloh und Jöllenbeck, ja selbst schon in Schnathorst anders. Wo lebendiges und tätiges Christentum in einer Gegend oder Gemeinde durch das offne Bekenntnis und treue Zeugnis einzelner Gemeindeglieder nicht nur, sondern auch christlicher Gemeinschaften und Versammlungen im Leben sich manifestiert, wo eine mehr oder weniger scharfe Scheidung von Bekehrten und Unbekehrten eintritt, da gibt es wenige, die nicht Stellung dazu genommen hätten oder sich doch wenigstens des Unterschiedes bewußt wären.

Wenn dann der Herr durch Krankheit in ihr Leben eingreift, so drängt sich ihnen bald die Erkenntnis auf, daß es sich nicht bloß um ihr leibliches Leben, sondern noch mehr um ihr ewiges Seelenheil handelt. Da ist's für den Seelsorger leicht, den Anknüpfungspunkt zu finden und in geistlichen Verkehr mit dem Kranken zu treten. Freilich kommt's dabei auch auf Gabe und Treue an, und beides besaß Volkening in hohem Maße.

Ein württembergischer Vikar, der wie ihrer viele auch auf seiner Stipendienreise hergekommen war, um Volkening predigen zu hören, schrieb in seinem Reiseberichte: „Gestern habe ich Volkenings Predigt gehört und die Macht seiner Rede bewundert, auch mich gefreut einer von ihm gehaltenen Bibelstunde beizuwohnen; als er mich heute aber zu seinen Krankenbesuchen mitnahm, da habe ich den Mann erst in seiner Größe kennen gelernt."

Volkening pflegte in den besseren Jahreszeiten mehrere Nachmittage in der Woche, wenn er unbehindert war, zu Krankenbesuchen auszugehen und machte dann wohl ihrer zehn in seinen großen, in einzelnen Gehöften zerstreut liegenden Gemeinden. Sie waren immer nur kurz, denn er „machte auch da nicht gern Umwege", oft kaum fünf Minuten, wenn der Kranke nicht Anlaß zu längerem Gespräche gab. Oft gab er demselben nur ein Schriftwort zu weiterm Nachsinnen, oder hielt ein kurzes Gebet; selten las er Schriftstellen vor, wobei es dem schwerer Kranken doch meistens nicht möglich ist, dem Vorgelesenen zu folgen. Oft war es nur ein Bild oder ein Gleichnis, was er zum weiteren Nachdenken als Gabe reichte. „Das ist der schwarze Rahmen um das helle Bild (sagte er einer schwindsüchtigen Frau, die längere Zeit lag und bei aller Freude über die erfahrene Gnade doch auch klagen mußte, daß sie sich durchgelegen), der Rahmen ist nicht schön, es kommt aber

auch nicht viel darauf an, er kann leicht ersetzt werden, wenn nur das Bild in seiner Schöne bleibt usw."

„Einst (so erzählte mir jemand) besuchte Volkening einen Jüngling, den er lieb hatte, der schon monatelang daniederlag. In dem anstoßenden Zimmer klapperten die Webstühle. Da sagte er zu dem Kranken: Gott der Herr ist auch ein Weber, aber nicht ein Leinweber sondern ein Damastweber. (Das gewöhnliche Leinenweben besteht in der regelmäßigen Durchkreuzung der Kettefäden; beim Damastweben ist das anders, da bleiben oft Kettenfäden lange liegen und springen nicht durch, aber dadurch entstehen die mannigfachen Figuren und die schönsten Gebilde.) In dem Gewebe des großen Gottes sind die einzelnen Fäden die Lebenswege und Lebensführungen seiner Kinder, das scheint oft in unsern Augen ein Fehler zu sein, wenn er die Seinen lange daniederlegt, ja oft lange nicht zu beachten scheint. Aber wenn einst das große Gewebe, das Reich, vollendet sein wird und wir in der seligen Ewigkeit anschauen können die herrlichen Gebilde, welche gerade durch die wunderbaren Wege, die Gott mit den Seinen geht, entstanden sind, dann wird nur die Ewigkeit ausreichen, seine Wege und seine Führungen zu preisen."

Gerade an den Krankenbetten verstand es Volkening „seine Stimme zu wandeln". Mit unerbittlicher Strenge und Ernst konnte er auf rechte Buße dringen; „wo es am rechten Grunde fehlt, versinkt alle Lehre und aller Trost des Evangeliums wie der Baustein im tiefen Meere." Er kannte seine Leute und faßte sie danach an. „Ich bin bange, bange bei euch — so wie bisher geht's noch nicht dem Himmel, sondern geradewegs der Hölle zu." Kam ein solcher dann mit einem Sündenbekenntnis notgedrungen heraus, so sagte er wohl: „Ja, sachtegehen kommt mit dem Alter! In der Not rufen sie, aber Notbuße — tote Buße! Es muß ganz anders kommen."

Mit solch bittrer Arznei konnte er einen solchen dann liegen lassen und die Wirkung abwarten. Dann aber, sobald er bei dem Kranken den Ernst durchfühlte und die „göttliche Traurigkeit", die Traurigkeit nach Gott, nach seiner Gnade, seinem Erbarmen erkannte, verstand er „mit freundlichen Lippen zu reden" und zu „trösten, wie einen seine Mutter tröstet". Wie konnte er reden mit den Müden zu rechter Zeit: „O, welch einen Gott haben wir! Welch ein Herz schlägt für uns arme, elende, verlorene Sünder auf dem Throne Gottes, dem Gnadenthrone!" Und wenn er nach einigen Trostsprüchen dann seine Hände faltete zum Gebet, wie wußte er die zagende Seele aus der Traurigkeit mit hinaufzuheben zu der Kindesfreudigkeit, daß das Angesicht des Kranken einen Freudenglanz bekam und seine Augen dem Scheidenden mit Dankbarkeit nachblickten!

Von einem der ärgsten Feinde Volkenings, die sein Kommen nach Jöllenbeck zu hindern gesucht hatten und ihn in den ersten Jahren als Ankläger bei der Regierung in allen seinen Unternehmungen besonders am Neubau einer Kirche zu hindern suchten, schreibt mir einer, der es mit erlebt hat, folgendes: „Dieser, ein namhafter Kolon, ward nach Jahren krank. Da erwachte in ihm das Gewissen. Der Geist Gottes öffnete ihm die Augen; er erkannte sein sündliches Verderben und bisheriges Treiben, und eine furchtbare Angst ergriff seine Seele. Seine bisherigen Freunde und Genossen kamen anfangs noch, ihn zu besuchen, aber sie merkten bald etwas von dem, was mit und in ihm vorging, und blieben zurück. In diesem Zustande wachte bei ihm in einer Nacht der Knecht eines Nachbarn. Draußen war es finstere Nacht und der Regen vom Winde getrieben schlug heftig an die Fensterscheiben. Der Kranke war voll Unruh und Not, und der Angstschweiß stand ihm vor der Stirn. Da ruft er den Wärter

herzu und bittet: ‚Heinrich, willst du wohl hingehen und den Pastor holen?‘ Gern; sogleich machte er sich auf, in einer Viertelstunde ist er im Dorf und klopft an die Tür des Pfarrhauses. Der Pastor erwacht, kommt hervor, hört das Anliegen des ihm bekannten Boten und traut seinen Ohren kaum, als er hört, zu wem er gerufen wird. Als der Bote dabei Bedenken wegen des schlechten Wetters ausspricht, sagt Volkening: ‚Und wenn ich hinkriechen sollte, ich würde es gern tun.‘ Schnell kleidet er sich an, hüllt sich in seinen Mantel, und durch Wind und Wetter gehn die beiden dem Hofe zu. Eine Tür, die dem Pastor bis dahin verschlossen und verriegelt war, tut sich auf, und was noch mehr war, ein Herz, welches bis dahin dem Wirken des Heiligen Geistes widerstrebt hatte, ist zerknirscht und bekennt unumwunden seine Sünden. Der Pastor setzt sich vor das Bett des Kranken, und selbst ergriffen von dem, was seine Augen sehen und seine Ohren hören, sucht er den Elenden in herzlicher Liebe zurechtzuweisen. Und nicht vergeblich waren seine seelsorgerlichen Besuche bei diesem Kranken. Nach ernstlichem Ringen kam er zum Genuß der Gnade und ward wie ein Brand aus dem Feuer gerettet. Er bat seinen jetzt lieben Pastor, daß er es doch öffentlich bezeugen möchte, daß er sich als einen großen, verdammungswürdigen Sünder erkannt, der als ein Feind des Christentums und der lebendigen Christen gelebt und gehandelt habe, aber im Blute Christi Vergebung seiner vielen Sünden gefunden und selig sterbe. Mit Freuden erfüllt Volkening seinen Wunsch. Seine Parentation am Sarge des Heimgegangenen war ein Ruhm der Gnade Gottes, welche der selige Bruder noch auf seinem Kranken- und Sterbelager erfahren, aber auch eine erschütternde Strafpredigt und Mahnrede an die anwesenden frühern Genossen des selig Entschlafenen. Einige von diesen konnten es auf der Diele

bald nicht mehr aushalten, sie verließen mit Unwillen und Zorn das Trauerhaus."

Von dem feinen Aufmerken Volkenings auf die innere Geistesleitung und dem treuen Folgen derselben schreibt ebenderselbe noch folgendes Erlebnis: „An einem Nachmittage, als Volkening eben eine Leichenpredigt gehalten hatte, kam er eiligst aus der Kirche ins Pfarrhaus und forderte von seiner Tochter eine Tasse Kaffee — aber rasch! Warum denn so schnell, Vater? Ich fühle in mir einen mächtigen Drang zu einer Schwerkranken zu gehen. Eilends trank er eine Tasse Kaffee und kam schnellen Schrittes noch an einigen von dem heimkehrenden Leichengefolge vorbei nach dem Hofe und Hause der Kranken. In der Tür kommt ihm der Arzt entgegen, den er grüßt und an den er die Frage richtet: Nun, Sie sind hier mal mit Ihrer Kunst zu Ende? Der Arzt antwortet: „Ja, das bin ich nicht schon jetzt, sondern schon länger." Damit geht derselbe, und der Pastor tritt an das Bett nicht nur einer Kranken, sondern einer Sterbenden. Auch die herbeigekommenen Kinder umstehen das Bett ihrer lieben Mutter. Auf den Wunsch des Pastors singen dieselben mit ihm die beiden Verse: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir ꝛc." und „Erscheine mir zum Schilde, zum Trost in meinem Tod ꝛc." Danach kniet er mit ihnen nieder und betet zum Fürsten des Lebens für die Sterbende, legte dann seine Hand auf ihre erkaltende Stirn, die Sterbende einzusegnen und in diesem Augenblicke hauchte diese ihren letzten Atem aus. Sie hatte den Lauf vollendet unter dem stützenden und stärkenden Gebete ihres treuen, geliebten Seelsorgers.

Wie viel ihm die Seelsorge an Kranken und Gesunden für seine Predigt wert war, dessen war sich Volkening sehr wohl bewußt; sagte er doch oft zu einem oder dem anderen, der seinen Herzenszustand ihm offenbart

und seines seelsorgerlichen Rats begehrt hatte: „Du hilfst mir am Sonntag predigen.“ Diese Erkenntnis stärkte ihn auch in der Treue und dem Fleiße, in diesem Teile seiner Arbeit, wovon so viele Beweise in der Gemeinde bekannt waren. Als noch keine Chausseen Jöllenbeck durchschnitten, hatte er gerade zu den entfernteren Höfen oft grundlos gewordene „quebbige“ Lehmwege zu passieren, in denen ihm die Stiefel sitzen blieben, daß er Mühe hatte, sie wieder herauszuziehen. Oft wurde er gerade bei dem bösesten Wetter gerufen bei Tag und bei Nacht. Aus dem Briefe an eine seiner Töchter, der er die Tagesereignisse der Familie mitteilt, ersieht man, welche Mühe er sich um einen einzigen Krankenbesuch nicht verdrießen ließ. Er war nach Gütersloh zum Missionsfeste gereist und hatte für den nächsten Tag eine Festpredigt in Isselhorst übernommen. Da fällt ihm ein, daß er einer sterbenskranken Frau den erbetenen Besuch vor der eiligen Abreise nicht gemacht. Er überträgt die Predigt in Isselhorst deshalb einem andern, fährt am andern Morgen früh nach Bielefeld, geht zu Fuß nach Jöllenbeck und nach kurzer Rast nach dem Pephofe zur Kranken. Nach dem Essen macht er sich aber sogleich wieder auf den Weg nach Bielefeld und fährt nach Gütersloh, um dort die versprochene Abendpredigt zu halten.

Und nun die dritte Quelle, aus der auch Volkening für seine Predigt schöpfte: das Gebet.

O! der unerkannten Macht von der Heilgen Beten,
Ohne das wird nichts vollbracht unter den Drommeten;
Schritt vor Schritt wirkt es mit,
Wie zum Sieg der Freunde, so zum End' der Feinde.

Dieses Wort des frommen Ministers von Pfeil hatte sich ihm tief eingeprägt. Alles, auch das Kleinste, was er unternahm, brachte er erst im Gebet vor den Herrn, damit es „durchs Gebet geheiligt“ und gesegnet werde.

Im Gebet holte er sich den Mut und die Stärke in den vielen Kämpfen, die er zu führen hatte. Im Gebet schöpfte er aus der Fülle des Herrn, der da reich ist über alle, die ihn anrufen. Im Gebet breitete er seine und seiner Gemeinde Not vor dem Herrn aus. Mit Gebet begann er meistens seine Predigten, seltener mit dem apostolischen Gruße. Zum Gebet forderte er oft auf und wies auf den reichen Segen hin, den es zur Förderung und zum Wachstum des innern Lebens in der Gemeinschaft mit dem Herrn nicht allein habe, sondern wie wir dadurch „Gottes mächtig" seien (wie Luther sage), also daß durch unser Gebet große Dinge im Reiche Gottes ausgerichtet würden, auch wo wir's nicht zu sehen bekämen. Als er einmal auch zur Fürbitte für ihn selbst dringend aufgefordert hatte, damit ihm Gott Weisheit, Gnade und Kraft schenken möge, das Evangelium so zu predigen, daß es eine Frucht schaffe an den verschiedenen Hörern, da forderte in der Abendversammlung, welche der Jünglings- und Männerverein auf einem Hofe hielt, ein geförderter Christ die Brüder auf, in dieser Fürbitte auch treu zu sein und nicht zu denken, der Pastor habe es nicht so nötig wie wir; dazu machte er dann gleich den Vorschlag: „Wenn der Pastor auf die Kanzel kommt und für sich betet, dann lassen wir die „Andern" weiter singen den Vers zu Ende, wir aber wollen dann mit ihm und für ihn beten." Wer kann's wissen, wie viel solche Fürbitte der Gemeindeglieder zu den gesegneten Erfolgen mitgewirkt hat, welche Volkening in seiner Gemeinde gesehen! Er wenigstens hat sich derselben oft gefreut und getröstet. Im Jahre 1851 litt er durch Überanstrengungen während der Passionszeit an starkem Herzklopfen, und der Arzt empfahl ihm völlige Ruhe an, da es andernfalls die bedenklichsten Folgen haben könne. Obwohl selbst ängstlich und bedenklich so predigte er dennoch Karfreitag

und Ostern in der übervollen Kirche, wenn auch (wie er an Kunsemüller schrieb) mit dem Vorsatze „kurz und sinnig zu reden"; und am Ende heißt's: „Hier wird viel gebetet, das weiß, ja das fühle ich und darauf gebe ich viel und mehr als auf alle Pülverchen des Doktors." Er muß es doch erfahren haben. Wie oft ist er vom Krankenbette direkt auf die Kanzel gegangen, und man hat wenig von Schwachheit an seinem kräftigen Zeugnisse gemerkt; wie oft ist er, tagelang bettlägerig, aufgestanden und ist auf die Reise gegangen, wenn es eine Bibelstunde oder Missionspredigt galt, die er zugesagt hatte. Unzweifelhaft hat er im Gebete wie in seinem Eifer um den Bau des Reiches Gottes die Kraft gefunden, um das möglich zu machen. In den vielen Briefen an seinen Freund Kunsemüller ist fast jede Mitteilung eines Vorhabens, eines Ereignisses, einer Hoffnung, einer Sorge und Befürchtung begleitet von der Erinnerung: „Gedenke meiner dabei!!!" — „Betet dort fleißig für uns!" — „Helft uns mit eurer Fürbitte!" Und in den Briefen an seine Kinder laufen die Mahnungen fast immer in den Hinweis auf das Gebet aus: „Vergiß nicht, den Herrn darum anzurufen!" „Ja er will gebeten sein, wenn er was soll geben!" usw.

Es ist bekannt, wie Luther den Segen und die Kraft des Gebets rühmt und oft bekannt hat, daß er seine größten Erfolge dem Worte Gottes („es hat fortrumort, dieweil wir schliefen") und dem Gebet zuschreibe. „Ich halte mein Gebet stärker, denn den Teufel selbst, und wo das nicht wäre, sollte es längst anders um den Luther stehen, wiewohl man das große Wunder Gottes an mir nicht siehet und merket." Wenn es bei Volkening oft jahrelang hieß: „Feinde ringsum!", ich wüßte nicht, wie er sich da ohne Gebet hätte so können durchschlagen. Luther sagt aber auch: „Beten ist eine Kunst, die da will geübet sein; ohne Übung wird keiner ein Meister." So

ist Volkening auch ein Meister geworden. Sein Organist Eickhoff schrieb mir über die Jahre, wo er selbst noch nicht ein Freund Volkenings gewesen: „Aber bewundern mußte ich ihn, wie das Wort von seinen Lippen strömte, und die flammenden Gebete, die er am Altare hielt, ehe die Agende eingeführt war, ergriffen mich gewaltig — aber Gebete aus der Agende ablesen, das war nicht seine Sache."

Durch ein Gebet, welches er in den östlichen Provinzen 1844 auf der Pastoralkonferenz zu Berlin hielt, zog er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, obwohl er seiner Gewohnheit gemäß bei den Verhandlungen sich meist schweigsam verhielt. Bei den Kirchenvisitationen, zu denen er später berufen wurde, fiel ihm gewöhnlich und namentlich bei den Gottesdiensten in den großen Städten das Anfangsgebet zu, um dadurch die herzugeströmten Massen in die rechte Stimmung zu versetzen. Seine Gebete waren nicht lang (wie man sie dort als Altargebete bei Missionsfesten und anderen Gelegenheiten hören konnte, die zu förmlichen an Gott gerichteten Predigten mit einer Zusammenstellung von Bibelsprüchen ausarteten), aber sie waren inhaltreich und innig mit einer Herzensunmittelbarkeit gesprochen, die den Mitbeter vor das Angesicht des Herrn mit hinzuziehen die Kraft hatte. Der Vorbeter stand nicht für sich allein vor der Versammlung, die ihm zuhörte, sondern er stand inmitten der Versammlung, der sich das Gefühl bemächtigte, selbst vor dem HErrn zu stehen und im Glaubensaufschwunge etwas zu spüren von der Versicherung:

Kann ein einiges Gebet einer gläub'gen Seelen,
Wenn's zum Herzen Gottes geht, seines Zwecks nicht fehlen,
Was wird's tun, wenn sie nun
Alle vor ihn treten und zusammen beten.

Diejenigen unter den Lesern, welche Volkening einmal selbst gehört haben, werden sich vielleicht bei dem hier

Mitgeteilten sein Bild lebendiger in die Erinnerung zurückzurufen imstande sein, weniger aber möchte der schwache Versuch, ein lebenswahres und lebenswarmes Bild von ihm zu geben, bei denen gelungen sein, welche ihn nicht persönlich gekannt haben. Da würde es sicherlich eine wünschenswerte Ergänzung sein, wenn uns aus seinem Munde schriftliche oder mündliche Äußerungen über die rechte und gesegnete Predigtweise zu Gebote ständen. Allein Volkening, wie er selten und nur weniges hinwerfend über Predigten sprach, hat sich noch weniger je schriftlich darüber geäußert; kaum, daß er eine kurze Notiz über eine von ihm gehaltene Predigt in den Briefen an seinen nächsten Freund Kunsemüller hinwirft. Schriftstellern war überhaupt nicht seine Sache. Obwohl er bei Herausgabe des „Evangelischen Monatsblattes" einmal in einem Briefe seufzt: „O, daß ich schreiben könnte, wie mancher es kann!" so stand ihm doch nach seiner eigentümlichen Begabung wie nach seiner innersten Überzeugung der Satz obenan: „In die Tafeln der Herzen zu schreiben, ist die echte Schriftstellerei." Und das eben war ihm in seltenem Maße gegeben und ist ihm überall, wo er auftrat, in hohem Grade und mit überraschendem Erfolge gelungen.

Dennoch glaube ich seine innersten Gedanken darüber hier wiedergeben zu können, wenngleich nur mit den Worten eines andern. Wenige Jahre vor seinem Tode las er mit großem Interesse die Schrift von Löber: „Das innere Leben". In dem Exemplar, welches er mir mit warmer Empfehlung schickte, hat er die ihm aus der Seele geschriebenen Stellen mit Randzeichen versehen, darunter auch einige Sätze über die Predigt. Mögen sie hier eine Stelle finden, wenn es auch seine Schwierigkeit und seine Bedenken hat, dieselben nicht in ihrem Zusammenhange wiederzugeben.

Löber erklärt zuerst, warum die Heilsverkündi-

gung sich sowohl an die Erkenntniskraft zu wenden als auch auf die Phantasie und auf die Willenskraft, sofern sie einen Bestandteil des Gewissens bildet, einzuwirken hat.

Was aber den Inhalt betrifft, so sollen anstatt der Tiefen des Menschenherzens vielmehr die Tiefen der Gottheit, des großen unerschaffnen Gottesherzens bloßgelegt werden, und statt die schmutzige Wäsche des außergöttlichen Lebens mit frecher Anschaulichkeit auszuhängen, sollte man lieber mit der weißen Parlamentärflagge in das Lager der Feinde Gottes treten, um ihnen Versöhnung und unter gewissen, demütigenden Bedingungen freien Abzug anzubieten."

„Der Christ, der andern eine Quelle des Segens werden will, muß erst erwarmen an dem unerschaffenen Herzen, in welchem der Gedanke der Versöhnung entsprungen ist; er muß sich innerlich einleben in den Gott der Liebe und Geduld, des Trostes und der Kraft, daß er in Gott seines Zieles gewiß sei und darum auch Kraft habe, die mattherzigen Regungen der Leidenschaftlichkeit und Ungeduld zu besiegen. So verbreitet sich über die Sprache eine Weihe und eine Gehobenheit, ein Wohlwollen, das nicht von dieser Welt ist. Aber aus dem unmittelbaren Verhältnis zu Gott ergibt sich auch die Gewalt und Macht der Sprache . . . Die Gewalt und Macht der Sprache zeigt sich besonders in jener männlichen Gewißheit und Zweifellosigkeit, die auf Frische und Einfalt der Auffassung, auf Mut, Treue, Aufrichtigkeit und Selbstgewißheit der Erfahrung ruht . . . Was aus der persönlichen Fülle Gottes herausgeredet wird, das zuckt wie ein Schwert mit elektrischen Schlägen in die Tiefe des menschlichen Geistes, und der scharfe Persönlichkeitsduft solcher Rede bewirkt, daß sie so wenig wie Gott ignoriert werden kann, sondern ein Geruch des Lebens zum Leben oder des Todes zum Tode wird."

„Da eifrige Prediger, welche Vertrauen genießen, in der Privatseelsorge mehr als andre Gelegenheit haben, in die Mysterien des Menschenlebens tiefe Blicke zu tun, so pflegen dieselben auch bei geringerer Begabung oft eine ungewöhnliche und eindringende Menschenkenntnis zu besitzen. Überhaupt jeder Christ, der im innern Leben zu Hause ist und Bescheid weiß, hat eine wesenhaftere Erkenntnis des Menschen, als die, welche von außen her mit den Spießen und Stangen der Wissenschaft untersuchend in sie eindringen. Er weiß, daß jeder außer Gott lebende Mensch das Todesurteil in seinem Gewissen trägt; er weiß, daß alle Klagen der Menschen nicht aus der äußern Lebenslage, sondern daraus zu erklären sind, daß sie Gottes Freuden und Friedensquell verlassen haben; er weiß endlich, daß die Wahrheit Gottes zwar gegen den Strom der Welt zu kämpfen hat, aber auch an dem tiefsten Sehnen und Verlangen des Menschen ihren Zeugen findet und daß sie überall ihres Sieges gewiß ist, wo sie sich einmal geltend gemacht hat."

„Die gewonnene Erkenntnis wird zur Mitteilung gebracht durch die Liebe, die durch Bildung zwar in ihrer Wirksamkeit gesteigert, aber nicht ersetzt werden kann. Denn während der Mensch sich vermöge der Bildung in andere hineindenkt, so vermag sich die Liebe in andere hineinzuleben."

„Die aus dem innern Leben hervorgehende Produktion findet sich bei allen lebendigen Christen, mithin auch bei den amtlichen Vertretern der Kirche, sofern sie zu jenen gehören."

„Wie man nicht einmal ein Kind in den Schlaf singen kann, wenn man selbst unruhig ist, so können wir auch nicht andern den Frieden Gottes vermitteln, wenn wir ihn selbst nicht haben ... Das höchste Ziel aller religiösen Produktion ist, daß wir nicht nur Pädagogen

zur Erkenntnis der Wahrheit, sondern Väter in Christo werden, die Kinder des ewigen Lebens zeugen . . . Ein Vater in Christo kann man nur durch persönliche Berührung und durch tiefgehenden lebendigen Verkehr werden."

In diesen Sätzen sind Anschauungen ausgesprochen, welche Volkening als Prediger vorschwebten und aus denen heraus seine Predigten konzipiert und gehalten sind; daß sie sich eines so großen und gesegneten Erfolges erfreuen konnten, hat darin seinen wesentlichen Grund, wie viel auch die natürliche Begabung dazu mitgeholfen haben mag.

Fünftes Kapitel.

Die Versetzung nach Jöllenbeck.

Noch waren nicht 10 Jahre verflossen, seit Volkening in Gütersloh eingezogen war, als in der Gemeinde nach Frühlingsstürmen und unter Frühlingsarbeit ein lieblicher Mai geistlichen Lebens angebrochen war. Das Wort Gottes war nicht bloß eine Macht geworden in vielen Herzen, sondern es war ihnen auch Speise und Freude geworden. Zu Missions- und Bibelstunden, zu Sing- und Nähvereinen sammelten sich die Konfirmandinnen der letzten Jahre so zahlreich und so regelmäßig, daß der Raum im Pfarrhause oft zu enge wurde. Und was ihren Eifer belebte, war nicht bloß der Drang, dem Reiche Gottes zu dienen, sondern vor allem das Herzensbegehren, dabei ein Wort aus Volkenings Munde zu hören. Selten wurden sie in ihrer Hoffnung getäuscht, denn Volkening trat gewöhnlich am Ende der Stunden herein, um ein Bibelwort oder eine Missionsgeschichte vorzulesen und mit Gesang und Gebet sie zu schließen. Die noch nicht konfirmierten Mädchen konnten die Zeit nicht erwarten, wo auch sie daran teilhaben sollten; hatten sie doch oft einen Vorschmack davon bekommen. Die ältesten Töchter Volkenings besuchten anfangs die öffentliche Bürgerschule, in welcher Eickhoff dem Konfirmandenunterrichte in trefflicher Weise vorarbeitete. Durch seinen wundervoll anregenden Unterricht in der biblischen Geschichte wußte er die Kinder so zu begeistern, daß es häufig vorkam, daß am Ende der

Unterrichtsstunde die Mädchen in die Hände klatschten und riefen: „Bitte, bitte, Herr Eickhoff, noch eine!“ Hier hatten sie aus vielen städtischen Familien Gespielinnen gefunden, die mit ihnen eines Sinnes waren, und nirgends spielten diese lieber als im großen Pfarrgarten. Mitten in ihre Spiele hinein kam Volkening dann nicht als Störenfried, sondern als erfreulichster Gast, holte sie in das Gartenhaus, wo ein Harmonium stand, und sang da mit ihnen ein Gesangbuchslied, das sie auswendig gelernt hatten. Nach irgend einem Mahn- oder Erinnerungswort oder Hinweis auf die wahre Freude und Spiele der singenden Engel mit den goldnen Harfen hieß es dann: „Nun lauft hin!“ War des Spielens genug, so öffnete sich oben das Fenster der Studierstube, und durch den Garten hindurch schallte des Vaters Stimme: „Die fremden nach Haus, die eignen ins Haus — rasch!“ In wenigen Sekunden war der Garten leer. Von dieser Kinderzeit habe ich ältere Leute mit wahrem Entzücken noch erzählen hören. 1835 nahm Volkening mit der Familie Bartels zusammen einen Hauslehrer und fand in dem Kandidaten Meyer aus Lemgo einen nicht bloß christlich gesinnten, sondern auch anregend frischen Mann, der an den Spielen der Kinder als geübter Turner den regsten Anteil nahm. 1836 baute er in seinem Garten, von den christlichen Familien unterstützt, einen größern Saal, in welchem von da an nicht nur der Konfirmandenunterricht, sondern auch die verschiedenen Vereinsversammlungen und ebenso die immer zahlreicher besuchten Pastorenkonferenzen gehalten wurden. Bei der mit einem Missionsfeste verbundenen Pastoralkonferenz im Mai 1837 fanden sich schon 17 Pastoren und 6 Kandidaten aus weitem Umkreise (auch aus dem Hannöverschen, Lippischen, Tecklenburgischen) in Gütersloh zusammen, und 12 andre (namentlich die Wuppertaler) waren verhindert zu kommen; für die damalige

Zeit, wo nur solche sich beteiligten, welche sich nicht scheuten, die Schmach Christi zu tragen, etwas Hocherfreuliches! Diese Konferenzen, deren schon früher Erwähnung getan, waren zugleich Feste für die christlichen Familien der Stadt, welche die Gäste beherbergten und einen reichen Lohn darin fanden, wenn sie dieselben in den Morgen- oder Abendstunden geistlich ausbeuten und über das Wachstum des Reiches Gottes in andern Gegenden erfreuliches hören konnten. Jener „Saal" im Gütersloher Pfarrgarten, der Sammelpunkt alles außerkirchlichen christlichen Lebens und Strebens, ist der Vater und Vorbild aller Säle, welche im Minden-Ravensbergischen seitdem gebaut sind, denn jedes gläubigen Pastors Wunsch ging auf einen solchen Saal, je mehr es ihm am Herzen lag, eine ähnliche Wirksamkeit in seiner Gemeinde zu entfalten, wie Volkening in Gütersloh.

Da verbreitete sich im Sommer des Jahres 1837 erst heimlich leise, dann immer lauter die Nachricht in der Gemeinde: „Die Jöllenbecker wollen unsern Pastor haben!" Wie ein kalter Reif in der Frühlingsnacht fiel sie auf die Gemüter und Herzen, die in Liebe an Volkening hingen, weil sie ihm ihr Bestes verdankten, was ihnen das irdische Leben verklärt hatte. Sie suchten sich einzureden, es sei umöglich, daß er sie verlassen könne, aber sie konnten doch nicht umhin, ihre Befürchtung laut werden zu lassen. Volkening selbst konnte sie mit der festesten Überzeugung darüber beruhigen; denn das war ihm wie allen gewiß, die Regierung zu Minden würde nie und nimmer den von ihr so oft gemaßregelten auf eine der besten Pfarren in Ravensberg setzen. Das Gerücht war daraus entstanden, daß einige Jöllenbecker den Wunsch ausgesprochen: „Könnten wir euren Pastor doch nach Jöllenbeck kriegen!" ohne selbst auch nur im geringsten an die Erfüllung eines solchen Wunsches zu glauben. In

Jöllenbeck wurden seit Jahren wieder Versammlungen auf verschiedenen Höfen gehalten, die in dieser Zeit immer mehr Teilnehmer fanden. Wenn Wetter und Wege günstig waren, so ward an den Sonnabend-Abenden die Frage laut: „Wer geht morgen mit nach Gütersloh?" Immer fanden sich etliche zusammen, die vor Sonnenaufgang sich aufmachten zu der Reise von vier Meilen, um zum Morgengottesdienste in Gütersloh zu sein; am Nachmittage blieben sie oft noch, und gab Volkening ihnen eine Predigt von C. Rieger (dessen Postille er in den nächsten Jahren neu herausgegeben) im Saale zu lesen, täuschte auch ihre Hoffnung nicht, selbst auf ein Stündchen dahin zu kommen, mit ihnen zu singen und zu beten und zu hören, wie es in und um Jöllenbeck in den christlichen Kreisen stehe. Unter ihnen fanden sich drei Männer fast jedesmal, das waren die Kolonen Oldenhöver und Drekmann und der blinde Heermann. Der letztere nahm von Jahr zu Jahr immer mehr eine Autoritätsstellung ein und wurde so in die später von ihm geleisteten Dienste hineingetrieben. Er war der Sohn eines Kolons in Werther und hatte bis zu seinem 20. Jahre bei seinem Vater als Knecht gedient. Von da an wurde aber sein Augenlicht immer mehr getrübt, daß er zuletzt alle Arbeit mußte anstehen lassen. Der Herr hatte ihn zu andrer Arbeit in seinem Reiche ausersehen. Durch die Schriften, welche er sich vorlesen ließ, wurde er immer mehr im Glauben und Erkenntnis gefördert, so daß man bald in den Versammlungen am meisten auf sein Wort hörte und ihn an die Krankenbetten holen ließ zur Seelsorge und Fürbitte. Später ging er im Jöllenbecker Pfarrhause viel aus und ein und ließ sich von den Kandidaten vorlesen und unterweisen, so daß er eine fast theologische Bildung gewann, soweit das ohne Kenntnis fremder Sprachen möglich ist. In späteren Jahren, wo er in Pfarrwahlangelegenheiten öfter

nach Berlin geschickt wurde und in den Gemeinden agitierte, schreibt Volkening von ihm: „Eben zieht Heermann von dannen mit einem leisen Anflug von konsistorialem Wesen. Ist doch ein lieber und tüchtiger Mensch. Hätten wir davon in jeder Gemeinde ein Dutzend, es stände besser in der Welt! Der klare Blick und lautere Sinn fehlt in der Welt! Und schwindet noch mehr und mehr! Sie suchen alle das Ihre! Stille sein und tragen und dulden tut oft so not, wenn man sich nicht immer blutig stoßen will. O wie oft muß ich seufzend sagen: ich habe keinen, der so gar meines Sinnes ist!"

Am 9. Januar 1837 war die Pfarrstelle in Jöllenbeck durch den Tod des Pastors Ahlborn erledigt. Mit dem Frühling keimte unter den Gläubigen der Gemeinde der Wunsch und die Hoffnung auf, einen gläubigen Pastor zu bekommen, wenn man sich bei der bekannten Ungunst der Regierung in einem Immediatgesuch an den König Friedrich Wilhelm III. wendete; man bat um den Pastor Kunsemüller in Oldendorf, da an Volkening gar nicht gedacht werden konnte. Nach mehreren Monaten kam der Bescheid vom Ministerium, daß nach dem Bericht der Regierung zu Minden dem Pastor Kunsemüller die Stelle nicht verliehen werden könne. Derselbe hatte auch schon Differenzen mit der Regierung gehabt, besonders über die unierte Agende, da die Oldendorfer Gemeinde sich ihr lutherisches Bekenntnis durch die Union nicht wollte verdunkeln lassen. Schon 1830, ehe Kunsemüller dort war, enthielt sich der gläubige Teil der Gemeinde des Heiligen Abendmahls, weil man die unierte Spendeformel für eine Verleugnung der lutherischen Lehre hielt. Trotzdem gaben die Jöllenbecker ihre Hoffnung nicht auf und reichten im Herbst eine abermalige Petition an Se. Majestät ein, worin sie aufs neue um Kunsemüller baten; sollte das aber nicht bewilligt werden können, so erlaubten sie sich

noch drei Männer vorzuschlagen, von denen jeder ihnen ebenso lieb sein würde; das waren Volkening in Gütersloh, Banning in Lotte und Schröder in Bünde.

In der darauf folgenden Wartezeit vereinigten sich in den verschiedenen Ortschaften der Gemeinde die Gläubigen zu gemeinsamem Gebet um die Hülfe des Herrn, der die Herzen der Könige zu lenken vermag wie die Wasserbäche. Selbst aus den umliegenden Gemeinden fanden sich teilnehmende und gleichgesinnte Leute zu diesen Versammlungen ein, die zugleich den Segen hatten, daß in der Gemeinde immer mehrere für den Glauben gewonnen wurden und für die Sache des HErrn eintraten. Andrerseits waren auch die Gegner, durch den ersten Erfolg ermuntert, immer feindseliger und höhnischer aufgetreten; selbst wenn Weber, die man als „Fromme" kannte, nach Bielefeld kamen, um ihr Leinen zu verkaufen, wurden sie auf offner Straße verhöhnt. War es doch bekannt, daß alle kleinen und großen Machthaber Gegner ihrer Sache waren: Amtmann, Landrat, Superintendent, Regierung bis hinauf zu dem Bischof Roß in Berlin, der das Referat für Westfalen im Kultusministerium hatte.

Da wurde es in immer weiteren Kreisen bekannt: der Kronprinz sei ein entschieden gläubiger Christ, der sogar in Schlesien die um das lutherische Bekenntnis gegen die Union kämpfenden Männer vor den äußersten Gewalttätigkeiten zu schützen sich bemühe. Flugs ward eine Bittschrift aufgesetzt an den Kronprinzen, er wolle doch gnädigst die Wünsche der Gemeinde Jöllenbeck durch seine Fürbitte bei Sr. Majestät unterstützen. Umgehend kam eine dahin lautende Antwort: „Dem Wunsche des Presbyteriums zu Jöllenbeck nach einem gläubigen Prediger lasse er gern Gerechtigkeit widerfahren; da aber diese Angelegenheit augenblicklich schon Sr. Majestät zu allerhöchster Entscheidung vorliege, so könne er das Presbyterium

nur darauf verweisen, diese Entscheidung abzuwarten." Ob der Kronprinz unter der Hand doch etwas in der Sache getan (er wußte ja doch genau, wie weit sie gediehen war), ist nicht bekannt geworden; die Teilnahme aber, welche in jener Antwort durchblickte, war schon genügend, alle Herzen mit Freude und neuer Hoffnung zu erfüllen. Es war auch anzunehmen, daß die Entscheidung eine andere sein würde, da sie direkt aus dem Kabinett des Königs zu erwarten war und nicht vom Ministerium auf Grund eines Berichts der Regierung zu Minden.

Das Weihnachtsfest war darüber herangekommen, aber diese Weihnachtsfreude, auf die man so sehnlichst gewartet, war nicht erschienen. Dazu kam, daß der Superintendent offen zu einigen Gemeindegliedern geäußert, die Sache werde wohl noch anders eingerichtet und zwar so, daß es zur Wahl unter drei vorgeschlagenen kommen solle; das war um so bedenklicher, als bekannt geworden, daß der Bischof Roß vor kurzem auf der Durchreise in Bielefeld sich aufgehalten habe. Spornte dies alles nur mehr an, im Gebet nicht laß zu werden, so glaubte man doch auch, die Hände nicht in den Schoß legen zu dürfen. Presbyterium und Repräsentation faßte den Entschluß, eine Deputation nach Berlin zu entsenden, da die Sachlage auch dadurch so kritisch geworden, daß Volkening erklärt, er habe weder Hoffnung nach Jöllenbeck zu kommen, noch Freudigkeit von Gütersloh wegzugehen, und doch hatten sie um ihn an erster Stelle gebeten.

Am 13. Januar reiste die Deputation, bestehend aus dem blinden Heermann und zwei Presbytern bei 24° Kälte mit der Post ab und langte nach zwei Tagen und drei Nächten ganz erschöpft am 16. früh in Berlin an. Noch am Vormittag machte sich Heermann allein auf mit einem Führer zu dem Oberhofprediger Strauß, mit dem er früher schon einmal Briefe gewechselt und der, wie er

den größten Einfluß auf das in den Hofkreisen nach den Befreiungskriegen erwachte christliche Leben geübt, auch jetzt in kirchenregimentlichen Sachen bedeutenden Einfluß erhalten. Da derselbe nicht zu Hause war, wandte sich Heermann an Prof. Hengstenberg, von dem er die erfreuliche Auskunft erhielt, ihre Sache stehe günstig; Bischof Roß habe an Einfluß und Ansehen verloren; er solle nur zu Strauß gehen zur Zeit der Sprechstunde um 5 Uhr, dem läge die Sache sehr am Herzen. Sobald er dorthin mit den beiden Presbytern gekommen, wurden sie aufs freundlichste empfangen und herzlich bedauert, daß sie bei dieser großen Kälte die weite Reise unternommen, zumal ihre Sache ohne dies gut stehe. Da sie aber nun einmal gekommen, so sollten sie ihm nun einmal mündlichen Bericht geben und ausführlich mitteilen, wie es dort überall im Ravensbergischen stände, was Heermann natürlich mit eben so großer Freude wie Sachkenntnis tat. Um aber vielleicht ihren Kommittenten noch genauere Auskunft zurückbringen zu können, sollten sie andern Tages zu dem Geh. Kabinettsrat Müller, einem lieben christlichen Manne, gehen, der mit dem Könige im Kabinett alle kirchlichen Sachen berate. Mit ihm könnten sie ganz frei reden und bitten, er möchte ihnen doch unter der Hand mitteilen, ob und wie der König entschieden habe. Sie fanden denn auch alles, wie Strauß ihnen gesagt, aber der Kabinettsrat war, wie seine Amtspflicht es forderte, doch ein vorsichtiger Mann, der auch noch auf weiteres Drängen mit gedämpfter Stimme ihnen nur sagte: einer von den drei vorgeschlagenen wird euer Prediger werden. Die drei waren schon herzlich erfreut über diese bestimmte Nachricht und ganz zufrieden. Allein nicht so Strauß. Er meinte, das hätte ich Ihnen auch sagen können. Nun gehen Sie morgen noch einmal zu dem Herrn Kabinettsrat mit einer Empfehlung von mir,

ich hätte Sie geschickt, da Sie bei der großen Kälte expreß die Reise unternommen und die Leute die großen Kosten sich gemacht, es wäre doch wünschenswert, daß sie auch Gewisses mit nach Hause brächten, welcher von den dreien von Sr. Majestät bestimmt sei. Der Kabinettsrat war nicht zu Hause, aber einer seiner Beamten stieg sogleich auf einen Stuhl, holte ein Aktenstück hervor und las: „Se. Majestät hat unter dem 13. d. M. (also am Tage ihrer Abreise!) entschieden, daß die Regierung zu Minden einen der drei vorgeschlagenen der Gemeinde Jöllenbeck zum Prediger geben solle." Als Heermann am andern Tage wieder zufriedenen Herzens zu Strauß kam, beruhigte sich dieser doch auch hiermit nicht. Er schickte ihn nun zu dem Professor und Oberkonsistorialrat Ehrenberg, der jetzt das Referat über Westfalen im Ministerium und die nähere Ausführungsverordnung an die Regierung zu machen hatte. Ihm sollte er auch Näheres über die kirchlichen Zustände erzählen, was ihm und ihnen von Nutzen sein würde für die Zukunft. Auch von diesem Herrn wurde Heermann aufs freundlichste empfangen und gründlich ausgefragt. „Wen würde die Gemeinde Jöllenbeck von den dreien am liebsten haben?" Ohne Zweifel: Pastor Volkening. „Der ist aber schon mehrere Male in Untersuchung gewesen und hier hart verklagt." — Das ist von den Feinden der Wahrheit und des Wortes Gottes geschehen, weil sie sich unter dasselbe nicht beugen und daraus wollen strafen lassen. „Es ist gut, daß Sie von dem Pastor Kunsemüller abgesehen und drei Männer vorgeschlagen, welche der Union nicht entgegenarbeiten; da aber die ravensberger Gemeinden sonst alle lutherisch waren, wie kamen Sie dazu, den Pastor Banning mit vorzuschlagen, der ja reformiert ist und überdies der Gemeinde gar nicht bekannt?" Der Blinde, der ein sehr feines Gemerk besaß, aus den Reden anderer auch

die Hintergedanken herauszufühlen, antwortete: „Pastor Banning ist vielen in der Gemeinde so weit bekannt, als sie ihn im vorigen Jahre auf einem Feste zu Steinhagen haben predigen hören, und daß er reformiert ist, ist uns auch bewußt; er ist aber für die Union, und uns ist zumeist daran gelegen, einen entschieden gläubigen Prediger zu bekommen; ob derselbe lutherisch oder reformiert ist, daran liegt uns zunächst nichts." Offenbar war Banning der in Berlin Erkorene und zwar gerade, weil er reformiert war, denn es war unierte Praxis, möglichst reformierte Pastoren in lutherische Gemeinden und lutherische Pastoren in reformierte Gemeinden zu bringen. Im weiteren Gespräche bemerkte Ehrenberg noch, daß er (der Heermann) ja wohl herumreisete und in verschiedenen Gemeinden Versammlungen hielte. Auf die bejahende Antwort sagte er aber aufs herzlichste: „Fahren Sie damit nur fort, und wenn man Ihnen das wehren will, so wenden Sie sich nur hierher zu uns, wir werden Sie schützen. Sie haben gesehen, es geht hier in Berlin etwas anders als in Minden."

So reiste denn die Deputation zurück nach Jöllenbeck freudigen Herzens, aber eins war ihnen gewiß: Volkening sollten sie nicht bekommen.

Und dennoch sollten sie ihn haben. Der weitere Verlauf der Sache ist ein klarer Beweis der Wahrheit: „Was Er ihm vorgenommen — und was Er haben will — das muß doch endlich kommen — zu seinem Zweck und Ziel." Dazu mußten die Gegner selbst helfen, denn es stehet geschrieben: „Die Weisen erhaschet er in ihrer Klugheit."

In Gütersloh ging's derweilen auch nicht still her. Die Feinde hatten sich wieder geregt, nachdem Volkening eine Zeit Ruhe gehabt. Der Hauptgegner war ins Presbyterium gewählt, obwohl er weder zum Abendmahl

kam, noch die Kirche besuchte. Volkening hatte dagegen protestiert; dazu auch auf der Synode in Bielefeld einen heißen Kampf wegen der Missionssache gehabt. Bei seinen Freunden hatte sich aber die Sorge um seinen Verlust gemehrt, als es ruchbar wurde, daß die Jöllenbecker auch ihn vorgeschlagen. Daß Kunsemüller von der Regierung der Weg nach Jöllenbeck verlegt war, schmerzte ihn wie die Gütersloher. Dennoch glaubte er sie versichern zu können, daß auch ihm der Weg dahin niemals offen stehen werde; er sorgte sich nur darum, bis wie weit den Feinden des Reiches Gottes Raum gelassen werde. Am 22. Dezember schreibt er an Kunsemüller: „Soeben (es ist Freitag früh) hatten wir nach dem Kaffee die Stelle Jes. 49, 14 ff., welche uns so wichtig wurde, daß wir noch eine Zeit lang umherstanden und uns daran ergötzten. Welch ein Trost, welche Ermunterung darin für niedergebeugte Seelen! Der Raum soll mal zu enge werden (der HErr hat es gesagt!). Deine Baumeister werden eilen, müssen eilen, aber deine Zerbrecher und Zerstörer sich daran machen. (Der HErr hat es gesagt!!) Du Kirche Christi, du einsame Seele auch, du lieber Bruder und dein Haus auch wirst mit dem allen, wie mit einem Schmuck angetan werden. Könige sollen deine Pfleger und Fürstinnen deine Säugammen werden und deine Feinde werden deiner Füße Staub lecken. (Der HErr hat's gesagt!!) Siehe, lieber Bruder, welch ein Wort von diesem Gott für solche Leute!! — Ja, welche Lasten uns auch drücken, werden sie nur mit Bußtränen benetzt, sie müssen weichen (weich werden) und weichen. Er hat's gesagt!! Lies die ganze Stelle doch den Deinen vor. Meine Frau, welche oft gedrückt ist unter mancher Last, wurde ganz munter dabei und wir wurden es mit. Das wolle sich bei Euch wiederholen! Doch für heute morgen nur dieses, da ich die Freitagspredigt heute zu halten habe. Mein Text ist

Nahum 2, 1: „Siehe von den Bergen kommen Füße eines guten Boten, der da Frieden predigt; halte deine Feiertage, Juda, und bezahle deine Gelübde, der HErr helfe!!! — — —“ Dann heißt's am Ende: „Jöllenbeck hat mir seit einigen Tagen viel Gedanken gemacht und viel ans Herz gelegt, weiß nicht, weshalb? und wozu? muß stille erwarten, was geschehen soll und wird. Mehrere Stunden der Nacht habe ich deshalb ohne Schlaf zubringen müssen.“

Volkening suchte nun sich und die Gemeinde von dem Drucke zu befreien, indem er sich an die Regierung wandte und für seine Person erklärte, er würde lieber in Gütersloh bleiben. Das war aber Öl ins Feuer und hat vielleicht nun gerade dazu dienen müssen, ihn nach Jöllenbeck zu bringen. Der Präsident Richter, der eben den tiefen Verdruß gehabt, daß seine einzige Tochter gläubig geworden und sich offen zu den wenigen verhaßten Frommen in Minden bekannte, bestimmte nun gerade in den schärfsten Ausdrücken: Volkening habe ohne weiteres nach Jöllenbeck überzusiedeln und sich zum Superintendenten zu verfügen, um das Nähere von ihm zu hören.

Am 10. März schreibt er: „Ja, so läge denn das bedeutungsvolle Blatt, welches mich nach Jöllenbeck bestimmt, in meinen Händen. Was sollen wir sagen? Weiß oft nicht recht. Doch das wird mir mit jedem Tage klarer, daß es so des HErrn Weg ist. In meiner Gemeinde und in meinem Hause ist aber ein gewaltiger Sturm losgebrochen. Wohl mir, daß es nur in meinem Herzen so ruhig und klar ist. Meine Frau hat viel gelitten in diesen Tagen, daß mir oft bange wurde; doch bekommt sie jetzt mehr Licht und Ruhe. Es war wohl viel Anfechtung vom Feinde darunter, der jetzt, da ihr dies wirklich ans Leben ging, sein Mütchen an ihr kühlen wollte. Heute habe ich vom kananäischen Weiblein vor

der Gemeinde gelallt. Es wurde mir was schwer. In der Gemeinde habe ich einige Christen einigermaßen orientieren können, welche mir nun helfen. Übrigens hätte ich jetzt Kühe und Pferde aus den Ställen kriegen können. Frauentränen taten mir so viel noch nicht, aber ich habe Männer still weinen sehen, die da Männer waren, und wollte mir doch nahe gehen. Jedoch wird's der HErr schon zurechtlegen. Wenn nun nur hier die rechte Wahl getroffen wird. Da hilf denn wieder beten und raten."

Dennoch gaben die Feinde ihre Sache noch nicht verloren. War in der Vakanzzeit die Umwahl des Presbyteriums und der Repräsentation unterblieben, so kam nun plötzlich der Superintendent mit dem Amtmann, um dieselbe vorzunehmen. Offenbar in der Hoffnung, es würden dabei mehr Gegner Volkenings hineinkommen und ihn dann mit $^2/_3$ Stimmen abwerfen; die Probepredigt dazu war auf den 1. April (Sonntag Judika) angesetzt. Aber sie hatten sich getäuscht. Umgekehrt wurden die unentschiedenen heraus- und die entschiedenen Männer hineingewählt.

Da wagte man einen letzten verzweifelten Versuch, die Gemeinde in Aufregung und Uneinigkeit zu bringen. Am Sonntag Septuagesimä sandte der Superintendent seinen redegewandten Hilfsprediger Nagel, um nach der Predigt die neuen Mitglieder des Presbyteriums einzuführen. Nach dem Thema: „Es ist nicht recht, Gott meistern" — hielt er eine fulminante Rede, um eine Brandfackel in die Gemeinde zu werfen. „Wehe dir, wehe dir, Jöllenbeck! Bald werden von dieser Kanzel ganz andre Worte erschallen als viele wünschen möchten, Lehren von Blut und Wunden u. s. f."

Die Predigt wurde, zwar in etwas gemilderten Ausdrücken, sogleich gedruckt und haufenweis in der Gemeinde verbreitet. „Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer,

und der Herr spottet ihrer" — und auch in der Gemeinde hatte man nur ein Lächeln über das Wutschnauben der Feinde.

Am 1. April mußte Volkening also noch eine Probepredigt in Jöllenbeck halten, nach welcher dann der Superintendent die Repräsentation vernehmen wollte. Aber niemand meldete sich, um Einspruch zu tun. So war die Sache dann entschieden, und Ende April hielt Volkening seine Abschiedspredigt in Gütersloh. „Seitdem ist mein Haus wie ein Taubenhaus, wo es ein- und auszieht, und mein Herz wie in einer Kelter, die stets getreten wird." Um einige Tage auszuruhen, reiste er nach Oldendorf, wo auch Weibezahn eingetroffen war, um ihn nach Jöllenbeck zu begleiten. Am Tage vor der Einführung (Bußtag den 8. Mai) ließ Kunsemüller die beiden samt Heermann nach Bünde fahren, wo Jöllenbecker Pferde zur Weiterfahrt bereitstanden. Leider hatte man dazu die schönsten und nicht die sichersten Pferde ausgesucht; denn sobald der Wagen hinter ihnen auf dem Pflaster klapperte, gingen sie des Geräusches ungewohnt durch und im Galopp zur Stadt hinaus. Der Knecht vermochte sie nicht zu halten, so rasten sie unaufhaltsam fort. Männer die ihnen begegneten, suchten sie aufzuhalten, aber vergebens. Der blinde Heermann, der neben dem Kutscher saß, griff mit in die Leine — da riß auch diese. Man war nun allen Gefahren preisgegeben, und so wagten Volkening und Weibezahn den meist so verhängnisvollen Sprung aus dem Wagen. Da lagen denn beide, Volkening rücklings gefallen mit einer Kopfwunde und mit Schmerzen in der Brust, Blut speiend, Weibezahn mit verstauchter Schulter. Indessen begegnet bald darauf den rasenden Pferden ein Mann, der ihnen mutig in die Zügel fällt und sich an sie hängt. Er bringt sie zum Stehen und konnte dann sagen: „Ich bin doch nicht umsonst bei den

Husaren gewesen." Nachdem die Gefährdeten Gott gedankt, daß er das Schlimmste gnädig abgewandt, wurden Postpferde aus Bünde geholt, die sie dann sicher nach Jöllenbeck brachten. Volkening mußte sich sogleich zu Bett legen und Weibezahn die Nacht an seinem Bette zubringen, um die Kopfwunde und Brust zu kühlen.

Das war des Teufels letzte Kunst, die Einführung Volkenings zu hindern. Der Herr aber stärkte ihn, daß er am folgenden Tage, wenn auch mit verbundenem Kopfe doch mit Freudigkeit seine Antrittspredigt halten konnte. Ja, „dennoch!"

Der Hergang bei dieser Pfarrbesetzung ist so genau nicht bloß um seiner selbst willen hier mitgeteilt, sondern weil er ein klares Bild von den damaligen Kämpfen der Gläubigen unter dem Regimente in der Kirche gibt und ein Vorbild für die folgenden Pfarrbesetzungen wie in Wallenbrück, Werther, Gohfeld, Valdorf u. a. war, bei denen allen der blinde Heermann sich unermüdlich tätig bewies.

Daß und wie Jöllenbeck seinen Pastor wider aller Menschen Erwarten und „über Bitten und Verstehen" erhalten, davon verbreitete sich die Kunde bald in die ganze Gegend, und es ermunterte und ermutigte die Gläubigen in allen Gemeinden, deren Pfarre vakant wurde, dem Beispiele der Jöllenbecker nachzufolgen. Es war nicht zu vermeiden, daß Volkening in die darüber entstehenden Bestrebungen und Kämpfe nicht sollte mit hineingezogen werden, da die Leute sich zunächst immer an den blinden Heermann um seine Mithülfe und seinen Rat wandten. Volkening lag es aber selbst auch vor allem am Herzen, daß überall die Pfarren mit gläubigen Männern besetzt wurden. War es auch nicht seine Sache, den Leuten die Bittschriften aufzusetzen, so geht doch aus seinen Briefen hervor, wie er den Herrn mit Bitten ohne

Unterlaß bestürmt, daß er „Scharen von Evangelisten" sende, und somit bei allen Pfarrbesetzungen ein rechter Mithelfer wurde.

Wir fügen hier noch Genaueres an aus den Vorgängen bei Besetzung der Pfarre zu Wallenbrück, auch aus dem Grunde, weil es die Nachkommen der damals für das Wohl ihrer Kinder Kämpfenden nicht bloß interessieren, sondern auch zu mehrerer Dankbarkeit gegen ihre Eltern und zu eigner Treue im Bekenntnis des lautern Evangeliums erwecken wird. Wallenbrück war 1841 erledigt, und nun sahen sich die gläubigen Presbyter eifrigst nach einem Manne ihres Glaubens um. Volkening konnte ihnen den Pastor Jellinghaus in Schlüsselburg empfehlen, der ihm bekannt war, da er sich mit einer Enkelin seines Vorgängers, des Pastors Schlüter in Gütersloh verheiratet hatte. Er war der Enkel des alten Jellinghaus in Minden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, eines nahen Freundes von F. A. Weihe in Gohfeld. Unter der Führung des Presbyters Mönk unterzeichnete die gesamte Repräsentation eine Bittschrift an die Regierung zu Minden, in welcher um Jellinghaus gebeten wurde. Der letztere bat gleichzeitig um die Stelle.

Es war nicht anders zu erwarten, als daß von seiten der Regierung und ihrer Unterbehörden dem entgegengearbeitet wurde, zumal der treffliche und angesehene Mönk ihnen längst eine anstößige Person war. Aber man kannte auch schon den Weg nach Berlin, wo die Dinge für die Kirche unter Friedrich Wilhelm IV. und seinem neuen Ministerium noch viel günstiger standen als früher. Volkenings Freund Snethlage hatte immer größeren Einfluß gewonnen, der treue Seelsorger des Königs bis an sein trübes Lebensende. Dazu kam, daß den Gemeinden jetzt das Recht zustand, mit $^2/_3$ Stimmen jeden ihnen nicht genehmen Pastor abzulehnen ohne Gründe. Durch die

Verhandlungen zwischen Berlin und Minden zog sich also die Sache in die Länge. „Aber" — schrieb Volkening dazu, „die Rechte des Herrn wird sich hoffentlich auch hier erhöhet zeigen; daß sie es ist, wissen wir. Was lange währt, wird gut." Und später: „Über Wallenbrück verlautet noch immer nichts. Zum guten Zeichen nehmen!" So war das Jahr 1843 herangekommen.

Da traf die Gemeinde ein harter Schlag. Mönk erkrankte, und der Herr entführte ihn aus dem Streit in der Mitte des Jahres. Volkening schreibt darüber: „Habe heute (5. Aug.) die Parentation an unsers Freundes Mönk Sarge über Spr. 10, 7: „Das Gedächtnis der Gerechten bleibet in Segen, aber der Gottlosen Namen verwehet," vor einem großen Volke mit Freudigkeit gehalten und auch den dunkeln Rahmen der zweiten Hälfte des Verses um das herrliche Bild der ersten Hälfte gelegt . . . O, was ging an meiner Seele vorüber, als ich die Hand an den geschlossenen Sarg legte und still anklopfte!! Wie freute sich Lippelmann, als ich ihm die Notiz (von Enger aus gute Botschaft) mitteilte. „Der Herr gibt Gnade und Ehre" Ps. 84. Hat auch der liebe Mönk empfangen, selbst vor und von der Welt, woran ihm sonst wenig lag. Aber dem Herrn gebührt's. Alle waren voll Lobes über den trefflichen Mann. Dr. F. hat mir sogar ordentlich herzlich die Hand gedrückt. O, wie war mir, als ich den langen, langen Leichenzug durch das Feld dahinziehen sah nach Wallenbrück zum Schlafkämmerlein! Merkwürdig, hinter seinem Kammerfenster standen zwei junge Kirschenbäume, von seiner Hand gepflanzt, davon hing der eine voll reifer Kirschen, der andre war seit einigen Wochen verdorrt und stand erstorben daneben! Nun, er, Mönk ist gestorben und lebet noch. Er wird noch lange predigen."

Nach ihm war Lippelmann der Führer. Eines

Tages kommt er mit dem blinden Heermann zu Volkening, um zu beraten. Oben auf der Kandidatenstube versammelt, sehen sie einen Wagen aus der Bergmannstraße auf die Pfarre zukommen. Vor dem Gärtchen steigt aus — der Präsident Richter mit dem Bauinspektor. Volkening eilt hinunter, um sie zu empfangen, nicht ohne daß ihm das Herz klopft. Sie kamen um das neugebaute Pfarrhaus zu besehen, doch auch nebenbei die Besetzung von Wallenbrück zu berühren. Wie, wenn er Lippelmann und den blinden „Agitator" da trifft? An ein Entkommen war nicht zu denken. Man wußte oben, er werde das ganze Haus besehen, und bald lassen sich auch Tritte auf der Treppe hören. Lippelmann, der lange Mann, entschließt sich schnell, eilt in die Nebenkammer, wirft sich lang unter das Bett und drückt sich an die Wand. Heermann stellt sich mit dem Rücken ans Fenster und sieht sich ruhig um als ein Sehender. Vorgestellt wird nicht mit Namen, Meyer als „mein Kandidat" und Heermann als „ein Freund". Nachdem die Herren noch einen Blick in die Kammer geworfen, gehen sie ab, und Lippelmann kriecht am ganzen Leibe zitternd unter dem Bett hervor.

Nun war's Januar 1844 geworden. Da schreibt Volkening: „Was wird's bringen? Immer wuchtvoller werden die Bewegungen der Zeit, und in welchen Progressionen?! Wir sind mit hineingestellt in die große Bewegung, und wie wenig das auch für das große Ganze bedeuten mag, für uns ist's von großer Bedeutung. Darum viel, viel Gnade! Die wird aber auch gegeben, wenn erbeten. So hat der Herr an Wallenbrück bewiesen. Am 3. nach Epiphanias wird Jellinghaus dort predigen und katechisieren. Es ist in der Kirche bekannt gemacht. Im Februar soll die Gemeinde vernommen

werden darüber! Die Wallenbrücker sind froh. Der Herr segne den Gang und Ausgang in Gnaden!"

Den 27. Januar: „Jellinghaus ist hier gewesen. Er hat in Wallenbrück wohl gefallen, und die Sache ist außer Bedenken. Er hat einen der glücklichsten Tage seines Lebens in Wallenbrück verlebt. Vier Presbyter begrüßten ihn Freitag schon hier, und zwei holten ihn am Sonnabend ab und brachten ihn am Montag wieder.

Sie waren ganz glücklich mit ihm. Er hat zur Predigt das Wort gehabt: „Hast du mich lieb?" und zur Kinderlehre das Evangelium: „Ich will's tun!" Der Herr hat in Wallenbrück relativ ein großes Volk, es ist viel Bewegung da, auch jetzt besonders. Ein früherer Gegner hatte gleich in der Kirche zu Lippelmann gesagt: „Nun sage ich nichts mehr! Den müssen wir haben!" Heermann fuhr mit Jellinghaus im Wagen von hier hin. Du hättest ihn sehen sollen, wie er seine Knie klopfte (so pflegte er bei wichtigen Dingen zu tun) und verklärt aus dem Wagen sah. Es ist ihm zu gönnen und noch mehr — wie ihm auch einst werden wird! — Zu deiner Besetzung (!) der andern gemeldeten Stellen (wie Kunsemüller geplant) wolle der Herr Amen sagen und das große Reichssiegel, das Lamm mit der Siegesfahne enthaltend, darunter drücken!! Welch eine Zeit! Das ist welch ein Herr und Gott!! Wer hätte vor Jahren das geahnt?! Und wenn auch nicht alles nach unsern Wünschen sich füget, o, es ist schon so vieles doch geschehen über Bitten und Verstehen, daß wir staunen und anbeten müssen. Der Herr segne, schütze und schirme, leite und führe den Minister (Eichhorn) aus der Höhe und aus seinem Heiligtum!"

Den 18. Mai: „In Wallenbrück war es herrlich! Der Herr gab Gnade und Ehre. Jellinghaus hat die Herzen der Freunde erquickt und der Feinde Herzen

überwältigt. Es war nur eine Stimme im Volk: Der ist's! Er hatte aus Phil. 1, 3—11: Unsere Gemeinschaft am Evangelio. I. Was wir daran haben. 1. Gnade. 2. Friede. 3. Heiligung. II. Was wir darin sollen und können. III. Wie wir dazu kommen. Ein herrliches Zeugnis voll Glaube, Liebe, Hoffnung. Heermann war eben darauf in Wallenbrück. Eben war er hier."

Diese und ähnliche Vorgänge in dem lebendigeren Teile der evangelischen Landeskirche trugen wesentlich dazu bei, in dem Könige den Entschluß reifen zu lassen, die Besetzung der Pfarrstellen außer einigen andern innern Angelegenheiten im Jahre 1845 den Regierungsbehörden in Preußen abzunehmen und an die Konsistorien zu übertragen.

Sechstes Kapitel.

Die Anfangsjahre in Jöllenbeck.

Zum drittenmale sollte Volkening also wieder anfangen, ein neues Feld zu bestellen. Und „aller Anfang ist schwer". Das hat er auch in Jöllenbeck reichlich erfahren müssen. War derselbe in Schnathorst schwer, wo er ein braches Feld, war er in Gütersloh schwer, wo die Gemeinde durch lange Parteikämpfe zerrissen, so war er in Jöllenbeck für ihn schwerer, wenn man bedenkt, welche reiche Früchte er auf seinem Arbeitsfelde schon geerntet und wie verhältnismäßig so viele in den letzten Jahren schon in den Gemeinden und unter den jüngern Pastoren für das Evangelium gewonnen waren. Von drei Seiten her wurde ihm aber seine Arbeit noch besonders erschwert; das waren: einmal der sittliche Zustand der Gemeinde, dann die Feinde in der Gemeinde und endlich die Feindschaft der Behörden.

Von meiner frühsten Jugend her hatte der Name „Jöllmke" für mich einen bösen Klang. Damals pflegte mein Großvater Christiani von Hahlen aus seinen Schwager, den Pastor Gieseler in Werther fast alljährlich einmal zu besuchen. Er machte dann in seiner eigenen großen Kutsche die bei den damals noch schlechten Wegen zweitägige Reise. Das schlimmste, was er von diesen Reisen zu erzählen pflegte, war: am zweiten Tage komme man hinter Herford in einigen Stunden an ein großes Dorf Jöllmke und wenn man nach einer Stunde frage: wie heißt das hier?, so bekäme man die Antwort: Jöllmke und nach einer Stunde

hieße es abermal: Jöllmke. Dabei begegne man besonders in der Nähe der Kirche einer wilden Jugend, welche die Pferde scheu zu machen suche und mit Lehmkluten nach dem Wagen werfe, daß man sich fest darin zumachen müsse. Wenn es geregnet, so stehe man in Gefahr, nicht bloß mit dem Wagen stecken zu bleiben, sondern die Pferde drohten in den tiefen, quabbigen Lehmwegen zu versinken. Durch Jöllmke hindurch —, das sei die schlimmste Strecke auf der ganzen Reise.

Der Roheit, der man in Jöllenbeck auch zur Zeit von Volkenings Anzuge noch begegnete, lag nicht sowohl Bosheit als vielmehr Übermut zugrunde. Die Spinnerei und Weberei des feinsten weltberühmten Bielefelder Leinens hatte der Bevölkerung einen ungewöhnlichen Reichtum eingebracht, und nichts kann ein Mensch schlechter vertragen, als leicht und schnell herauf und aus seinem bescheidenen Lebensgeleise herauszukommen. Zu den Dingen, „die ein Land unruhig machen," rechnet Salomo „einen Knecht, wenn er König wird, und einen Narren, wenn er zu satt ist". Nicht die Bauern, sondern die Weber waren die großen Herren im Dorfe geworden. In den zahlreich sich ansiedelnden Wirtshäusern saßen sie bei Branntwein und Kartenspiel, wobei es nicht bloß um Groschen und Taler, sondern oft um Louisdors ging. Dem machte freilich der Krieg in Spanien und die Maschinenweberei in Belgien zu jener Zeit bald ein Ende; aber die Hauptschuld an dem schnellen Niedergange des Gewerbes sollte nun eben Volkening mit seinem Beten tragen, wie viele im Ernst meinten!!

In dieses Treiben waren auch die Bauern hineingezogen. Das wollten die Höfe aber nicht immer leisten, wenn sie nicht durch reiche Heiraten obengehalten wurden. Der zweitgrößte Hof in Niederjöllenbeck machte Bankerott. Da nun damals schon die „Güterschlächterei" von den

Juden angefangen war, so kaufte der Amtmann von Schildesche und Jöllenbeck den Belshof für seinen Gönner, einen Regierungsrat in Minden. Die ganze Hoffläche wurde dann in Auktion parzelliert und mit Neubauern besetzt.

Der Branntwein aber war es, der nun die Armut und Unsittlichkeit in der Gemeinde in hohem Maße beförderte. Der Jahrmarkt nach der Ernte war ein Haupttummelplatz voll Schande und Schlägereien. Auch in den Herbsttagen, wo die Bauern Kompost und Mergel auf ihre Felder fuhren, war ein schandbares Treiben in der Gemeinde. Zu dieser Arbeit taten sich immer mehrere Höfe zusammen, und vom Branntwein erhitzt wetteiferten die Knechte mit ihren Gespannen in der Arbeit, bis am Abend alles betrunken war. Nicht selten kamen Pferde und Wagen dabei zu Schaden. Erst nach Jahren gelang es Volkening, diesen Unfug abzustellen. Die von den Pastoren Josephson und Huchzermeier in ganz Westfalen damals mit Eifer und Erfolg betriebene „Mäßigkeitssache" kam seinen Bemühungen sehr zu statten. Er hatte die Freude, daß er am Neujahrstage 1843 einen „Mäßigkeitsverein" stiften konnte, dem gleich 100 mit ihrer Namensunterschrift beitraten.

Aber die Feinde feierten auch nicht. War es ihnen nicht gelungen, das Herkommen Volkenings zu hindern, so wollten sie ihm doch das Leben so sauer wie möglich machen. Sie sammelten aus seinen Predigten Äußerungen, welche sie als Anklagen dem Superintendenten und der Regierung einsandten. Dazu bedienten sie sich eines blinden jungen Mannes, der diesen Dienst nach seiner Bekehrung oft mit Tränen bereut hat. Er besaß die Gabe eines staunenswerten Gedächtnisses. Um ihn sammelten sie sich nach dem Gottesdienste im nahen Wirtshause und ließen sich die Predigt diktieren. Eine solche ernste Bußpredigt wurde

sogar einmal an das Ministerium geschickt; durch die Regierung wurde sie Volkening zur Erklärung darüber zugesandt, und er mußte mit Bewunderung gestehen, daß die Predigt fast wörtlich wiedergegeben, wenn auch an manchen Stellen lügenhaft verdreht war. Dann verstummten die Anklagen nach einigen Jahren, da doch nichts darnach kam. Viele der früheren Gegner wurden auch bald von ihm gewonnen durch seine freundlichen, teilnehmenden Krankenbesuche. Gleich in der ersten Zeit war es vorgekommen, daß ein Gegner in einer Versammlung für ihn auftrat und dabei die Äußerung tat: „Nein, der Mann ist kein Kopfhänger, der geht so gerade wie ein Offizier!"

Viel mehr Not als jenes machte ihm nun die feindselige Haltung der Regierungsbehörden, die namentlich in Sachen des Neubaus einer Kirche zutage trat.

Die alte Kirche (an der Stelle, wo jetzt das neue Schulgebäude steht) war ein in altgotischem Stile gebautes Gotteshaus mit einem allerdings etwas niedrigen Schiffsgewölbe. Das Schiff bildete mit dem verhältnismäßig großen Altarraume und dem westlich drangebauten schlanken Turme ein Kreuz und enthielt nur 520 Sitzplätze. Für eine Gemeinde, die damals bis fast zu 5000 Seelen angewachsen war, offenbar viel zu klein bei nur einigermaßen gutem Kirchenbesuche. Und dieser nahm jetzt in steigendem Maße zu, so daß sich sonntäglich über 1000 Menschen hineindrängten. In den Frauenstühlen zur ebenen Erde habe ich oft drei Reihen gesehen. Eine Reihe saß auf der Bank, die zweite Reihe saß dieser auf dem Schoß und eine dritte Reihe stand davor. Daß diese während der Predigt die Plätze oft miteinander wechselten, war unvermeidlich und verlief bei dem besten Willen nicht ganz ohne Störung. Nun kamen aber noch gar Fremde dazu bis aus den hannoverschen und lippischen Landen.

Vor den offenen Türen stand ein Haufe, und an die Fenster wurden Leitern und Gerüste gestellt, von denen aus man etwas von der Predigt zu erhorchen suchte.

Sobald das Presbyterium den Notstand der Regierung klagte und sich erbot, zum Neubau einer Kirche die der Gemeinde zufallende Hälfte der Kosten zu tragen, erging die Verordnung, es sollten Wachposten an die Türen gestellt und alle Fremden, ja wenn die Kirche gefüllt sei, auch die Eingepfarrten zurückgewiesen werden. Dadurch entstand aber eine solche Erbitterung, daß die Wachen tätlich angegriffen wurden und oft die Verwünschung hören mußten: „Wenn ihr mal vor die Himmelstür kommt, dann werdet ihr auch einen Wachposten davor finden!" So wollte sich zuletzt niemand mehr zu diesem traurigen Dienst hergeben, und ein Gensdarm und ein Polizeidiener wurden an die Türen beordert.

Da die Gegner des Kirchenbaues (in der Gemeinde) geltend gemacht hatten, daß die Gemeinde, welche jetzt eben ein neues Pfarrhaus baute, nicht zugleich auch die Kosten eines Kirchenbaues tragen könne, so entschloß sich Volkening durch Zeichnung freiwilliger Beiträge der Regierung zu beweisen, wie willig der größere Teil der Gemeinde die Unkosten eines Neubaues tragen werde. Er ließ sich's nicht verdrießen, von Haus zu Haus zu gehen und erhielt bald Zeichnungen von 500 Rchstlr. (Upmeier) bis zu 1 Rchstlr. herab. Gleichzeitig fingen auf seinen Vorschlag die Bauern an, freiwillig aus den Dornberger Steinbrüchen Steine zum Bau anzufahren. Bald lagen hoch aufgeschichtete Steinhaufen um die Kirche herum und auf dem Platze vor dem Pfarrhause, denn selbst aus den umliegenden Gemeinden Werther, Spenge, Wallenbrück, Laar, Enger hatten sich etliche gläubige Hofbesitzer zur Anfuhr miteingestellt.

Aber alles vergebens. In Minden hatte man kein Herz. Das Presbyterium bekam abschlägige Antwort auf eine erneute Bitte, ja es erging sogar der Befehl, die Steine sollten bis zum 1. August wieder vom Kirchhofe abgefahren sein, weil — da der Jahrmarkt gehalten werden müsse. Dafür freilich machte Volkening nach dem Jahrmarkte Anzeige davon, daß während des Gottesdienstes die Buden aufgeschlagen seien und deutete an, das Presbyterium fühle sich veranlaßt, in Berlin anzufragen, ob überhaupt der Kirchhof der gebührende Platz für den Jahrmarkt sei. Die Folge davon war, daß im nächsten Jahre die Buden vom Kirchhofe wegverlegt wurden.

Volkening ruhte aber nicht. Einige Wochen vor Pfingsten 1840 besuchte er seinen Freund Kunsemüller in Oldendorf, um verschiedene Reichssachen zu besprechen. Da auch Kunsemüller wieder Differenzen mit der Regierung hatte, so machte Volkening ihm den Vorschlag, nach Berlin zu reisen und eine Audienz beim Könige nachzusuchen, wenn er beim Ministerium nicht mehr Gehör fände als bei der Regierung zu Minden. Nach einigen Bedenken ging Kunsemüller auf den Vorschlag ein und machte sich am Tage nach Pfingsten auf die Reise.

Nach Mitteilungen Volkenings, der auf einer im Juli gehaltenen Konferenz in Gütersloh gleich der ganzen Versammlung mit großer Freude den Reisebericht Kunsemüllers angehört hatte, möge hier das wichtigste Platz finden, was Kunsemüller in Berlin erlebt. Tags nach dem Pfingstfeste abgereist, hörte er in Minden, daß der König gestorben (7. Juni) und kommt am Freitag, tags nach der Beisetzung des Königs in Berlin an, von Potsdam aus allein in der Post, da er nicht wie sein Reisebegleiter die neue Eisenbahn benutzte. Da ist er denn die nächsten Tage bei fast allen Männern gewesen, die damals in Berlin den Namen Christi in den höhern Kreisen bekannten, bei

Ehrenberg, dem vortragenden Rate des Königs, der sich einen ganzen Morgen lang von den kirchlichen Verhältnissen in Ravensberg hat erzählen lassen, bei seinem alten Lehrer Neander, der sich wie ein Kind gefreut über die Nachrichten von dem christlichen Leben, bei dem alten Baron v. Kottwitz, in einer Predigerkonferenz bei Hengstenberg, bei O. von Gerlach, Goßner, Elsner u. a. und die Nächte hindurch hat er Tagebuch geschrieben über alle Gespräche. Die wichtigste neue Bekanntschaft, die er aber bei diesen Herren machte, war die des Adjutanten des Königs, Generals v. Röder, bei dem er dann mehrere Abende zugebracht, und der sich von ihm unermüdlich erzählen ließ. Nun hatte ihm Volkening bei seiner Abreise geschrieben: wenn er in Berlin am königlichen Palais vorbeigehe, möge er die Fenster des königlichen Krankenzimmers aufsuchen, sich in eine Ecke stellen und um ein seliges Abschiedsstündlein für den lieben König beten, denn er sei es wert und habe es um uns verdient. Das war nun nicht mehr möglich und nötig gewesen. Aber er hatte nun in Berlin so viel Liebes vom alten Könige und seinem Ende und nicht minder von dem neuen Könige gehört, daß er sich gedrungen fühlt, seinem Herzen Luft zu machen in einem Beileids- und Huldigungsschreiben an den König, in welchem er auch den Kirchenbau zu Jöllenbeck dem Könige ans Herz legt. General v. Röder ist gleich bereit, das Schreiben dem Könige einzuhändigen. Der König liest es in seinem Beisein, wendet sich dann an die Königin mit den Worten: „Da, Elise, da ist auch was für dich drin."

Am Sonntag früh erhält Kunsemüller einen Eilbrief mit königlichem Siegel: um $^1/_2$ 9 Uhr auf dem Schlosse zu gnädigster Audienz zu erscheinen. In Eile läuft er durch die Stadt, um einen Chorrock zu leihen und eine Droschke zu nehmen, und fährt eben noch vor der bestimmten Zeit

in den Schloßhof mit der Losung: „Fürchtet euch nicht — es soll euch zur Stunde gegeben werden.“ Oben vom diensthabenden Adjutanten eingeführt, tritt er furchtlos ins Audienzzimmer ein. Der König kommt ihm vom Fenster liebreichst entgegen und sagt: „Sie sind aus dem alten lieben Ravensberger Lande usw.“ Kunsemüller drückt dann seine Ehrfurcht und Verwunderung aus, bei so vielen Geschäften doch die unerwartete Gnade einer Audienz zu haben. „Ach,“ sagt der König, „Sie haben mir ja einen so lieben Brief geschrieben, der mir in meiner jetzigen Lage so wohl getan.“ Ein Wort gibt das andere, und Kunsemüller erzählt dazwischen immer, so gut er kann, auch von Jöllenbeck, des sich der König noch sehr gut erinnert, aber bemerkt: er habe damals bei der Pfarrbesetzung nicht viel zu tun brauchen, weil sein Vater in solchen Dingen, wie man zu sagen pflege, „gleich Feuer und Flamme gewesen.“ Dann fragt er: „Ist denn wirklich solch Leben in den dortigen Gemeinden, wie ich gehört?“ worauf Kunsemüller mit einem fröhlichen „Ja“ hat antworten können. Nachdem ziemlich alles von Kunsemüller berührt, sagt der König: „Ja, ich wollte in die Kirche und muß mich noch umkleiden.“ Kunsemüller entfernt sich; aber als er — hingenommen von der so überaus gnädigen und glücklichen Audienz — sich unten im Schloßhof und Lustgarten kaum fünf Minuten noch aufgehalten, da rollt der königliche Wagen schon an ihm vorbei nach dem Dome.

Das war die unerwartete Audienz, zu der Volkening dann sagen mußte: „O, welch ein König! Er betet für sein Volk!! Hat seine Krone ‚als ein Gnadengeschenk aus der Hand des Herrn angenommen‘ und will nichts anderes sein als des Herrn Knecht! Der Herr sei gelobet ewiglich!!“ Das drückt auch die damalige Stimmung unter den Christen aus, die mit dem neuen Regiment ein

größeres Maß der Gunst für die Kirche erwarteten und nach Menschenmöglichkeit auch erhielten. Bedenkt man aber, daß erst 12 Jahre Wartezeit vergingen, ehe der Kirchenbau nicht ohne ein ernstes Wort des Königs von der Regierung zu Minden in Angriff genommen wurde, so erkennt man, wie wenig auch ein wohlgeneigter König gegen die Widerwilligkeit seiner Diener vermag und wie wahr es ist: „Verlasset euch nicht auf Fürsten, denn sie sind Menschen!"

Trotz der erfreulichen Aussicht legte Volkening aber nicht die Hände in den Schoß. Da die Regierung ihm nicht einmal ein hinreichend großes Konfirmandenzimmer in dem neuen Pfarrhause hatte einrichten wollen, so hatte er schon die besten Männer der Gemeinde gewonnen, ihm beim Bau eines „Saales" behülflich zu sein. Holz, Steine, Sand und Kalk fuhren sie gleich zwischen Saat und Ernte heran, die Kosten des Baues bezahlte Volkening, und im Spätsommer stand nach wenigen Wochen der Saal so weit fertig da, daß darin eine zahlreich besuchte Konferenz gehalten werden konnte, von der man die Teilnehmer noch viele Jahre nachher mit großer Freude sprechen hörte. Wie bei der Juni-Konferenz mit Missionsfest in Gütersloh, so war auch bei der September-Konferenz in Jöllenbeck unter allen Weibezahn derjenige, welcher durch seine einfach herzlichen Ansprachen und seine lieblichen Mitteilungen aus seinen Reiseerlebnissen alle Teilnehmer erquickte.

Diese Konferenzen, welche an verschiedenen Orten gehalten wurden und an denen auch Frauen aus bekannten Familien, besonders die Pfarrfrauen teilnahmen, waren ein reichgesegnetes Mittel zur Förderung christlicher Erkenntnis und zu gegenseitiger Stärkung im Glauben, dann auch zur Besprechung kirchlicher Fragen und zur Beratung der Brüder, die augenblicklich in heißerem

Kampfe standen. In seinen Briefen an Kunsemüller dringt Volkening unablässig darauf, sie nicht zu vernachlässigen und alle Hindernisse zu überwinden, die ihn von der Teilnahme abhalten könnten. Eine junge Pfarrfrau, die an jenen beiden Konferenzen in Gütersloh und Jöllenbeck teilgenommen, erzählte nach 40 Jahren davon mit jugendlicher Begeisterung und mit einer Genauigkeit, als hätte sie tags zuvor alles erlebt und gehört: welche Schriftstelle besprochen, welche Hauptpunkte daraus hervorgehoben, welche Geschichten oder Erfahrungen dazu mitgeteilt waren. „Wir Frauen lauschten im Nebenzimmer bei geöffneter Tür dem allen mit atemloser Spannung. Obgleich Vater Volkening nur wenig redete in den Konferenzen, hatten doch alle das Gefühl, daß er der geistige Träger und Leiter derselben war. Vorherrschend war ja das erbauliche Element, traten aber einmal verschiedene Ansichten zutage und waren sie länger geltend gemacht, so hatte er eine wunderbare Weise, das Richtige, was sich in den beiderseitigen Behauptungen fand, hervorzuheben und die Kernwahrheit mit kurzen Worten hinzustellen. Seine meistens mit einer fast schüchternen Zurückhaltung ausgesprochene Entscheidung, zu der er oft erst ausdrücklich aufgefordert werden mußte, traf immer das Richtige und Wichtige und war allen maßgebend, ich möchte sagen: heilig.[1]) Gab es Momente, wo die brüderlichen Besprechungen in Wortkriege überzugehen drohten, so stimmte er einen passenden Liedervers mit Begleitung des Harmoniums an. Unter dem Singen hatten sich die Gemüter gesammelt und die Verhandlungen gingen ruhiger

[1]) Er hätte (wär's nicht gegen seine Natur gewesen) mit Hiob auch von sich sagen können: „Sie hörten mir zu und schwiegen und warteten auf meinen Rat. Nach meinen Worten redete niemand mehr, und meine Rede troff auf sie. Sie warteten auf mich wie auf den Regen und sperrten ihren Mund auf als nach dem Abendregen."

fort. Das wunderbar Schöne an diesen Zusammenkünften war die Liebe, die alle durchdrang. Es war Wahrheit hier, das: „Herz und Herz vereint zusammen, sucht an Gottes Herzen Ruh, lasset eure Liebesflammen lodern auf den Heiland zu!" Tief bewegt (schloß sie dann) kehrten die Geladenen heim, und ernstere Gemüter in unserer Gemeinde wollten von da ab einen neuen Geisteshauch an ihrem jungen Pastor bemerkt haben."

Es war eine wunderbar schöne Zeit, eine Frühlingszeit, eine Zeit „der ersten Liebe" des erwachenden und wachsenden Glaubenslebens, wo von solchen Konferenzen geistliche Segensströme ausgingen auf das Herzensleben und damit auch auf das Amtsleben der einzelnen Teilnehmer. Wer sie miterlebt hat, den beschleicht ein tiefes Heimweh, wenn er in späteren Konferenzen nur dogmatische oder kirchenpolitische Fragen erörtern hörte oder gar nur Disputationen über griechische Partikeln und hebräische Formen. Ähnliches findet sich später nur noch da, wo in einer Gegend und Gemeinde das christliche Leben neu erwacht und wo etliche Familien zu Bibelabenden zusammenkommen, um sich gemeinsam zu erbauen und in der Erkenntnis zu fördern. So wie damals sind sie auch später in Ravensberg nicht mehr gewesen, — so wenig wie in Süddeutschland, Pommern und an andern Orten —; als der Kampf zwischen Glauben und Unglauben in konfessionelle oder Verfassungsstreitigkeiten sich zuspitzte, haben sich die Konferenzen aus den engen Räumen brüderlicher Kreise aufs kirchliche Blachfeld hingezogen und ihre segensreiche Wärme und Innigkeit der Gemeinschaft eingebüßt.

Dieses außergemeindliche Wirken Volkenings in weitere Kreise hinein beeinträchtigte jedoch nicht sein Wirken in der Gemeinde, ja man kann sagen, es beförderte es vielmehr. Die geförderteren Christen nahmen an jenem den regsten Anteil, und Volkening richtete es immer so ein, daß ein

Missionsfest oder eine Predigt in der Kirche mit den Konferenzen verbunden war, so daß die Gemeindeglieder auch der mannigfachen Gaben andrer Zeugen teilhaftig wurden. Der neuerbaute Saal gewährte die Möglichkeit, Bibelstunden und Missionsstunden einzurichten, und für Jünglings- und Jungfrauenvereine war er der geeignete Versammlungsort. Kandidat Meyer unterstützte Volkening darin nach Kräften, leitete besonders die Versammlungen des Jünglingsvereins und bildete aus Mitgliedern desselben den ersten Posaunenchor nach dem Vorbilde eines solchen in der Düsselthaler Anstalt.

Die „Anfangsjahre" Volkenings in Jöllenbeck kann man bis in das Jahr 1844 hinein rechnen. Es bildet dieses Jahr gewissermaßen einen befriedigenden Abschluß. Die schwerste Arbeit war getan. Das Wort Gottes war in der Gemeinde die für alle Lebensverhältnisse bestimmende Macht geworden. Es gab kaum noch drei oder vier Höfe, deren Besitzer und Familien dem Evangelio nicht gehorsam werden wollten, sondern widersprachen. Sie und ihr Anhang hatten im Jahr 1843 noch einmal der Regierung durch einen Protest gegen den Neubau der Kirche Anlaß gegeben, denselben auf spätere Jahre hinauszuschieben, obgleich das Presbyterium in einer 10 Bogen umfassenden, den geschichtlichen Verlauf, die Notwendigkeit und die Möglichkeit des Neubaues darlegenden Denkschrift den Beschwerdeführern entgegentrat. Das Presbyterium ganz und die Repräsentation zum allergrößten Teile bestand aus christlich gesinnten Männern. Volkening besaß ihr vollstes Vertrauen, ja war ihr Stolz und ihre Freude, und alle wetteiferten, ihm ihre Liebe in allerlei Weise zu erkennen zu geben. Namentlich bildeten die von ihm Konfirmierten in der Mehrzahl einen hoffnungsreichen Stamm unter der heranwachsenden Jugend, der in gottseligem Leben und Wandel die Kraft des Evangeliums bezeugte vor den

weltlich gesinnten Widersachern. Die Gemeinde Jöllenbeck leuchtete als ein helles Licht unter den Gemeinden der Umgegend, namentlich gegenüber einigen nächstliegenden, in denen der Unglaube noch das Feld behauptete.

Volkening stand an der Spitze der Ravensbergischen Missionsgesellschaft, die ihr jährliches großes Missionsfest (neben den kleineren Missionsfesten in einzelnen Gemeinden) in Herford oder Bünde feierte, bei dem eine Menge von 10000 sich sammelte. Um ihn scharte sich jetzt schon eine erfreuliche Zahl gläubiger Amtsbrüder, die ihn willig als ihren Altmeister anerkannten, wenn sie gleich ihre erste Anregung durch die Professoren Neander, Hengstenberg und Tholuck empfangen hatten. Außer Weibezahn in Osnabrück und Kunsemüller in Oldendorf sind hier besonders zu nennen die Pastoren: Möller in Lübbecke und Redeker in Gehlenbeck, Greve und Müller in Gütersloh, Hartog in Steinhagen und Schröder in Bünde, Schulz in Minden und Jellinghaus in Schlüsselburg (dann in Wallenbrück), Ameler in Herford und Weihe in Löhne, auch die Hülfsprediger Huchzermeier in Schildesche und Müller in Bielefeld; außerdem die lippischen Pastoren Stockmeyer und Rodewald.

Die gesegnete Frucht dieser Gemeinschaft war das am Ende des Jahres 1844 begründete „Evang. Monatsblatt für Westfalen", welches bald in 10—20000 Exemplaren verbreitet werden konnte und der „Rheinischen Missionsgesellschaft" einen jährlich sich mehrenden Beitrag lieferte.

So kann Dr. W. Baur, der in seinem reichen Buche: „Das deutsche evang. Pfarrhaus" unter den „Männern in Christo, den Charakteren, Persönlichkeiten von reicher Eigenart" aus dem Anfange dieses Jahrhunderts auch ihn aufzählt, sagen: „Im Ravensberger Lande und weit über seine Grenzen hinaus ist „Vater Volkening" in frischem, segensvollem Gedächtnis. Er hat sich noch durch die Zeit

durchgekämpft, da das volle, unerschrocken gepredigte Wort Gottes unserm Christenvolke wie eine unerhörte Botschaft klang, der Bureaukratie einen Schauder einflößte, den Pöbel in den Städten zur Wut entflammte. Aber er hat einen Sieg nach dem andern erhalten, daß man sehe, der rechte Gott sei zu Zion. Er hat dem deutschen Christenvolk in 33 Auflagen die „Missionsharfe“[1]) in die Hand gegeben und ist auf der Kanzel eine Missionsposaune gewesen, die reichste, kräftigste und persönliche Darstellung jenes Missionslebens in unserm Volke, in welchem die Volkstümlichkeit der katholischen Feste mit der Lauterkeit des Evangeliums sie durchdrungen hat. Ein Denkmal Volkenings, an welchem die Zeit, wie wir hoffen, mit Wind und Wetter kein Zerstören anrichten kann, sind jene Missionsfeste im Ravensberger Lande, zu welchen viele Tausende wandern. Kirche oder Eichenkämpe öffnen ihre Hallen, aus allen Richtungen kommen Festgenossen, Posaunenchöre voran, ihre Wallfahrtslieder singend; das Rauschen des Geistes wird in der großen Versammlung gespürt, Gold und Silber mit Freuden geopfert, Pfarrhäuser und Bauernhäuser geben freundliche Bewirtung; denen, die nach Gottes Reich unter den Heiden trachten, fällt das nähere von selbst zu: Stärkung des Glaubens, Sammlung der Gläubigen, volksmäßige Christenfreude.“

Das waren die Anfangsjahre in Jöllenbeck. Welch eine Veränderung war in diesem bedeutungsvollen Zeitabschnitte vor sich gegangen mit der Zeitlage, mit der Volksstimmung, mit den kirchlichen Zuständen in Ravensberg und mit der Stellung Volkenings, wenn man das Jahr 1844 vergleicht mit dem Jahre 1838!

[1]) Im Jahre 1917 bereits in 78. Auflage erschienen.

Siebentes Kapitel.

Volkenings Familienleben.

Jetzt, wo das halbe Leben Volkenings hinter uns liegt, ein Leben voll Mühe und Arbeit, voll Kampf und Streit, und doch köstlich in der Segensfrucht, womit es die Gnade Gottes gekrönt, wo ein Teil der Kinder erwachsen, wo der jüngste Sohn geboren, jetzt können wir uns die Muße gönnen, einen näheren Blick in sein Familienleben zu tun.

„Die Ehre laß ich mir nicht nehmen, daß das Glück unserer Ehe am meisten von mir abhängt", sagte Volkenings älteste Tochter bei ihrer Verheiratung zu ihrem Manne. Dieses scheinbar stolze Wort, das doch im Grunde ein Wort demutsvoller Liebe ist, die nicht das Ihre sucht, kann man als eine Blüte ansehen, die auf dem Boden des Volkeningschen Familienlebens gewachsen ist und seine Eigenart erkennen läßt. Ist der Mann auch das Haupt der Familie — die Frau ist das Herz, in dem ihr Leben pulsiert und von dem aus sie ihr geistiges Gepräge erhält. Ist sie die rechte Persönlichkeit, so ist sie die Seele des Hauses, und ihr Gemütsleben gibt dem Tone des Familienlebens seine Stimmung. Sie ist es, die auf das Seelenleben der Kinder nicht bloß den ersten, sondern auch den tiefstgehenden und weitestreichenden Einfluß übt.

Volkening zog in Schnathorst sogleich mit seiner jungen Frau ein, die ihm wenige Tage zuvor in Hille angetraut war. Sie hieß Elisabeth Jakobs und stammte aus Koldenbüttel in Schleswig. Nachdem sie ihre längst

verwitwete Mutter bis zu ihrem Tode gepflegt hatte, kam sie nach Hille zu ihrer ältern, mit Volkenings jüngerm Bruder verheirateten Schwester. Sie gewann in Westfalen eine neue Heimat, die ihr besonders durch das geistliche Leben, das ihr dort aufging, lieb und teuer wurde, dann freilich noch mehr durch die Liebe dessen, der bald um sie warb, als er von der Universität zurückgekehrt war. Alle, die sie damals gekannt haben, erinnern sich ihrer als einer auffallenden Schönheit, die durch Gesundheit und Frische des Leibes und des Geistes vor andern hervorstach. Umsomehr trat sie neben Volkening hervor, den man damals allgemein als „Schwindsuchtskandidaten" betrachtete. Mit seltener Rüstigkeit arbeitete sie nicht bloß im Hause, sondern in den mühevollen ersten Jahren in Schnathorst auch im Garten mit. Bis in ihr Alter trotz späterer Gebrechlichkeit an der einen Hüfte, hat sie die letzten 30 Jahre ihres Lebens ihre Zimmer mit eigner Hand täglich in Ordnung gebracht und nie hat sie das Regiment in der Küche an eine ihrer Töchter abzugeben sich entschließen können, so viel diese die Greisin von 60 und 70 Jahren auch darum baten. Und an Arbeit ist ihr ein reichlich Teil zugefallen an eignen und fremden Kindern, die sie viele Jahre hindurch als Waisen in ihr Haus aufgenommen und mit den ihrigen versorgt hat. Wie oft hörte ich aus ihrem Munde das Wort: „Ist's köstlich gewesen, so ist's Mühe und Arbeit gewesen" und Hiobs Klage: „Muß nicht der Mensch immer im Streit sein auf Erden, und seine Tage sind wie eines Tagelöhners? Wie ein Knecht sich sehnt nach dem Schatten und ein Tagelöhner, daß seine Arbeit aus sei — — elender Nächte sind mir viele worden"! Aber es klang das in ihrem Munde doch nie wie eine Klage, sondern eher wie ein Ruhm und eine Freude, daß ihr der Herr dazu die Kraft gegeben und durch alles hindurch geholfen; es war

ihr die eigne Erfahrung daran eine Versiegelung der Schriftwahrheit, an der sie sich erfreute, und der Boden, in welchem das Heimweh nach „den Häusern des Friedens, den sichern Wohnungen, der stolzen Ruhe" so üppig gedieh. Jesaias 32, 18 und 35, 10 waren Lieblingssprüche, die sie oft mit Begeisterung in siegesgewissem Tone zitierte.

Neben der Arbeit waren es freilich die schweren Kämpfe und Verfolgungen, die sie mit ihrem Manne äußerlich und innerlich redlich teilte, wodurch ihr das „Welt ade, ich bin dein müde!" so nahe gelegt wurde. Doch ließ sie dabei nie etwas von Verzagtheit an sich kommen, sondern war ihm stets eine kräftige Stütze durch ermunternden Zuspruch wie durch Fürbitte, wenn er in melancholischer Gemütsstimmung wollte den Kopf sinken lassen. Man sagt den lutherischen Pfarrfrauen der Reformationszeit nach, wenn ihre glaubenstreuen Männer das Interim von 1548 nicht unterschreiben wollten, daß sie dieselben gedrängt mit ihrem: „Schreibt, lieber Herre, schreibt, daß Ihr auf der Pfarre bleibt". Als Volkening damals in Gütersloh das Schreiben der Regierung erhalten, worin ihm die Amtssuspension angedroht war, kam seine Frau auf sein Zimmer, wo er vor seinem Schreibtische saß und bedenklich auf dasselbe hinblickte. Als sie gelesen, sagt sie zu ihm: „Sags ihnen klar und fest — es sind Feinde Christi!"

Nicht minder tapfer konnte sie ihm zusprechen, wenn er in Krankheitsfällen bedenklich war, ob er zu predigen wagen könnte. „Liebes Kind, predige nur dreist, leg dir etwas um den Hals und geh damit auf die Kanzel, es wird wohl gehen." Und es ging. Was ihre stille Fürbitte aber dann im Kämmerlein dabei mitgewirkt, das weiß er, welcher Gebet erhört und zu dem darum alles Fleisch (in seiner Schwachheit) kommt.

Sie war eine echt friesische Natur. Eiserne Willens-

kraft und wetterfeste Zähigkeit lagen in ihrem natürlichen Charakter, und den nordischen Ernst, dem das leichtlebige süddeutsche Wesen wenig zusagte, hatte ihr entschiedenes Christentum nur gehärtet. „Der Weise lächelt nur, indes die Toren lachen" war ein ihr zusagendes und beliebtes Wort. In Behauptung ihrer Ansichten und in Verfolgung ihrer Absichten war sie unerschütterlich. Wer es versuchte, mit Beweisen und Gründen sie eines andern zu überzeugen, den konnte sie mit einem kurzen: „Laß tun" abweisen, wenn sie keine Gegengründe mehr hatte.

Bei alledem war sie die Freundlichkeit selbst gegen jedermann, das war ihr eine heilige Christenpflicht. „Der Mann muß sich mehr Freundlichkeit angewöhnen", sagte sie von einem gläubigen Pastor, der bei seinem Besuche sich etwas „stur" gezeigt hatte. War sie innerlich noch so entrüstet über das Betragen eines Menschen, so konnte sie es über sich gewinnen, ihm doch mit der größten Freundlichkeit entgegenzutreten.

Bei aller nüchternen Verständigkeit ermangelte ihr Gemüt nicht eines poetischen Zuges. Selbst zu dichten hat sie sich zwar nie vermessen, würde auch die Muße dazu nicht gefunden haben, aber sie hatte viel Sinn für Poesie. Schiller und besonders Shakespeare hatte sie in ihrer Jugend mit solcher Begeisterung und solchem Fleiß gelesen, daß sie noch in ihrem Alter ganze Monologe, von einem bewundernswerten Gedächtnisse unterstützt, hersagen konnte. Auch Youngs Nachtgedanken waren ihr geläufig. Nur von Goethe, dem „dezidierten Nichtchristen", wollte sie nichts wissen; sie fühlte sich von ihm zu sehr abgestoßen. Sie gehörte auch zu den wenigen, welche es über sich gewonnen haben, Klopstocks Messias von Anfang bis zu Ende in einem Zuge zu lesen; freilich hat das religiöse Interesse daran wohl ebensoviel wie das poetische dazu beigetragen. Über alles aber ging ihr die Poesie der

Psalmen und Propheten, deren Worte alle ihre Briefe durchzogen. Auch die alten lutherischen Kirchenlieder waren ihr lieb, aber sie zu singen war ihr gänzlich versagt. Sie bewahrheitete das alte: „Frisia non cantat". Sie summte sie nur oft bei ihrer Arbeit, weil sie darin lebte.

Mit Luthers Liedern wurde ihr auch Luthers Lehre immer teurer und werter. „Gestern Abend (schrieb sie 1849 einer Tochter) habe ich den Kindern den Aufruf der bedrängten Lutheraner vorgelesen; das Herz tut mir weh, wenn ich daran denke. Es ist etwas Großes und Köstliches um die lutherische Kirche — einfach und rein, klar und hell, daß jeder es begreifen kann. Wenn ich daran gedenke, so weiß ich vor Erstaunen nicht, was ich sagen soll, und wie groß mir die Männer sind, die vor 300 Jahren vor Kaiser und Reich hintraten und ihrem Kaiser ihr Haupt zu seinen Füßen legten, aber in Hinsicht ihres Glaubens bekannten den, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung." So wenig sie an der Union, welche Friedrich Wilhelm III. in Preußen veranstaltet hatte, anfangs Anstoß genommen, weil sie darin nicht bloß des frommen Königs gute Absicht ehrte, sondern auch weil ihr das christliche Leben über die kirchliche Scheidung hinausreichte, so empörend erschien ihrem geraden Sinne bald die Unionsmacherei, die vor Gewalttätigkeiten der separierten Lutheraner nicht zurückschrak, wenn die bureaukratischen Maßregelungen ihren Dienst versagten. Von der widerchristlichen preußischen Bureaukratie vor 1840, ja darüber hinaus, hatte man Leides genug in Ravensberg erfahren.

Das hinderte aber nicht, daß sie, die Ausländerin, eine preußische Patriotin war, die von keiner gebornen Preußin in Verehrung vor, ja in Liebe zum Hohenzollernschen Königshause und in Hochstellung des preußischen

Vaterlandes übertroffen wurde. Wer nur ein tadelndes Wort dagegen aussprach, dem konnte sie mit der sieghaften Beredsamkeit ihrer Begeisterung und ihrer Geschichtskenntnisse entgegentreten, daß er sich mindestens zum Schweigen entschließen mußte. Kein irgend bedeutender Gedenktag preußischer Geschichte und Hohenzollernscher Familienereignisse war auch im Alter ihrem Gedächtnisse entschwunden. Sie erinnerte daran beim Anbruch des Tages im häuslichen Zusammensein der Familie, und in den Briefen, die sie schrieb. Ich meine nicht zu irren, wenn sie ihr beim Erwachen schon in den Sinn gekommen waren und die Gedanken darüber ihr Morgengebet durchzogen hatten. Ihren auswärtigen Kindern pflegte sie gern solche Gedenktage brieflich in Erinnerung zu bringen, und sich dann näher darüber auszusprechen. Die Revolution von 1848 schlug ihrem patriotischen Herzen die tiefsten Wunden. Aber Anfang 1849 schrieb sie an eine Tochter: „Und was soll ich sagen von unserm Vaterlande, von dem schönen Preußenlande? Es war auch so schön darin und jetzt wütet Satan darin und hat einen großen Zorn. Wir aber, wir denken an den Namen des Herrn. Siehe, Gott ist mein Heil, ich bin sicher und fürchte mich nicht; denn Gott der Herr ist meine Stärke und mein Psalm und ist mein Heil. Er wird es auch machen mit Preußen, daß seine Ehre kund wird, daß er die Feinde zum Schemel seiner Füße legt, während er mit uns freundlich redet und uns unsre Missetat vergibt und unsern Fürsten fürstliche Gedanken gibt.“ Im Oktober 1853 schrieb sie von Königs-Geburtstag: „Es wurde von der alten Kirche gebeiert und von der neuen (im Bau begriffenen) mit Posaunen geblasen, erst Choräle und dann „Heil dir im Siegerkranz“. Von der alten Kirche wehte eine schwarz-weiße Fahne, von der neuen eine kleinere, aber neben ihr von der großen Rüststange eine große

schwarz-weiße Fahne. Um $^1/_2$8 Uhr gings in die Kirche. Erst redete Vater über Psalm 20 und dann Herr Pastor Greve über: „Bittet, so wird euch gegeben", und schloß mit einem kräftigen Gebet für den König, die Königin, fürs ganze königliche Haus. Es war ein schöner Morgen, eine schöne Feier, die Geburtstagsfeier unsers königlichen Herrn; möge er gesegnet sein in Zeit und Ewigkeit! Am Freitag abend stand ich einsam in der Stube um 6 Uhr. Auf einmal schlug die Betglocke an; ich kann das Gefühl nicht beschreiben, welches mich durchzog, denn es war so feierlich — ich sagte mir: Morgen ist Königs-Geburtstag. Das sind wir Preußen! Wir haben eine Geschichte, eine große Geschichte, und die tritt uns in diesen Tagen wieder groß vor die Augen; es sind die Tage der Schlacht bei Leipzig. Da haben wir gekämpft um unsere Existenz und haben nicht gewankt, getreu unserm Könige bis zum Tode. Ja, wir haben viel zu danken, aber auch zu bitten. Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich, besonders am Geburtstage unsers Königs und an den Tagen der großen Völkerschlacht bei Leipzig. Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre."

In einem andern Briefe weiter: „Psalm 145. So, liebe Kinder, können wir auch sprechen von diesem großen Morgen des 18. Oktobers, wo der Herr Zebaoth 1813 zeigte, was er kann. Er hatte sich aufgemacht Gericht zu halten über den Menschen, der niemand anerkannte als sich selbst, der in seinem Übermute über alles hinweg sah, über Gott und Menschen. Wie ist er zu Boden geworfen! Wie hat der Herr Gericht gehalten über ihn und wie hat der treue Gott sich an Deutschland verherrlicht und wie bekennt er sich noch täglich dazu, besonders zu Preußen. Es ist das Volk seiner Wahl. Welche Reichssachen werden da getrieben, welche Persönlichkeiten

sind da! Möchte es nur mehr anerkannt werden, ach, es könnte viel mehr geschehen, wenn die Menschen mehr erkenneten, was zu ihrem Frieden dient, und die Zeit, darinnen sie heimgesucht werden. Aber den meisten ist es verborgen. Wo Gottes Geist nicht kommt, da bleibt doch alles tot. Herr, gib Leben in alle Herzen."

Anfang 1867 schrieb sie an ihren Schwiegersohn: „Das große, verhängnisvolle Jahr 1866 hat sich zu Ende geneigt, und was das angetretene bringen wird, wissen wir nicht. Als das Jahr begann, das so außerordentliches gebracht, feierten wir Deinen Geburtstag in Deinem Hause zusammen . . . So sei denn gegrüßt mit den Worten Davids: „Weise mir, Herr, deinen Weg, daß ich wandle in deiner Wahrheit; erhalte mein Herz bei dem einigen, daß ich deinen Namen fürchte." Wie viel Ursache haben wir ja, zu bitten um alles, was wir bedürfen, und wie viel Erinnerung haben wir nötig; wir sind zu vergessen. Das Eine, was not tut, das durchdringe dein ganzes Ich und leite dich durch alle Verhältnisse. Es ist eine wunderbare Zeit, jeder einzelne wird davon berührt. Gott hat sich aufgemacht zu segnen und zu strafen. Das arme Östreich muß büßen für seine Protestantenverfolgungen. Das Haus Habsburg war zu blind in seinem Jesuitentum, warum ließ es sich nicht die Augen öffnen durch den Geist Gottes, dann hätte es gesehn, „was kommen würde hernach". Gottes Mühlen mahlen langsam — mahlen aber trefflich fein usw. Das haben sie bei den Habsburgern auch getan, denn Gott ist gerecht, „auf eine Stunde ist dein Gericht gekommen". Wie ich mich gefreut über die preußischen Siege, kannst du denken. Wir gingen mit schwerem Herzen in den Krieg, vom Könige herab bis zu dem jüngsten Soldaten, und nun hat der treue wahrhaftige Zeuge so geholfen und hat die Demut dem preußischen Volke erhalten, auch vom Könige herab bis

zu dem geringsten Untertan. Ein edler Hohenzoller, König Wilhelm!! . . Nun ist Schleswig-Holstein auch einverleibt in den preußischen Staat, das war immer mein höchster Wunsch. Die Hannoveraner können sich nicht in ihr Schicksal finden, es ist traurig, daß die Leute die großen Taten Gottes nicht sehen und so verblendet sind, daß sie nicht sehen, daß Gottes Reich gebaut werden soll . . und der arme blinde König! Diese großen Ereignisse sind doch wahrlich nicht umsonst geschehen, sondern sollen ausrichten, wozu sie gesendet . . . Der Gott der Gnade erhalte uns nur in der Demut: denn „den Demütigen gibt Gott Gnade", die gebe er auch uns!"

Als der von allen Christenherzen mit so großer Freude und Hoffnung begrüßte König Friedrich Wilhelm IV., der Bekenner des Namens Christi, sein Regiment in die Hände seines Bruders, des Prinzen Wilhelm übergeben mußte, trauerten und zagten alle Christen und erwarteten wenig von dem Nachfolger des frommen Königs. Aber sie, die ebenso patriotische als fromme Frau, entgegnete auf alle Bedenken und Sorgen der Männer nur immer: „Laß tun; es ist auch ein Hohenzoller; ihr werdet's sehen." Und wir haben's gesehen, und sie hat's auch noch gesehen, was aus ihm geworden.

Solche Äußerungen sind freilich geeignet, den vielfach ausgesprochnen Vorwurf zu stützen: „Der preußische Patriotismus ist ein Stück des preußischen Christentums". Und wer, wie Schreiber dieses, im Jahre 1849 die Ansprache gehört, welche der prophetisch angehauchte Pastor Sander in Elberfeld auf dem Bahnhofe an den siegreich aus Baden zurückkehrenden Prinzen Wilhelm von Preußen richtete, worin ihm der preußische Adler verschwamm in die Adlerflügel des vom Drachen verfolgten Weibes der Endkirche, der kann leicht meinen, den Beweis für jenen Vorwurf in Händen zu haben. Und die Pfarrfrau von

Jöllenbeck war eine große Verehrerin Sanders und eine dankbare Leserin seiner antipäpstlichen, durch eingehende Geschichtsforschungen gegründeten Streitschriften. Tut man aber einen etwas tieferen Blick in die Blätter der Geschichte hinein und bleibt nicht an den kleinern Einzelheiten der Gegenwart haften, bedenkt man ein wenig, wie es wohl der evangelischen Kirche in Deutschland ergangen wäre, wenn das preußische Königshaus gleich dem sächsischen sich wieder dem römischen Papsttume unterstellt hätte, dann wird man doch wenigstens Anstand nehmen, von der (durch Preußen gesicherten!) kleinstaatischen Ecke aus auf den preußischen Adler wie von oben herabzusehen. Man braucht noch nicht „das Fürsten-Fleisch für seinen Arm zu halten" und kann doch anerkennen, was Gott seinem Volke und seiner Kirche trotz preußischer Bureaukratie durch Preußens Könige Gutes erwiesen hat. „Was ist — das ist!" — so lautet die Sprache der Gerechtigkeit und Wahrheit. Dieser gemäß habe ich unter meinen näheren Freunden keinen gekannt, der dem separiert lutherischen Fr. W. Besser an enthusiastischem preußischem Patriotismus gleich gekommen wäre. Er fühlte sich bei seinem Besuche in Jöllenbeck in diesem Stücke bald innig eins mit Volkenings Frau und Familie.

Daß eine Frau von so reicher Begabung und so hoher Begeisterung doch niemals die Schranken des weiblichen Berufes überschritt, das war groß an ihr. Sie wollte nichts anders sein, als was sie war: Gehilfin des Mannes, Mutter der Kinder und Miterbin des ewigen Lebens. Wenn die Männer miteinander sprachen, so kam ihre Zeit mitzusprechen erst dann für sie, wenn Petri Mahnung Platz griff: „Seid aber allezeit bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist". Ein zweifellos jugendlicher Eiferer um die damals eben in Blüte schießende „Innere Mission"

suchte in der Hengstenbergschen „Evangelischen Kirchenzeitung" darzulegen, daß die Pfarrfrau die „geborene Gemeindediakonisse" sei. Allerdings habe ich eine praktisch sehr tüchtige und begabte Pfarrfrau gekannt, die man das „Ideal einer solchen Gemeindediakonisse" nennen konnte. Es gab keinen Kranken und keine Wöchnerin in der Gemeinde, welche sie nicht besucht hätte. Sie trug ihnen Erquickungen zu und wachte ganze Nächte an ihren Lagern. Bei Unglücksfällen wußte sie stets Rat zur ersten Hilfeleistung. Nur eine Schattenseite hatte dieses Lichtbild, das war — ihr eigenes Hauswesen. Zweimal sah sich der Patron genötigt, die Schulden des Pastors zu bezahlen, um schmählichem Bankrotte vorzubeugen, von ihren 4 Söhnen hat's keiner zu höherer Schulbildung gebracht, und ihrer 4 Töchter nahmen sich nach der Konfirmation gute Freunde an. Eine solche Verkehrung der göttlichen Ordnung konnte das Herz der treuen Hausfrau und Mutter wahrhaft empören, und als bald darauf der alte würdige Pastor Baltzer in Wallmow eine glänzende Rechtfertigung rechtschaffner Pfarrfrauen gegen jenen Artikel schrieb, fand er an ihr die dankbarste Leserin, und seine Söhne fanden bei einem späteren Besuche in Jöllenbeck die freundlichste Aufnahme.

Nicht als ob Volkenings Frau, deren Tage bei Auferziehung ihrer Kinder und mehrerer fremder Kinder und bei den unaufhörlichen Besuchen „wie die Tage eines Tagelöhners" waren, um das Wohl und Wehe der Gemeindeglieder sich nicht gekümmert und sich nur in den eignen häuslichen Interessen selbstsüchtig vergraben hätte. Wo irgendwelche Not an sie herantrat, zeigte sie ein teilnehmendes Herz und eine hilfreiche Hand. Namentlich die Gütersloher Frauen haben es erfahren und bekannt, was ihnen die ernste und doch so freundliche Pfarrfrau gewesen ist, und mit den Frauen hat gerade ihr Umgang

viele Familien für das Christentum gewonnen. Von vielen Zeugnissen setze ich hier den Anfang eines Briefes her, den ein Sattlermeister in Berlin geschrieben, als Volkening dort am Kirchentage gepredigt hatte, und den er mit einer selbstgefertigten Arbeit durch ihn der Pastorin übersandte.

„Wertgeschätzte Frau Pastorin!
Teuerste Freundin in Christo!

Dreizehn Jahre sind bereits verflossen, seitdem mir die Gnade zu teil wurde, das Eine, was not ist, zu suchen und Ihn, den Heiland, auch als meinen Heiland anzuerkennen; und zwar in Ihrer Mitte, ja sogar in Ihrem Hause. O, wie manches Wort ist da auch öfters, wenn ich bekümmert in Ihrem Zimmer saß, Ihrem von Liebe vollen Herzen entströmt; und es war jedesmal Balsam für meine kranke, nach Heil und Leben verlangende Seele. Wie lauschte mein begieriges Ohr da oft auf jedes Wort, und wie war's mir dann so wichtig, wenn's Ihnen vielleicht auch öfters nicht so wichtig zu sein schien; aber der Herr segnete das Wort nach seiner Verheißung.

Aber was ich vor allen Dingen nicht vergesse, teuerste Freundin in Christo, das ist die mir vorher noch unbekannte Liebe in Christo; konnte ich es Ihnen doch fast gleichsam aus den Augen lesen, daß es Ihnen nicht unangenehm sei, wenn ich, ein armer Handwerksgeselle, in Ihr Zimmer trat, obwohl ich immer nur schüchtern und ängstlich, nie ohne Not, es wagte, Ihr Haus zu betreten; so war es doch immer Ihre beiderseitige Liebe und Freundlichkeit, welche mir Mut und Vertrauen einflößte und so dem Herrn mich näher führte.

Dank sei dem Herrn gebracht für alles, was er an mir armen Sünder getan hat, besonders aber, daß er mich nach Gütersloh geführt. Das Wort Gütersloh ist meinen Ohren jedesmal ein Festklang, der Name Volke-

ning durchglüht mein ganzes Inneres auf wunderbare Weise; keine größere Freude hätte mir niemand bereiten können als der liebe Herr dadurch getan hat, meinen teuern Pastor zu sehen und zu sprechen, ja sogar nach 13 Jahren wieder im Gotteshause zu hören, Worte des Lebens von seinen Lippen zu vernehmen; wie bekannt als von gestern her klang mir die so liebliche Stimme, wie für mich so faßlich die Weise der Predigt-Einteilung! Ach, wie oft hat mein Herz sich nach Gütersloh gesehnt, wie oft war ich im Geist in der Kirche der Kanzel gegenüber — — und verschlang gleichsam heißhungrig jedes Wort . . . O, mein Herz ist so voll, ich würde kein Ende finden, wenn ich fortfahren wollte; aber Sie werden fragen, Lieber, wie hat's denn später gegangen? usw."

Also nicht der Pastor allein, auch die Pastorin streute Samen aus, der für die Ewigkeit Frucht gebracht hat. Vor allem aber freilich nicht in der Gemeinde und in die Herzen der Besucher des Hauses, sondern in die Herzen ihrer eignen Kinder. Deren Seelenheil lag ihr stetig am Herzen. „Seufzer für meine Kinder (schrieb sie einmal) habe ich viele nach oben geschickt, und sie werden nicht leer zurückkommen." Und nicht bloß *für* sie, sondern *mit* ihnen, den jüngeren, betete sie, wenn sie dieselben abends zu Bette brachte. Einst war der junge Sohn eines preußischen Ministers, bei welchem ihr ältester Sohn Hauslehrer war, in dessen Begleitung im Jöllenbecker Pfarrhause zum Besuche. Sein Nachtlager wurde ihm neben den jüngern Söhnen des Hauses bereitet, und so nahm er auch an dem Abendsegen teil. 40 Jahre danach erzählte der in hohem Amte stehende Mann davon: es habe den tiefsten Eindruck auf sein Herz gemacht, als Mutter Volkening auch ihm ihre Hand am Abend segnend auf sein Haupt gelegt; unvergeßlich sei es ihm geblieben,

und die Erinnerung daran habe ihn zu großem Segen durch sein ganzes bisheriges Leben begleitet.

Die Kleinen zog sie unter vielem Gebet auf „in der Zucht und Vermahnung zum Herrn", an die Größeren, vom Hause fernen, schrieb sie herzanfassende Briefe. Als Grundton derselben kann man das oft wiederkehrende Wort des Apostels bezeichnen: „Ich habe keine größere Freude denn die, daß ich höre meine Kinder in der Wahrheit wandeln."

An eine Tochter schreibt sie (Oktober 1853): „Nun mußt Du doch einen Gruß zu Deinem Geburtstage haben. Was soll ich Dir denn sagen? Es ist so viel, was ich Dir zu sagen hätte. Du weißt aber, was ich meine. „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu worden." Das ist ein Wort, das zum Geburtstage paßt, und das ein Geburtstagskind beherzigen muß. O, es ist meine Freude, wenn ich sehe meine Kinder den Christengang wandeln. „Die Frucht des Geistes ist: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut." Übe doch fleißig diese Tugenden, liebe M. O, liebes Kind, möchtest du sagen können wie David: „Ich gehe einher in der Kraft des HErrn, HErrn, ich preise deine Gerechtigkeit allein. Gott, du hast mich von Jugend auf gelehret, darum verkündige ich deine Wunder." Das tue du doch auch, verkündige die Wunder des Herrn, wo du gehst und stehst, wenn du auch nichts sagst, durch deinen ganzen Wandel. Alles ist nichts, außer daß einer in Christo erfunden ist und wird."

Wie an ihre eignen Kinder, so schrieb sie in gleichem Sinne auch an ihren Schwiegersohn zu dessen Geburtstagen. „Trotz Wirrsal in der Welt (es war in der Konfliktszeit), trotz Revolution, trotz des gottlosen Geschlechtes, das nicht erzittert, die Majestäten zu lästern,

trotzdem — aller dieser Gottlosigkeit gegenüber wollen wir Christen unsre Augen aufheben zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt. Trotzdem wollen wir Deinen Geburtstag feiern zur Ehre des Gottes, der uns berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte, und der bei uns ist alle Tage bis an der Welt Ende. Dieser Gott, lieber A., der segne Dich in Deinem neuen Lebensjahre mit seiner ganzen Gnadenfülle. Er wolle Dir eine gelehrte Zunge geben, daß Du wissest mit den Müden zu rechter Zeit zu reden! Wie gut, daß wir auf einem Felsen stehen, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen können. Es ist arg in der Welt, der Kampf groß, besonders in Preußen. Wie hat Gott der Herr bis hierher geholfen in unserm teuren Preußenlande! Wir stehen aufgerichtet, obschon die Feinde Gottes und der Menschen Wut schnauben. — Er hat den Teufel verwundet und wird ihm jetzt auch nicht den Sieg überlassen. Welch ein Trost in dieser kampfvollen wüsten Zeit, welch ein Trost: Der Sieg ist unser. Kämpfen wir recht mit Gott für König und Vaterland, dann ist der HErr mit uns, und der Engel ruft uns zu gleichwie dem Gideon: Der Herr mit dir, du streitbarer Held! Es ist schön, für Gottes Reich zu kämpfen, und wird niemanden gereuen . . Die Trübsal, die der Herr über Leben und Tod über mich verhängt hat diesen Winter durch die körperlichen Leiden, habe ich aus seiner Hand annehmen können, habe aber auch erfahren, daß er eine Veste ist zur Zeit der Not. Ich glaubte eine Zeitlang, er würde mich erlösen und mir aushelfen zu seinem himmlischen Reich. Bis in diese Stunde ist es nicht sein Wille gewesen, obschon mich doch noch öfter der Gedanke lebhaft beschäftigt, daß die Zeit meines Abscheidens vorhanden ist. Obschon alle Trübsal, wenn sie da ist, uns nicht Freude dünkt, habe ich mich doch in meiner Krankheit Gottes

meines Heilandes freuen können. Ich bin ihm unbeschreiblich dankbar für seine Treue und Gnade, die er an mir und uns allen bewiesen hat!"

Genug der Proben, um auch zu hören, wie der Vater an seine Kinder schrieb. In gleichem Sinne und doch — in wie ganz andrer Weise! Und diese Weise eben macht es auch schwer, eine Auswahl zu treffen und Auszüge zu geben. Die meisten Briefe sind schnell geschrieben, die Gedanken im „Lapidarstil" hingeworfen — viel dem Nachdenken und dem „zwischen den Zeilen lesen" überlassen; er ist sicher, daß seine Kinder die ihm eigentümliche Sprache verstehen. Einer der schlichtesten und zur Mitteilung geeignetsten ist folgender (1849):

„Endlich muß meine liebe M. doch auch von Vaters Hand einige Zeilen haben, damit es auch nicht mal den Schein bekommt: Aus den Augen — aus dem Sinn! Nein, so ist es auch nicht, sondern eher umgekehrt: Aus den Augen — in den Sinn! Das sehe ich jetzt besonders bei Dir und P. (der zur See gegangen). Seit Ihr beiden weg seid, ist mir's, als hätte ich Euch noch lieber als vorher. Das müssen meine Kinder sich merken, wenn es mit der Liebe und Liebesäußerung nicht recht will, dann müssen sie nur von Haus gehen, dann kommt sie doppelt wieder.

Das ist aber noch nicht nötig gewesen. Gottlob nicht! Der treue Gott erhalte mir meine Kinder und mich meinen Kindern! Wer weiß aber, wie lange? Wir haben lange das Glück gehabt, so bei und miteinander erhalten zu sein; der Herr kann auch mal andre Wege gehen. Nun, es ist der Herr — er tue, was ihm wohlgefällt.

Häusliches und Örtliches werden die andern wohl geschrieben haben. Mutter ist viel mehr bei ihren abwesenden Kindern als bei denen daheim. Die liebe,

treue Mutter! Sie sieht jetzt ordentlich danach, wo der Wind herkommt, um P. zu helfen. Dich weiß sie da in gutem Trocknen, wie man zu sagen pflegt, und im Gegensatz zu P.s Reise auch sagen kann, der wohl oft im Trüben und Nassen sitzt. Ihr denkt auch wohl oft hin, da E. W. in derselben nassen Lage sich befindet. Nun, Gott ist auch Herr auf dem Meere, so gut wie hier und in O. Laß ihn nur auch recht Deinen Gott sein und bleiben, er meint's gut mit uns. Ermahnungen will ich Dir nicht geben, die gibst Du dir selber, das weiß ich usw."

Vergleichsweise möge hier an dieselbe von demselben Tage der Brief der Mutter stehen:

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Dieser Engelgesang, meine liebe M., laß Dir an diesem Weihnachtsfeste hell in die Seele klingen. In dankbarer Erinnerung an das Kindlein —, das damals geboren wurde und das heute noch und jeden Augenblick seine Arme ausstreckt, um jeden einzelnen Menschen als ein Kleinod vor den Stuhl seines himmlischen Vaters zu bringen — mögest auch Du, liebe M., dies Fest erleben — zum ersten Male in einer andern Heimat. Heimatlich ist es Dir ja auch dort. Ich freue mich sehr auf Weihnachten des großen Sieges wegen, den der HErr der Heerscharen über das Reich der Finsternis und des Teufels erkämpft hat. Wir triumphieren deswegen auch jetzt in dieser schweren Zeit, weil wir schon gesiegt haben. Ja, wir haben gesiegt über die Revolution und über alle Majestätslästerer. Wir werden stehen aufgerichtet jetzt und immerdar. Wir heben das Panier des Kreuzes hoch in die Höhe. Nun, meine liebe M., das Christkindlein segne Dich denn reichlich . . ."

An dieselbe schreibt nun Volkening (4 Jahre später): „Meine liebe M.! Zu meiner Freude und zu meinem

Schrecken höre ich von Mutter, daß dein Geburtstag schon wieder vor der Tür ist und das zum 20. Male! Die Freude lehrt mich danken, daß der treue Bundes- und Familien-Gott so weit geholfen. Dir und uns allen, wozu wir so viel Ursach haben, besonders wenn wir an solchen Eben-Ezer-Tagen mal zurücksehen und summa summarum unter den Strich setzen. Das wirst Du billig auch getan haben und heute abend auf diese Anregung noch im vollsten Ernste tun. Der, — zwar kleine — Schreck lehrt mich neben dem Danken auch bitten, denn „Vater heißen, Kinder haben, das erfordert Gaben" und nun so viele — und große. Ja, der treue Gott muß und wird wissen, wo er mit Euch hin kann und wird! Aber gottlob! „Weg hat er allerwegen — an Mitteln fehlt's ihm nicht usw." Nur auf seinen Wegen, — dann geht's schon gut, wenn auch nicht immer nach eignem Belieben und Lieben. Nur in der Wahrheit! Johannes 3, 4. —

Gott segne Dich denn, mein Kind, und segne alle meine Kinder je mehr und mehr aus Zion mit Gnade um Gnade, daß sie in der Wahrheit wandeln mögen! Dazu falten wir unsere Hände auch an diesem Deinem Geburtstage und hoffen auf ein gnädiges Ja und Amen von oben . . Wie es hier sonst geht und welch geistliches Vagabundenleben ich in diesem Sommer geführt habe und noch führe, wird die wirklich schreibselige Mutter geschrieben haben und schreiben, denn sie sitzt eben nicht wieder, nein, noch daran. Eben brachte sie mir eine ganze Hand voll Federn herüber zum Nachbessern, und sie pflügt doch lange damit, ehe sie eine andre nimmt. Von Stralsund, Berlin, Gütersloh, Osnabrück und Schwinkendorf laufen Belobungsschreiben ein, daß sie auch diese Gabe, welche manches Jahr in ihr geschlummert, neu geweckt habe. „Fordern und fördern" paßt auch hier als

Thema, wie ich es mitunter habe. Habe oft meine stille Freude dran, und oft kommt mir's vor, als möchte sie noch einige Kinder an andern Stellen haben, um nur daran schreiben zu können. Nun, Gott segne Eure Mutter dafür, sie übertrifft darin, wie in so manchem, Euren Vater. Wie gern sähe ich die kleinste Enkelin mal! . . Gott segne die lieben Herzen. Wie oft stehe ich jetzt oben auf der First der (im Bau begriffnen) Kirche und sehe durch die Porta nach Mecklenburg und dann ringsum — ein Prachtblick! Die Kirche ist nun schon beinah ganz gedeckt. Zu der Orgel bekomme ich wohl gegen 700 Taler von unserm lieben König. Er soll leben!! Obgleich die letzte Kabinettsordre in bezug auf Kirche und Konfession uns ein wenig gedrückt hat. Der HErr lenke alles zum Besten! — Und nun seid alle, alle mit Namen herzlich gegrüßt und väterlich gesegnet. Gott mit uns! Euer Vater und Großvater."

Nun den Anfang eines Briefes an seinen Schwiegersohn (kurz nach dessen Berufung nach Mecklenburg) noch als Probe: „Mein lieber A. Unter den beginnenden Tönen des letzten „Nachtsanges" beginne ich diese Gratulationszeilen zu Deinem Geburtstage. Könnte ich die Glockentöne so auf dieses Blättlein fließen lassen, wie sie an mein Ohr schlagen, und dann ein denselben gemäßes Lob- und Danklied mitten inne — das sollte dem treuen Gott gesungen werden, der uns allen und nun Dir vor allem wiederum ein Eben-Ezer gesetzt hat. Ja, wie herrlich hat er geholfen, aus lauter Güte, Gnade und Barmherzigkeit in dem nun hier gerade zu Grabe geläuteten Jahre! Ist's nicht beim Besinnen und Rückblick ein Wunder vor unsern Augen? Darum wollen wir miteinander den Namen des HErrn loben, den er sich so gemacht hat und nicht vergessen, was er an uns getan! An diesem Deinem Gedenk- und Danktage gedenken wir

Seiner mit Dir und Deiner vor Ihm. Da treffen wir heute sicher zusammen, heiliges und seliges Rendez-vous! Er sage von neuem Amen zu aller unsrer Bitte, auch zu der Bitte, unsern armen, geringen Dank sich wohlgefallen lassen zu wollen. Er helfe auch ferner gnädig und wunderbar, besonders nun auch in diesem Deinem und Eurem Lebensjahre, wo Ihr seiner wie bisher bedürfen werdet. Mögen wir im Glauben den Gedenkstein seiner treuen Hülfe schon vorab setzen und an die eine Seite zum voraus schreiben: „Wunderbar — Rat, Kraft — Held, Ewig — Vater, Friedefürst", und an die andre Seite zu seiner Zeit — was dahin gehören wird. — „Treu ist er — — welcher wird's auch tun." Er segne und behüte † Euch! Dreimal hat meine väterliche Hand das † dabei geschlagen; sein Amen wolle nicht fehlen! Die Mutterlippen sprechen es mit. Nun, Ihm, dem Treuen und Wahrhaftigen, Gnädigen und Barmherzigen sei alles denn von neuem in seine Helferhände gelegt; er wird's wohl und wohl machen!" (Folgen Gymnasial-, Missionsharfen-Angelegenheiten u. a.)

Der Grundton dieser Elternbriefe findet sein treues Echo in den Briefen der Kinder an die Eltern wie an die Geschwister wieder, natürlich ohne das lehrende, mahnende und bezeugende Moment, und mehr Mitteilungen von Erlebtem, Gelesenem oder Gehörtem. In dem Maße wie in jenen Jahrzehnten das öffentliche wie das häusliche Leben ein bewegteres war, sind die Briefe reicher als in der frühern und spätern Zeit die Familien-Korrespondenz. Ein treues, bis in die kleinsten Züge ausgeführtes Bild des Familienlebens liegt uns darin vor Augen, doch macht das Vorherrschen des Persönlichen und Häuslichen eine umfangreichere Mitteilung daraus ebenso unmöglich, wie die Menge des Stoffes eine Auswahl, die nur bei genauerer Kenntnis der Personen und

ihrer Lebensführungen verständlich sein würde. Einiges Geschichtliche daraus wird noch für die spätere Wirksamkeit Volkenings zu verwerten sein. Hier nur eine Probe.

Zum Volkeningschen Familienleben gehörten nämlich besonders in den vierziger Jahren auch die Fahrten zu Missionsfesten in der Umgegend, und die Besuche auf einzelnen Bauernhöfen in und außer der Gemeinde. Die christlich gesinnten Bauern baten vielfach um solche Besuche, mit denen kleinere Missionsfeste oder Bibelstunden verbunden waren. Sie kamen dann nach und nach an die Reihe. Die ganze Familie fuhr oder wanderte dann samt den zufälligen Gästen des Hauses dahin. Zwischen dem Kaffee und dem unvermeidlichen Pfannkuchen als Abendessen las Volkening dann etwas vor oder man unterhielt sich über kirchliche und politische Angelegenheiten, bis eine Abendandacht dem Besuche seinen Abschluß gab. Den auswärtigen Geschwistern wurde dann treu darüber berichtet, um ihnen ein geistiges Fortleben mit der Familie dadurch zu erleichtern. So berichtet die älteste Tochter an ihren (1849) in Bonn studierenden ältesten Bruder über eine solche Fahrt zum Missionsfeste in Halle, wohin Volkening mit seinem Freunde Kunsemüller schon tags vorher über Bielefeld und Steinhagen gereist war:

„Mein geliebter Bruder. Heute möchte ich gern die Korrespondentin sein. Kommt es mir doch vor, als sei eine recht lange Zeit verstrichen, seitdem ich ein schriftliches Wort an Dich gerichtet. Freilich habe ich in den vergangenen Wochen so viel schreiben müssen, daß ich mich in der Tat etwas geistesmüde fühle, und Du mußt zufrieden sein mit dem, was so aus dem Herzen durch die Feder aufs Papier fließt, sei es nun regelrecht oder regellos; wenigstens bitte ich Dich darum und weiß auch schon, daß Du's bist. (Nach Beschreibung eines Geburtstags und einiger Besuche schreibt und beschreibt sie dann

weiter): Am andern Morgen gegen 5 Uhr saßen wir schon im Wagen, um nach Halle zu fahren . . Ich wäre eigentlich am liebsten bei Mutter zu Hause geblieben, aber Vater wollte uns gern die schöne Freude bereiten, mit ihm den Ravensberg zu besteigen — so entschloß ich mich mitzufahren. Es war ein lieblicher, frischer Morgen. Wie schön mir unsre Heimat wieder erschien, indem wir so dahin fuhren durch die lachenden Auen, die kleinen grünen Sieker, über die sanften Hügel zwischen den wogenden Kornfeldern hin und durch die traulichen Gebüsche, in denen die Hütten so friedlich versteckt liegen, wie schön sie mir wieder erschien, kann ich nicht aussprechen. Wonniges, trautes, reichgesegnetes, heißgeliebtes Ravensberg! Wir sangen fast fortwährend unterwegs, besonders Vaterlandslieder. O, wenn doch der süße, edle Friede sich wieder herniedersenkte auf die Auen unsres deutschen Vaterlandes! — A. hatte uns ein ganzes Paket „Briefe eines Landwehrmanns an seinen Vetter" mitgebracht, und wir hatten einige mitgenommen zum Verteilen. Wo wir nur einen Menschen sahen auf dem Felde bei der Arbeit, oder wo uns einer begegnete, da warfen wir ein Blatt aus dem Wagen. Sie ließen dann auch gewöhnlich ihre Karre oder Hacke oder was sonst stehen und liegen und standen am Wege und lasen, was wir vom Wagen aus immer mit Freuden beobachteten. Eine Viertelstunde vor Halle kam Vater uns entgegen, setzte sich mit ein, und nun ging's im muntern Trabe dem Ravensberge zu, den unsre Blicke bald erspäht hatten. Ich hätte jubeln mögen, als wir uns der ehrwürdigen Ruine des Stammschlosses der alten Grafen von Ravensberg näherten. Endlich waren wir am Fuße des Berges angelangt. Wir ließen den Wagen unten in einem Bauernhause und erstiegen nun zu Fuß die Burg. Doch Du bist ja selbst dagewesen, so daß ich Dir dasselbe nicht zu beschreiben

brauche. Aber, nicht wahr, es ist wunderschön dort. Wir wünschten, Du möchtest bei uns sein, und haben uns vorgenommen, wenn nichts Besonderes dazwischen kommt, mit Dir in den Ferien wieder eine Fahrt hinzumachen. Es liegt doch ein unbeschreiblicher Zauber auf diesen alten Ruinen, etwas geheimnisvoll Fesselndes und Lockendes, immer tiefer eintauchen zu mögen in die Vergangenheit, in die große Zeit der Väter. Als ich in die Ringmauern eintrat, war es mir, als lichtete sich das heilige, hehre Dunkel, das auf der großen Vergangenheit liegt, als begönne es, darin sich zu regen, als tauchten Gestalten vor meiner Seele auf, ernste und liebliche, die ich gern näher angeschaut, die aber zu flüchtig, zu nebelhaft waren, um fester ins Auge gefaßt werden zu können. Aber das vergrößerte eben nur den Reiz. Kannst wohl denken, daß in meinen Bildern die Braut nicht fehlte. Auf der Zinne des Turmes sah ich das Ritterfräulein, wie sie dem unten auf mutigem Hengste heransprengenden Geliebten, dem die deutsche Zierde des Siegers, der Eichenzweig, den Helm verschönte, mit weißem Tuche entgegenwinkte; — sah sie die staffelreiche, steinerne Wendeltreppe hinabeilen mit eilendem und leichtem Fuße usw. O, du liebe, zarte Schwestergestalt! Ich hätte mit ihr reden mögen! Doch genug davon — am Ende lachst Du schon über mich, und doch muß ich sagen, daß mir alles der vollkommenste, innerste Ernst war. In jetziger Zeit eine solche Burgruine zu betreten und einen lebendigen Blick in ihre Geschichte hineinzuwerfen, das ruft Gefühle wach, die wohl zum Ernst, die zur tiefsten Trauer führen, ja mit Gewalt hintreiben. — Es war wunderschön, als wir oben auf dem Turme standen. Die Sonne verklärte die weite Ebene, die vor uns lag, und machte sie hell, so daß wir die Türme von Münster und Hamm erspähen konnten, Schloß Iburg, Tatenhausen, Stockkämpen, Stromberg und

viele andre Türme, Klöster, Städte und Dörfer konnten wir von hier aus mit einem Blicke übersehen. Alle alten Sagen und Erzählungen aus grauer Vorzeit tauchten wie durch einen Zauberschlag vor unsrer Seele auf, und ich wußte nicht, welchen Gestalten ich die meiste Aufmerksamkeit widmen sollte, ob den mächtigen Besitzern dieser Burg, ob ihren edlen Frauen oder zarten Töchtern, die mich doch eigentlich am meisten interessieren, ob den treuen Dienern, ob dem Leichenzuge, der sich kurz vor der Zerstörung des Schlosses von hier nach dem Sparenberg bewegte, um die irdischen Überreste eines Grafen in der Neustädter Kirche in Bielefeld beizusetzen, ob den letzten Burggrafen von Stromberg, ob den Bischof Benno usw. Ich hätte einen ganzen Tag da zubringen mögen, um nur etwas Klarheit hineinbringen zu können in das Gewirr von Bildern, Gedanken und Gefühlen, um mein inneres Ohr lauschen zu lassen auf die leisen Klänge der Heimweh erweckenden Vorzeit! — Ja, da lag es vor uns, das Land der Treue, das schöne „Land in seiner Eichen grünem Kranz", wo Treue und Frömmigkeit wohnten! O, wäre es noch das alte! Doch genug davon! Du verstehst solche Gefühle so gut wie ich. Aber, nicht wahr, wie heiße, innige Wünsche hegt man für das geliebte Vaterland, besonders wenn es so in seiner ganzen Schönheit sich vor unsern Blicken ausbreitet.

Endlich mußten wir uns von oben trennen. Wir tranken noch unsern Morgenkaffee in dem freundlichen Stübchen des Forsthauses da oben und mußten dann der schönen Ruine mit ihren Herrlichkeiten Lebewohl sagen. Die Trennung von den alten Mauern wurde uns fast schwer. Ich weiß nicht, was man mehr an diesen ehrwürdigen Denkmalen der Vorzeit bewundern soll, dieses eiserne, hehre Schweigen, diesen schauerlich fest verschlossenen, stummen Mund, oder diese hinreißende, herz-

ergreifende Beredsamkeit. Sie sind zugleich eine laute, sehr verständliche Predigt, und eine stumme geheimnisvolle Rune. —

Nun, nachdem wir noch manche Einzelheit ausfindig zu machen gehofft, durch welches Pförtchen z. B. die Grafen von der Lippe bei Erstürmung der Burg von Verräterhand eingelassen, — welches die Zelle des frommen Pater Benedikt gewesen, durch dessen Fenster der Ritter Robert den Pfeil mit dem Briefchen hineinschoß, — welches der kleine, steile Pfad gewesen, der auf das Vorwerk der Burg, den sogenannten „Kuhhof" zuführte usw. — schieden wir. Der sehr schmale, steinigte, steile Schlangenpfad, den wir hinabstiegen, war wahrscheinlich der gesuchte. Er war so steil, daß wir fast auf Händen und Füßen klimmen mußten. Wir hatten Th. vorausgeschickt, um unsern Wagen wieder anspannen zu lassen, und so saßen wir denn bald wohlbehalten wieder darin und fuhren dem freundlichen Städtchen zu — und gleich bei der Kirche vor; denn der Gottesdienst sollte eben beginnen. Ich fuhr weiter nach Pastor von C., wo wir zu Mittag sein wollten. Vater meinte nämlich, es würde für mich in der Kirche zu warm und dunstig sein.

Der ganze übrige Tag verfloß uns noch sehr angenehm. Nachmittags war noch eine kleine Konferenz bei Pastor St., wozu wir auch eingeladen waren. Es wurde dort über das Gymnasium verhandelt. Die Gründe, welche von einigen dagegen geltend gemacht wurden, — — — widerlegte Pastor Huchzermeier auf das schlagendste . . . Abends machten wir noch mit Vater und Pastor Huchzermeier einen kleinen Spaziergang nach einigen sehenswerten Privatbegräbnissen, die in der Tat schön waren, und fuhren dann vergnügt und dankbar der Heimat zu, von Pastor Huchzermeier stetig interessant unterhalten . . .

Andern Tags überraschte uns mein lieber A., der von Herford zu Fuß wieder eintraf. Er hatte das Logis des Dr. H., des Redakteurs der neuzugründenden Zeitung in Hannover, leer gefunden, von wo er den dort Erkrankten abholen sollte. So war er am folgenden Tage unverrichteter Sache wieder abgefahren, benutzte aber den freien Tag, um in Bückeburg anzuhalten und V. von Strauß und seinen alten Lehrer, Direktor Burchard, zu besuchen, mit denen er auch über die Gründung des Gymnasiums konferiert. Er hat bei von Strauß einen sehr interessanten Tag verlebt; unter andern hat er dort zwei Mitglieder des gestürzten hessischen Ministeriums A. und von Sch. getroffen, die ihm den Vilmar (Sohn) dringend als Direktor empfahlen und ihn bereden wollten, direkt von hier zu ihm zu reisen, was aber doch nicht anging. Er blieb bis Sonntag früh dann bei uns, um über Gütersloh wegen Verhandlungen mit dem Magistrat nach Elberfeld zurückzukehren. V. von Strauß war auch entschieden für Gütersloh gewesen und hatte geraten, die Anerbietungen von Halle und Höxter nicht zu berücksichtigen . . .

Nun, mein lieber Bruder, muß der Schluß gemacht werden; es kommt mir freilich vor, als habe ich Dir noch vieles zu erzählen, mitzuteilen und zu sagen, aber es geht nicht mehr . . . Gern erzählte ich Dir auch noch aus den Briefen von Strosser, unserm künftigen Schwager, die er uns aus Jütland schreibt, und die manches Interessante enthalten. Doch muß das bleiben, bis Du kommst. Wie lange währt das noch? Gebe der liebe, treue HErr uns doch ein fröhliches Wiedersehn! Hier aus dem Hause grüßen alle, besonders Mutter. Schreib doch recht ausführlich über die Konferenz in Bonn . . . Ich bitte Dich aber, laß Dich durch allerlei andere Arbeiten nicht vom

gründlichen Studieren abhalten, und nun dem Herrn befohlen, mein lieber Bruder, von Deiner treuen Schwester J."

Volkenings angeboren ernstes und zurückhaltendes Wesen bestimmte naturgemäß auch die Weise seines Verhaltens und Umganges in und mit der Familie. Nicht bloß fremde, sondern auch die eignen Kinder hielt jenes in respektvoller Entfernung. Auch die erwachsenen Kinder gingen nicht ohne besonderen Grund auf seine Studierstube, und dann auch nie ohne anzuklopfen. Als die ältesten Kinder klein waren, konnte er zu Zeiten freundlich mit ihnen spielen. Später ließ das mehr nach, als ihn die Arbeiten und Kämpfe des Lebens ganz in Anspruch nahmen. Handelte es sich um Herzensangelegenheiten oder ernstere Lebenslagen, dann kam er ihnen mit voller, vertrauenerweckender Herzlichkeit entgegen. Bei Kleinigkeiten dagegen war er wortkarg und kurz. In die ihm eigne Mischung von unnachgiebigem Herrschergeiste und weicher Gemütstiefe gibt folgender Vorfall einen Einblick: Auf einem der Rasenplätze vor dem Hause stand eine prächtige Linde. Volkening, der überall freien Ausblick liebte und nichts ihm in den Weg Kommendes leiden konnte, hatte die Linde von früh an so aufgestutzt, daß sie eher einer hohen Palme als einer sich ausbreitenden Linde glich. Doch war sie den Töchtern besonders lieb, und ein kurzer Spaziergang in der Dämmerstunde hieß bei ihnen nicht anders als: „um die Linde gehn". Als Volkening nun seinen Garten für die neue Kirche und den Kirchhof hergegeben hatte, wollte er vor dem Hause einige Gemüsebeete anlegen, und dazu, meinte er, müsse die Linde samt den Obstbäumen und dem Gebüsch fallen. Es half nichts, daß die Mutter für die Linde eintrat und eine der Töchter mit Tränen in den Augen am Fenster stand, als die Zimmerleute kamen, um sie niederzuhauen. Als sie gefallen war, ging Volkening in sein Zimmer und schrieb

folgenden Brief an eine Tochter, die eben aus der Pension zurückkehren sollte: „Mein liebes M.! Gut, daß Du wiederkommst — — — Hier wird die Heimat das dort aufgegebene aufwiegen müssen. Doch wirst Du einige Veränderung finden. Der obere Garten ist ganz wüste, kein Baum, keine Laube mehr da. Auf dem Vorplatze auch einige Veränderung, besonders hat — schrecklich zu sagen — die schöne stolze Linde ihr Haupt in den Staub legen müssen. Seufzend stürzte sie hin, und Mutter und Kl. seufzten und weinten am Fenster. Die Sprehen, welche sich schon auf ihren Zweigen wiegten und uns ihr Frühlingslied vorschmetterten, entflohen scheu bis weit nach Dünkelohs Gehölze. — Ja, so sinkt alles Schöne in den Staub. Man muß sich daran gewöhnen. Wie oft hat sie ihre Schatten über Euren Nacken laufen lassen und Euch zugesehen in Eurem kindlichen Treiben; nun liegen ihre schönen schlanken Glieder zerhackt umher. Als der erste Hieb geschah, seufzte sie und sagte: Denk doch an Minna! Sie wußte wohl, daß das eine Stelle sei, wo ich verwundbar, aber — tenax propositi, fest im Ent- und Beschluß, mußte auch die Stimme überhört werden. Doch aber — trockne nur Dein Auge, liebes Kind, obgleich sie eine Träne wert war; es wird doch so besser sein. — Neues zu schaffen ist mir einmal Leidenschaft, worunter ich wirklich oft leide; möchte nur was Gutes und Ganzes geschafft werden, besonders an meinen Kindern!! — — —“

Während das Familienleben im Jöllenbecker Pfarrhause die Winterzeit hindurch ein oft einförmiges Stillleben war, das nur durch den fleißigen brieflichen Verkehr mit den auswärtigen Familiengliedern und Hausfreunden belebt wurde, gehörten im Sommer die Besuche zum täglichen Brote. Da kamen reisende württembergische Kandidaten und christliche Kaufleute, Professoren und Hof-

prediger, Offiziere und Regierungspräsidenten; alle wollten Volkening in seiner Gemeinde predigen hören, seine Wirksamkeit ansehen und ihn persönlich in näherem Umgange kennen lernen. Aber alle, die kamen, um etwas zu holen, waren zugleich solche, die etwas brachten und aus ihren Lebenskreisen allerlei geistige Anregung der Familie zuführten. Das kam namentlich den erwachsenen Töchtern zu gute, welche der Vater gern heranzog, um die Unterhaltung mit zu führen, zumal die Mutter vollauf zu tun hatte, um die Gäste zu logieren und zu bewirten. Es trug das viel dazu bei, ihren Gesichtskreis zu erweitern und ihre Kenntnisse zu bereichern, wodurch sie in den verschiedensten Kreisen und Lebensverhältnissen sich zu bewegen befähigt wurden.

So weit ich auch Umschau halten mag, finde ich nicht, daß Volkening auch nur einen persönlichen Feind gehabt hätte, mit dem er in Zwist geraten wäre. Die ihn angefeindet haben, waren Feinde des HErrn und seiner Sache; sie fürchteten ihn mehr, als daß sie ihn haßten. Er konnte mit dem Psalmisten sagen: „Ich halte Frieden, aber wenn ich rede, fangen sie Krieg an". So fest er auf seiner einmal gefaßten Meinung oder Entschlusse bestand, so ließ er es nie zum Streiten kommen. Disputieren war seine Sache nicht, er gab Zeugnis, und dann schwieg er. Dagegen hatte er viele Freunde, die ihm mit Hochachtung und Liebe entgegenkamen. Namentlich hatte er einen, wie er ihn selbst nannte, „Haus- und Herzensfreund", das war Kunsemüller.

„Der HErr sandte seiner Jünger je zween", das ist auch nach seinem Erdenleben durch die ganze Geschichte der Kirche hindurch vielfach der Fall gewesen. Aber selten hat er wohl zwei so verschiedene Freunde und Mitarbeiter zusammengeführt.

Schon in ihrer äußeren Erscheinung waren beide

höchst ungleich. Volkening war eine schlanke, imponierende Gestalt von ungewöhnlicher Größe und von stets gerader, fast steifer Haltung, das Haupt mit der hohen Stirn frei erhebend, mit spärlichem dunklem Haar, das kaum den Scheitel deckte; dagegen Kunsemüller eine kleine, gedrungene Figur, beweglich, doch sicheren Ganges, das Haupt bedeckt mit einem reichen, fast schwarzen, lockigen Haarwuchs. Mit seinem dunkeln Auge fixierte er jeden scharf, während Volkenings blaugraue Augen, so glänzend sie waren, in die großen Versammlungen, die er beherrschte, stets milde hineinleuchteten. Dieser trug sich stets nach der Sitte der Zeit, jener dagegen erschien überall in einem hochzugeknöpften Rocke mit nur einer Knopfreihe und kleinem stehenden Kragen, wie katholische Priester sie tragen und nach ihm viele ravensbergische Pastoren getragen haben.

Kunsemüller besaß eine gewandte Feder, die er vielen Hunderten in und außer seiner Gemeinde zu gute geführt hat, in Verteidigungs- oder Bittschriften bei den höheren Behörden. Er war „ein Mann von der Feder", Volkening „ein Mann vom Leder", der die freie Rede völlig in seiner Gewalt hatte, während Kunsemüller selten fließend sprach, oft anstieß, wenn er auch sonst interessant von seinen Erlebnissen erzählen konnte. Mit bewundernswürdigem Fleiße hat Kunsemüller besonders vor seiner Verheiratung bis tief in die Nacht hinein ein Tagebuch über seine seelsorgerlichen Besuche geführt mit genauer Nachschrift der einzelnen dabei geführten Gespräche von irgendwelcher Bedeutung. Sein gutes Gedächtnis und klarer Verstand unterstützten ihn dabei sehr, während Volkening bei seinem unzuverlässigen Gedächtnisse, aber von seinem tiefen Gemüte und seiner Begeisterung ergriffen, sich des gegenwärtigen Augenblicks voll bemächtigte; er vergaß gleichsam, was dahinten war, und streckte sich nach

dem, was vorne war; selten kannte er jemanden wieder, den er nicht öfter und länger gesehen, während Kunsemüller eine Personenkenntnis eigen war wie wenigen.

Volkening machte seine Krankenbesuche im allgemeinen kurz ab, kaum fünf Minuten blieb er bei den meisten Kranken; dagegen verweilte Kunsemüller meist halbe Stunden bei seinen Kranken und nahm dabei auch die um den Kranken versammelten Verwandten und Bekannten in seelsorgerliche Behandlung; seine Weise dabei war stark pietistisch, indem er zu möglichst augenblicklicher Entscheidung drängte durch vertiefte Erkenntnis und Bekenntnis der Sünde, zu aufrichtiger Buße und Bekehrung wie zu herzlichem, freudigem Glauben an Jesum, und es läßt sich nicht leugnen, daß er dadurch viel gewirkt und weithin auch über seine Gemeinde hinaus Erweckungen hervorgerufen hat. Darin entwickelte er einen Eifer und Fleiß, daß er oft von früh bis abend auf seinem kleinen Pferde die Gemeinde durchritt. Volkening dagegen verfuhr viel ruhiger, objektiver und lehrhaftiger durch wenige einschlagende Gedanken, die er zum weiteren Bedenken gab, dann dem Heiligen Geiste die weitere Arbeit überlassend.

Kunsemüller blickte meist guten Mutes und freudiger Hoffnung in die Zukunft. Volkening sah immer dunkel in sie hinein, so daß er selbst nach den großen Siegen von 1870 nur die kommenden Gerichte Gottes sah, weil unser Volk im großen ganzen die Zeit seiner Heimsuchung so wenig erkannte. Seine Freude und Freudigkeit war meist nur eine augenblickliche, wenn er vor den großen Scharen stand, die sich um ihn sammelten, und das Wort mit Begierde aufnehmen sah. Von der Vergangenheit blieb ihm nur eins, das war: „Bis hierher hat der Herr geholfen. Eben-Ezer! Dank, Dank, Dank!" Nichts

lag ihm ferner, als in den Erlebnissen der Vergangenheit sich zu sonnen oder gar zu spiegeln.

So gab es fast keine Seite des innern wie des äußern Lebens, wo beide nicht ganz verschieden geartet waren, so daß man sagen möchte: außer dem gleichen Grunde des Glaubens an Jesum Christum beruhte ihre enge Freundschaft gerade auf der gegenseitigen Ergänzung durch die Verschiedenheit ihrer Gaben.

Karl Ludwig Kunsemüller war der Sohn des Kantors und Rektors Joh. K. Kunsemüller in Enger, der kleinen Wittekinds-Stadt im Herzen von Ravensberg, wo er seine Jugend verlebte, bis er vom 15.—19. Jahre das Gymnasium zu Herford besuchte und dann zur Universität nach Halle a. S. abging. Unbefriedigt verließ er sie nach einem Jahre und ging nach Berlin, wo ihm durch Hengstenberg und namentlich Neander das Licht des Glaubens aufging, und wo er nach $2^1/_2$ Jahren auch die theologische Prüfung „vorzüglich gut" bestand, so daß ihm das zweite Examen erlassen und er vom kanonischen Alter dispensiert wurde. Dem zufolge erhielt er denn auch 1828 die Pfarre zu Hüllhorst, also ein Jahr danach, als Volkening die benachbarte Gemeinde Schnathorst verlassen hatte. Nach Oldendorf 1832 versetzt, entfaltete er daselbst 18 Jahre lang eine weitgreifende und gesegnete Wirksamkeit. Von da berief ihn die lutherische Gemeinde nach Elberfeld. Als er aber erkannte, daß dort sein Platz nicht sei, kehrte er nach $1^1/_2$ Jahren wieder in die Heimat zurück und erhielt die Pfarre zu Wehdem, auf der er bis an sein Lebensende (1879) zwei Jahre nach Volkenings Tode verblieb, die letzten Jahre als Superintendent der Diözese Lübbecke.

Das war der Mann, den eine fast 50jährige Freundschaft mit Volkening verband, in der sie gute und böse Tage, Freud und Leid, Segen und Arbeit im häuslichen

Leben wie im Wirken für das Reich Gottes miteinander geteilt haben. Die großen Schwierigkeiten, welche ihnen die weite Entfernung ihrer Wohnorte voneinander und die Arbeit in ihren umfangreichen Gemeinden in den Weg legten, wußten sie zu überwinden, um sich so oft als möglich zu sehen und Familien- und Reichssachen zu besprechen. Wie oft ist Volkening zu Fuß von Jöllenbeck nach Oldendorf gepilgert an einem Tage und den andern wieder zurück, nur um einen Abend beisammen zu sein und wichtige Angelegenheiten des Reiches Gottes mit einander zu beraten und in gemeinsamem Gebet dem HErrn zu befehlen. Daneben zieht sich eine Korrespondenz, aus der sich eine Geschichte des christlichen Lebens und der kirchlichen Bewegung in Minden-Ravensberg während 40 Jahren zusammenstellen ließe.

Weibezahn, den man den dritten im Bunde für ein Jahrzehnt nennen könnte, und der der beiden Freundschaft wohl zuerst vermittelt hat, schied nach Gottes Rat schon frühe (1844) aus diesem Leben. Doch blieb seine Familie noch lange mit Volkenings Familie in enger Verbindung durch gegenseitige Besuche, bei denen Volkening noch Jahre hindurch in Osnabrück zu predigen aufgefordert wurde.

Handelte es sich hier darum, eine Familiengeschichte zu schreiben und nicht vielmehr nur eine Geschichte des Familienvaters, so ließe sich noch manches Erbauliche und Erfreuliche aus dem Leben der Familie d. h. auch der Kinder mitteilen, aber auch dieser knappen Zeichnung des Volkeningschen Familienlebens dürfen wir wohl die Worte aus dem Familienliede des frommen Ministers von Pfeil als Unterschrift setzen:

Wohl solchem Haus! Denn es gedeiht:
Die Eltern werden hocherfreut,
Und ihren Kindern sieht man's an,
Wie Gott die Seinen segnen kann.

Achtes Kapitel.

Wirken in Minden-Ravensberg.

Wir haben Volkening bis zur Höhe seiner mit so großen Erfolgen gesegneten Wirksamkeit im engern Kreise seiner Gemeinden und des Ravensberger Landes begleitet. Vom Jahre 1844 an erstreckte sich dieselbe immermehr in die Weite. Wir verfolgen dieselbe am geeignetsten chronikenartig von Jahr zu Jahr, um so das Bild dieser gottbegnadeten Persönlichkeit durch die einzelnen Züge seiner Tätigkeit zu vervollständigen.

Der Besuch der Pastoralkonferenz zu Berlin Trinitatis 1844 hatte auch im preußischen Osten ihn bekannt gemacht. Wie schon vorher angedeutet, hatte er dort durch ein bei der Versammlung gehaltenes Gebet und durch zwei Predigten (für die Judenmission und für den plötzlich erkrankten Goßner) die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Auch er selbst fühlte sich seitdem mehr nach dem Osten hingezogen. Als er 1846 einen Ruf nach Elberfeld bekam, schrieb er an Kunsemüller: „Wenn einmal nach Gottes Rat von hier weg, dann lieber nach Osten als nach Westen!" So viel Segen und Anregung er auch aus dem Wuppertale empfangen, so bangte ihm doch vor dem, was Löhe einmal schreibt über „den Fehler der Wählerei und der Parteiungen um der besondern Gaben willen des Vortrags und der Beredsamkeit der Lehrer. Denn diese widerwärtige, ekelhafte Untugend, aus der Lehr- und Predigtweise eine Liebhaberei zu machen und

den Lehrern nachzulaufen, je nachdem einem die Ohren jücken, ist bei uns allenthalben sehr gemein. Mancher Lehrer wird in der Entwicklung seiner Gaben durch die Mißachtung, welche er findet, aufgehalten und gehindert, wenn ihm nicht gar durch Gram und Verdruß darüber die Gabe selbst zerdrückt wird und verloren geht; manch andrer aber ist wie ein Vogel, den man zum Singen reizt, der sich mit vielem Gesang und Mißbrauch seiner Stimme die Stimme verdirbt und aufhören muß vor der Zeit, denn gerade so mißbraucht mancher Prediger, wenn er vom Lobe seiner Anhänger gereizt wird, seine Gabe und nützt sie ab, so daß sein Schatz bald leer wird und sein Segen versiegt. So verderben die Gemeinden viele Lehrer und Prediger, weil sie mehr auf die Gabe sehen als auf die Treue, mehr auf die Befriedigung ihres geistlichen Geschmacksgelüstes als auf den Gehorsam gegen den Willen des Herrn." Was man von Berlin sagte: „Es nutzt seine Männer schnell ab" — das konnte auch in etwa vom Wuppertale gelten. Krummacher und Sander haben sich lange dort als „Lieblinge" gehalten, aber nach zwanzigjähriger Wirksamkeit gingen sie in jener Zeit doch von da fort, obwohl alte Bäume sich nicht ohne Schaden verpflanzen lassen.

Die kirchlichen und politischen Zeitereignisse der Jahre 1844—1850 ließen Volkening nicht aus seinem nächsten Kreise heraustreten. Es gab dort Not und Arbeit genug in allerlei Weise. Schon Neujahr 1844, wo die „Lichtfreunde" und die „Liberalen" ihre revolutionäre Maulwurfsarbeit noch im stillen trieben, schrieb er an Kunsemüller: „Viel, viel Gnade dir und mir und allen lieben verbundenen Brüdern und Schwestern da und hier und aller Orten zum neuen Jahre 1844!! Was wird's bringen? Immer wuchtvoller werden die Bewegungen der Zeit und in welchen Progressionen! Wir sind mit hineingestellt in

die große Bewegung, und wie wenig das auch für das große Ganze bedeuten mag, für uns ist's von großer Bedeutung. Darum viel, viel Gnade!! Die wird aber auch gegeben, wenn erbeten." Mitten unter Kranken und Sterbenden standen die beiden Freunde das Jahr über in Gebet und Arbeit zusammen. Durch den Tod schieden aus dem Bekanntenkreise Feldhof, Döring, Weibezahn, Berghaus u. a., und am Typhus, der während des ganzen Sommers und Winters in fast allen Gemeinden Ravensbergs furchtbar grassierte, lagen Ameler, Weihe, Diestelkamp, Huchzermeier u. a. schwer und lange danieder; Volkening selbst ward zu öfteren Malen krank, raffte sich aber mit Gottes Hilfe nach kurzer Frist immer wieder zur Arbeit in und außer der Gemeinde auf. Die viel begehrten Krankenbesuche in den großen Gemeinden waren von den treuen Seelsorgern nicht zu bewältigen ohne üble Folgen für ihre eigne Gesundheit. Auf das Krankheitsjahr folgte das Hungerjahr von 1846 auf 1847. Dazu lag der Leinenhandel danieder, wodurch die Spinner und Weber verarmten. Die Bauernhöfe hatten unerschwingliche Lasten zu tragen, da sie die besitzlosen Familien fast ganz miternähren mußten. Viele lebten den Winter über fast nur von trocknem Brot mit Kornkaffee, dazu mittags wohl ein Gericht Rüben ohne Fett und Fleisch, in bloßem Wasser gekocht, und der Scheffel Roggen kostete vier bis fünf Taler. In wieviel Elend blickten die Augen der Pastoren bei ihren Krankenbesuchen hinein und standen ihm ohnmächtig gegenüber. Und als die Leute eben in dem reichern Erntejahre 1847 anfingen wieder aufzuatmen, da brach die Revolution 1848 von Frankreich aus über Preußen herein.

Diese Revolution, oder besser gesagt: Berliner Revolte, die seit 1830 und noch eifriger seit 1840 vorbereitet war, erschütterte nicht bloß die politischen, sondern auch die

kirchlichen und sozialen Verhältnisse in überraschender Weise und in ungeahntem Maße. Nach der Julirevolution in Paris 1830 beugten sich die schwachen und selbst liberal angekränkelten kleinen Fürsten Deutschlands dem sogenannten „Volkswillen" ohne Kampf, aber auch ohne bedeutenden Schaden, solange der Bundestag mit Preußen und Österreich an der Spitze noch feststand. In Preußen fühlten sich mehr noch als in Österreich alle Patrioten vor solchem Thronsturze sicher. Der Thron Friedrich Wilhelms III., des seit dem Befreiungskriege fast vergötterten Königs, und Friedrich Wilhelms IV., des milden, frommen und geistvollen Fürsten, schien wirklich ein rocher de bronce zu sein, an dem alle Wogen des Aufruhrs sich brechen müßten. Aber man hatte übersehen, daß der sonst so tüchtige preußische Beamtenstand in weiten Kreisen innerlich von Unglauben, Freimaurerei und liberalen Ideen zerfressen und sonderlich der Bürgerstand der großen Städte immer mehr entchristlicht und verjudet war. Die „Lichtfreunde" legten eine Bresche nach der andern in die Mauern der Kirche und machten dem nachdrängenden politischen Liberalismus Bahn. Das Kirchenregiment kämpfte nur mit gebrochenem Schwerte und lahmem Arme dagegen, um etliche Schätze des Heiligtums zu schützen und zu retten. Selbst Männer wie Nitzsch und Jul. Müller wagten auf der vom Könige 1846 berufenen Generalsynode das Apostolische Glaubensbekenntnis anzutasten. Der Sturm der Entrüstung über dieses Beginnen von seiten der kirchlich Gläubigen besonders auch in Rheinland und Westfalen und das bedrohliche Wachsen der lutherischen Separation in Schlesien und Pommern machten den König scheu, die Union weiter durchzuführen. Allem kirchlichen Zwange abhold, gab er vielmehr den ungläubigen „Lichtfreunden" Freiheit zur Sektenbildung und den bekenntnistreuen Lutheranern „Generalkonzession"

zur separierten Kirchenbildung. Damit hielt man die kirchliche Gefahr für beseitigt.

Da brach der Sturm auf dem politischen Gebiete los. Der Zusammenbruch des auf faulen Grundlagen ruhenden Thrones Louis Philipps, des liberalen Bürgerkönigs, am 24. Februar 1848 war dem losgerissenen Schneeball gleich, der rasch zur Lawine wächst und alles mit seiner Wucht zerstörend zu Tale stürzt. Die Throne von Österreich und Preußen lagen nach drei Wochen im Staube. Mit Hilfe französischer und polnischer Verbrecher erregten die preußischen Liberalen den Pöbel von Berlin zum Barrikadenbau, zum Angriff auf das Militär, zum Meuchelmorde einsamer Schildwachen, zur Belagerung des Königs in seinem Schlosse. Den weisen Rat zur Flucht des Königs nach Potsdam vereitelte ein westfälischer Edelmann, der Freiherr von Vincke, mit seinem Ahitophelsrat: „Noch nie ist ein Hohenzoller geflohen!" Wie schmerzlich mochte der König seines tapfern Ahnen gedenken, des Kurfürsten Friedrich des Eisernen, der gerade 400 Jahre vorher im Frühling 1448 sein Schloß siegreich verteidigte gegen die aufrührerische Bürgerschaft von Berlin! Aber er war ein Gefangener, und man nötigte ihm das Versprechen ab, seine königliche Machtvollkommenheit dem „Volke" zu opfern. Seine treue Garde mußte er aus der Stadt abziehen und seinen Nachfolger, den Prinzen von Preußen (nachherigen Kaiser Wilhelm I.), nach England reisen lassen, um sein Leben vor der Wut des Pöbels zu schützen.

Der Fall des preußischen Königtums zitterte bald durch alle Provinzen des Reiches. Die Treuen im Lande trauerten tief, und manchem entfiel das Herz, die Feinde jubelten und erhoben ihr Haupt zu Lästerreden und Angriffen wider alle göttliche und menschliche Ordnung. „Du machst Finsternis, daß es Nacht wird, da regen sich alle wilden Tiere." Auch im Ravensbergischen regten sie sich

und kamen aus den Städten Bielefeld, Herford u. a. aufs Land, um die armen Leute gegen die christlichen und königstreuen Bauern aufzuhetzen. Der einzige Ort (vielleicht in ganz Preußen?), wo die Verhetzung des Volks nicht im mindesten gelang, wo selbst die niedre Bevölkerung sich für den König gegen die Demokraten erhob, das war das Städtchen Gütersloh (Siehe Ende des 3. Kapitels Seite 63). In Jöllenbeck und in andern Gemeinden, wo gläubige Pastoren erfolgreich gewirkt hatten, kam es wenigstens nicht zu offener Ruhestörung. Doch brachte man im Jöllenbecker Pfarrhause viele Tage in Unruhe und Befürchtung zu und kam oft nachts nicht aus den Kleidern. „Eine Mauer um uns baue, daß dem Feinde davor graue" — war der Grundton der Seufzer, die sich den Herzen entrangen. Zwar gab es in der Gemeinde selbst nur wenige, welche ihren Haß ausschäumten. Aber in Dornberg und auf der Spenger Heide hatten die Bielefelder Demokraten die Massen aufgehetzt zu einem Angriffe auf das Jöllenbecker Pfarrhaus. Doch kam es nicht dazu. Nach einigen Tagen, als eine Kompagnie Soldaten durchmarschierte nach Spenge, konnte Volkening an Kunsemüller schreiben: „Diese Zeilen als Zeichen, daß ich noch lebe. Der Herr hat bis heute geholfen, geschützt und geschirmt. Wie dankbar erkennt man das in solcher Zeit der Gefahr an! — — Am Freitag, nachdem ich 450 Kommunikanten das Heilige Abendmahl gereicht und spät eben essen wollte, kam Professor Leo, welcher seit acht Tagen in Herford war. Ich begleitete ihn bis Laar, wo Huchzermeier und Bosse und Heermann bei Meier Jost über eine Adresse an den König ratschlagten. Leo war noch wie im Traum, still und gedrückt; unsern König begriff er nicht recht. Seine Monatsberichte im Volksblatt von Tippelskirch wird er aufhören lassen. Letzterer wird das Blatt an Florencourt abgeben . . . Wie mag

es Euch doch gehen?! Wie oft sehe ich nach Euren stillen Bergen! O, daß wir auf den Friedenshöhen dort oben einhergingen! Wie unheimlich wird es doch in dieser argen Welt! Welche Kräfte der Bosheit entwickeln sich!"

Fast der einzige Mann der Öffentlichkeit, der in den brausenden Wogen dieser Zeit wie ein Fels im Meere dastand und an dessen unverhaltenen Zeugnissen sich viele gehalten und aufgerichtet haben, war Hengstenberg in Berlin, ob er wohl selbst persönlich bedroht und sein Haus zu Demolierung verurteilt war. „Im Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, durch Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken" gewappnet stand er da, während selbst die meisten gläubigen Prediger Berlins den auf den Barrikaden gefallenen „Märzhelden" im Ornate das Geleit gaben und die Fürbitte für den Prinzen von Preußen aus dem Kirchengebete wegließen! Wer einmal ein geistlich erfrischendes Bad nehmen will, der muß seine und seiner Mitarbeiter Zeugnisse in der Evangelischen Kirchenzeitung von 1848 lesen, während den Sommer hindurch das schmachvolle Treiben in Berlin nicht aufhörte, bis der König sich ermannte und im November durch seine Truppen unter Wrangel und sein Ministerium Brandenburg-Manteuffel dem Drachen der Rebellion den Fuß auf den Nacken setzen ließ. Der leitende Gedanke in Hengstenbergs Zeugnissen jenes Jahres war: „Gegen die Revolution, aber keine Gegenrevolution!" auf Grund von Röm. 13. Er nannte das gottlose Treiben in Berlin offen mit dem rechten Namen und stärkte alle Treuen im Lande durch seine Warnung vor Mut- und Hoffnungslosigkeit ebensosehr wie vor „eignen Wegen" und überstürzenden Schritten.

Auch in Ravensberg erhob man sich bald zu ermutigenden Zeugnissen. Das „Evangelische Monatsblatt", welches 1845 auf Volkenings Anregung begründet war, ohne daß

er selbst in die Redaktion eintrat, bekämpfte die Lüge der Zeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens mit den Waffen der göttlichen Wahrheit. Nach Berlin zur Nationalversammlung entsandte man die entschiedensten christlich-konservativen Männer. Sie (Pastor Huchzermeier an der Spitze) gehörten 1848 zu den sogenannten „37 Bluthunden", welche es wagten gegen die Abschaffung der Todesstrafe zu sprechen und zu stimmen, obwohl draußen der Pöbel mit Stricken in der Hand bereit stand, sie an die Laternenpfähle zu hängen. So verteidigte Pastor Ameler 1849 in einer trefflichen, freimütigen Rede neben von Kleist-Retzow, von Bismarck, von Gerlach und Stahl die christliche Ehe, die christliche Schule, den christlichen Eid, den christlichen Staat.

Daneben mehrten sich seit 1848 die Missionsfeste wie nie vorher. Außer dem großen Missionsfeste zu Bünde, wurden noch in demselben Jahre in 15 bis 20 Gemeinden Minden-Ravensbergs kleinere Feste gefeiert, zu denen sich das Volk zu Tausenden sammelte, um sich mit Gottes Wort trösten und stärken zu lassen in dieser kümmerlichen Zeit, wo die antichristlichen Feinde seine heiligsten Güter anzutasten wagten. Hätte es wie hier und etwa in Hinterpommern auch in andern preußischen Provinzen gestanden, so wäre die kirchliche und staatliche Entwicklung in Preußen unter seinem so wohlgesinnten Könige eine ganz andre geworden. Wie aber selbst hier in Ravensberg die satanische Bosheit der Feinde noch auf dem Plane war, das zeigte die Wahlversammlung in Bielefeld am 5. Februar 1849. Außer vielen wohlgesinnten Landleuten waren auch Volkening und Huchzermeier als Wahlmänner dort hin gesandt. Obgleich oder weil diese in der Mehrheit waren, tobten die Gegner den ganzen Tag über im Wahllokale und zogen dadurch die Handlung bis in den Abend hinein. Als es dunkel geworden, tritt ein Unbekannter

zu Huchzermeier heran mit den Worten: „Herr Pastor, es ist so schöner Mondschein draußen, wollen Sie nicht ein wenig mit hinausgehen?" Huchzermeier, dem das Ansinnen doch etwas verdächtig, weist ihn ruhig ab. „Am Nachmittag schon," schreibt Volkening, „und vollends gegen Abend versammelten die Demokraten ihren Anhang vor dem Wahllokale (der Ressource). Dieser drang in die Vorzimmer und fing da an zu trinken und zu toben und je mehr der Sieg auf unsre Seite sich neigte, desto mehr. Es war schauerlich anzusehen und anzuhören, wie die Trunkenen im Vorsaale auf Tischen und Bänken standen und bei jedesmaligem Öffnen der Saaltür hereinbrüllten. Um 8 Uhr war der Sieg unser, und da hieß es an den Fenstern draußen im Hofe: Nun drauf! besonders die Schwarzröcke 2c. Nachdem die Versammlung entlassen, zogen wir nun in Masse aus dem Saale durch die enge Gasse der Rotte. Auf einmal brüllten sie: hurrah! und die Knittel erhoben sich und schlugen drein — Huchzermeier den Hut vom Kopf. Auf einmal drängte ein Haufen wieder zurück in den Hauptsaal, so daß ich mit zurückgeschoben wurde. Huchzermeier hatten sie dabei im Vorsaale in eine Treppenecke gedrängt und dabei aus den Augen verloren. Nach dieser Störung des Zuges ging es nun wieder vorwärts. Als ich mitten im Vorsaale war, hatten sich die Stöcke gegen mich erhoben, was ich nicht sah — hörte aber, wie ein Mensch schrie: da ist er, der Große! und holt mit dem Stocke aus. Den Schlag aber fängt ein Wahlmann aus Jöllenbeck (Landwehrmann) auf. Dann bekam ich von unten Stöße mit Stöcken an die Schenkel, kam aber glücklich aus der Tür und von da in den dichtgedrängten Haufen auf der Straße. Da wäre es nun schlimm gewesen, hätten sie mich erkannt. Aber ihre Augen wurden gehalten, und ich ging ruhig mitten durch sie hindurchstreichend zu dem nahen Pfarrhause,

wo eben der junge Pastor Hartog vor mir eintrat in sein väterliches Haus. Mit einem Gottlob! reichten wir uns die Hand.

Wo Huchzermeier geblieben, wußten wir nicht; hofften aber, er sei auch entkommen. Dem war aber nicht so; mein Bruder Ludwig nämlich, der, mit seinem dicken Knotenstock bewaffnet, mir hatte zu Hilfe kommen wollen, sieht ihn gerade, als er in den Vorsaal treten will, in jene Ecke gedrängt. Er hilft ihm dann mit den andern aus Schildesche in den Hauptsaal zurück und von da durchs Fenster in den Hof, damit sie über den Wall nach Hause entkommen möchten. Aber auch da ist schon alles besetzt, und dazu fällt in ihrer Nähe ein Schuß, vielleicht nur ein blinder Schreckschuß. So bleibt nichts übrig, als ihm durchs Fenster wieder in den Saal zu helfen, wo er bis Mitternacht geborgen geblieben. Da finden ihn denn zwei Offiziere, die um ihn besorgt gewesen, und mein Bruder mit noch einem Bürger und geleiten ihn auf einem Umwege nach dem Hause seines Schwagers. Während sie da aber auf Öffnung der Tür warten, treten einige Männer an sie heran mit der Frage, ob Pastor Huchzermeier schon hier wäre. In ärgerlichem Tone antwortet der eine Begleiter: den sollten sie nur in Schildesche suchen, worauf jene sich entfernten.

Bis zwei Uhr hörten Hartog und ich das Volk noch auf der Straße herumtumultuieren — lagen aber, wenn auch nicht gerade ruhig, doch im Bette und zwar in einem Zimmer an der Straße. Hätte man das gewußt, wie würden wohl die Fenster geklingelt haben! Wie wunderbar doch, daß sie uns nicht hatten ins Haus gehen sehen, da der Haufe doch bis nahe an die Haustür des Pfarrhauses hinstand! Das hat der HErr getan! Ich mußte aber an die gefalteten Hände in meinem Hause und in meiner Gemeinde denken. Am andern Morgen,

ehe der Tag graute, holte mich Ludwig ab und geleitete mich auf den Heimweg. Er erzählte mir da, daß die Wege nach Jöllenbeck und Schildesche noch die halbe Nacht hindurch von gedungenen Burschen besetzt gehalten wären und wie wohlgetan es gewesen, daß wir in der Stadt genächtigt hätten. Was ich vor Jahresfrist bei der Wahl in Herford erfahren, war uns hier in zweiter, vermehrter Auflage zugedacht, und es hätte uns schlimm ergehen können, wenn nicht Gottes besonderer Schutz so sichtlich über uns gewacht und gewaltet hätte." Ps. 124.

Sobald die zerstörenden oder mindestens störenden Wogen der Revolution sich ein wenig gelegt hatten, griff man mit erneutem Eifer die „Reichsarbeiten" wieder an. Zwei Werke waren es damals, deren Ausführung die christliche Liebe sich zunächst zum Ziele gesetzt hatte, das waren: die Errichtung einer „Rettungsanstalt" auf der Schildescher Heide und eines „christlichen Gymnasiums" in Gütersloh. Der Plan der ersteren war auf einem „Dachkämmerchen" des Jöllenbecker Pfarrhauses zur Reife gediehen, so daß im Juli 1847 die drei ersten Berater der Sache, die Pastoren Volkening und Huchzermeier und Kandidat Rische einen „Aufruf" an die Leser des „Evangelischen Monatsblattes" ergehen ließen, mit Hand anzulegen. Trotz aller Schwierigkeiten, welche die Regierung zu Minden in den Weg legte, war es endlich, namentlich durch die Befürwortung des frommen Ministers Grafen zu Stolberg, gelungen, die Zusage des Königs zu erhalten, daß uns zehn Morgen fiskalischen Landes von der Schildescher Heide geschenkt werden sollten. Da brach die Revolution von 1848 herein, und von Schenkung konnte keine Rede mehr sein, da die Zustimmung des neuen Landtages dazu erforderlich gewesen wäre. Aber das Ministerium war bereit, das nötige Land kaufweise uns zu überlassen, wozu die nötige

Summe in den beiden letzten Jahren durch freiwillige Beiträge zusammengeflossen war. So konnte am 21. Juli 1850 der Grundstein vor einer Versammlung von 5000 bis 6000 gelegt werden. Nachdem die Pastoren Huchzermeier und Ameler die Notwendigkeit und den Segen eines Rettungshauses in ergreifender Weise dargelegt hatten und der Grundstein durch die Hammerschläge und Hammersprüche der Nächststehenden geweiht war, betrat Volkening die Rasenkanzel zu einem Schlußwort über Psalm 84: „Wohl den Menschen, die dich für ihre Stärke halten und von Herzen dir nachwandeln, die durch das Jammertal gehen und machen ihnen daselbst Brunnen. Und die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt; sie erhalten einen Sieg nach dem andern, daß man sehen muß, der rechte Gott sei zu Zion." Läßt sich auch die Kraft und Frische der Rede, wie sie Volkening eigen war, nicht wiedergeben, am wenigsten in später aus dem Gedächtnis nachgeschriebenen Worten, so mögen doch ihre Hauptgedanken hier Raum finden.

„Der Gang durchs Erdenleben (begann er) — ein Zug durch die Wüste; ja, sonderlich zu unsrer Zeit ist's eine Wüste. Auch wir wandern durch ein Jammertal — ein Tränental — gar wohl ein blutiges Tal! Wenn im Morgenlande die Karawanen durch die heißen Sandwüsten dahinziehen, so graben sie Brunnen, graben und warten, ob sich nicht ein wenig Wassers darin sammele, womit sie ihren Durst löschen können; oft sehen sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht, und durstend müssen sie weiter ziehen. Aber andre kommen nach ihnen, und finden sie voll Wasser, das sich indessen darin gesammelt. Sie erquicken sich daraus und sprechen im stillen: Wir danken euch, die ihr diese Brunnen gegraben. Ein solch Rettungshaus ist ein Brunnen in der Wüste, den wir hier jetzt graben; und wenn unsre Gebeine längst im Staube ruhen, so sagt

vielleicht noch mancher — manch gerettetes Kindesherz: Wir danken euch — ja wir danken euch, die ihr damals am 21. Juli 1850 hier auf der Schildescher Heide standet und mitgrubet, mitgabet, mitbetetet! Wir danken euch allen, die ihr einen Spaten angesetzt zu diesem Brunnen! Der erste Spatenstich, der hierzu angesetzt, geschah nicht weit von hier auf einem Dachkämmerchen zu nächtlicher Weile in einer Adventsnacht 1845; und als dem, der das Werk im Herzen trug, die Arbeit allein zu schwer wurde, da ging er damit zu dem befreundeten Bruder, dem das Werk jetzt den Umständen und den Gaben nach vornehmlich übergeben ist. Eine Bitte um diesen Platz an unsern König gerichtet, das war der zweite Spatenstich und die ersten fünf Silbergroschen, die wir einnahmen, waren wieder ein Spatenstich, und die folgenden 10 Taler und auch diese 40 Louisdor (er hielt sie hoch in der Hand), die mir vorgestern ein ravensbergischer, ein echt ravensbergischer Bauer vom Erbgut seines Sohnes, den ihm der HErr genommen, brachte — — das waren lauter Spatenstiche zu diesem Brunnen im Jammertal. Ja, 40 Louisdor — sagt ihr — das batet was! Gewiß tut's das, aber achtet eure Groschen nicht wenig. Es ist dem HErrn nicht schwer durch viel oder wenig helfen. Und hast du keinen Silbergroschen, und hast du keinen Pfennig, so hast du zwei Hände und zehn Finger, die du ineinander legen kannst, das Werk mit uns richten zu helfen, und — wir erhalten einen Sieg nach dem andern. — Seht, Geliebte, der HErr hat uns nun nach fünf Jahren so weit gebracht, daß wir heute diesen Grundstein haben legen können. Es ist ein Sieg, den Er, Er uns gegeben. Aber er begehrt dazu unser Händeanlegen, und ich möchte sagen: Ohne uns hätte der allmächtige Gott nicht bis hieher, und ohne uns möchte er auch nicht weiter kommen können (das allgemeine Lächeln auf den Angesichtern war

ein solches, welches das Verständnis dieses widersinnig klingenden Wortes bekundete) — nein nicht ohne uns, obschon wir in Demut und Aufrichtigkeit erkennen und bekennen: Von Ihm allein kommt das Gelingen, kommt der Sieg! Das soll uns demütigen und in der Demut erhalten, aber auch trösten und aufrichten bei all den sauren Tritten und Wegen, bei all den Seufzern und Sorgen, die das Werk hinfort noch kosten wird. Ihm sei es darum in seine treuen Allmachts- und Segenshände gelegt! — — Endlich aber wollen wir um eins Ihn zu bitten nicht vergessen: Daß diese Grundsteinlegung in vielen, vielen Herzen das Plätzchen zubereiten helfe, wo Er, der einige und ewige Grundstein liegen muß — muß — muß, wenn sie miteingefügt sein wollen in den lebendigen Bau, der nicht mit Händen gemacht, ewiglich bleibet."

Das war der Anfang eines Werkes, das mit den Jahren unter Gottes Segen und unter der Pflege des ravensbergischen Christenvolkes zu einem stattlichen Bau herangewachsen ist. Nach zwei Jahren konnte Volkening im Verein mit einigen nahen Amtsbrüdern das Haus weihen und den Hausvater einführen. Aber nicht bloß verwahrlosten Knaben war die Stätte bereitet, sondern es war auch Raum geschafft, um darin christliche Jünglinge zu Lehrern vorzubereiten, und gerade diese Arbeit ist besonders vom HErrn gesegnet und hat viel dazu beigetragen, daß Ravensberg so vieler trefflicher Schullehrer ernst christlicher Gesinnung sich erfreut vor andern Gegenden unsers Vaterlandes. Die Jahresfeste dieses Rettungshauses hat Volkening stets mit besonders teilnehmender Freude mitgefeiert und selten dabei gefehlt.

Um die Geschichte des zweiten Werkes dieser Jahre, der Begründung eines „christlichen Gymnasiums" demnächst im Zusammenhange (von 1850—1852) zu erzählen, sei hier zuvor noch die Beschreibung einer

„Königs-Geburtstagsfeier" im Jahre 1850 eingefügt, wie solche von da ab gleichsam als Siegesfeste über den mehr und mehr überwundenen Drachen der antichristlichen Revolution von 1848 auf verschiedenen Bauernhöfen von Volkening abgehalten wurden. Die Beschreibung derselben findet sich in einem Briefe der ältesten Tochter Volkenings an ihren Bruder B.

„Mein lieber B.! Ein stiller, lieblicher Oktoberabend! Der Mond lacht silbern durch die Blumen am Fenster, und hier im Vorderzimmer ist es so still und gemütlich. Da nehme ich denn die Feder, um dir sogleich nach der Heimkehr aus frischem Gedächtnis von der Feier des heutigen Tages zu erzählen. Draußen auf dem Kirchhofe höre ich noch die fröhlichen Stimmen der Dorfjugend, die unter Anleitung des Kantors bei Freudenschüssen und glänzenden Raketen ein patriotisches Lied nach dem andern erschallen läßt. Wundervoll klang eben durch die mondhelle Nacht der dreistimmige Choral: Nun danket alle Gott! Ja, auch ich bin sehr dankbar gegen unsern treuen Gott, der uns diesen fröhlichen Tag wieder gemacht hat. Heute morgen um 7 Uhr verkündete das Festgebeier vom Turme herab den Festtag und rief zur Frühstunde ins Gotteshaus. Mächtig bliesen die Posaunen in den Pausen das: Nun danket alle Gott in Ohr und Herz hinein. Bei Orgel- und Posaunenklang begann die Feier mit dem Liede: ‚O HErr, dreieiniger Gott, dem Erd und Himmel dienen.' Nach einem kurzen, ergreifenden Eingangsworte las Vater den 21. Psalm vor mit eingefügten Erklärungen. Die einzelnen Beziehungen waren treffend, und in der ganz gefüllten Kirche herrschte die tiefste Aufmerksamkeit. Es war ein Danktag in doppelter Weise, denn daß wir nicht vergaßen, noch einmal für die wunderbare Lebensrettung des Königs von Mörderhand zu danken, kannst du denken. Vater sprach sehr ergreifend, erwecklich und herzanfassend. Du

kennst ja seine Weise bei solchen feierlichen Gelegenheiten. Zu unsrer Freude brach unter der Rede die Sonne durchs Gewölk und lachte lieblich in die Kirche hinein. Vater benutzte das und meinte, diese Sonnenblicke könnten wir ansehen als ein Lächeln des HErrn im Himmel — als ob er uns wolle mit Vaterfreundlichkeit zunicken und sagen: Ja, feiert nur, ihr Preußen und danket für euren König und für alles Gute, was ich euch in ihm erwiesen; euer Feiern macht mir Freude. Als Ausgang ließen Orgel und Posaunen zusammen das ‚Heil dir im Siegerkranz' erklingen, dessen prachtvolle Melodie doch jedesmal, so oft man's hört und singt, dem Herzen wieder neu und immer schöner klingt. So legte der Morgen eine liebliche Weihe über den ganzen Tag, und diese Frühstunde war tonangebend für alle folgenden Stunden.

Mittags folgten wir alle der Einladung Meier Jost's nach seinem Hofe, wobei unser neues Pferd seine erste Probefahrt machte. Es war lieblich auf dem Wege — ein klarer, freundlicher Herbsttag, und unsre preußischen Herzen schlugen in gehobener Stimmung und in dankbarer Freude, die durch jedes patriotische Zeichen erhöht wurde. Mit Jubel begrüßten wir jede schwarz-weiße Fahne, die wir in der Nähe und in der Ferne von den Häusern zwischen den sächsischen Giebelzacken, auf den Bergen, an dem Turme der Sparenburg entdeckten. Da, wo man von der Chaussee auf den Landweg nach Laar abbiegt, war ein schöner Ehrenbogen errichtet mit dem preußischen Adler und der Inschrift: Preußens König lebe hoch! Noch unter zwei Ehrenpforten von Blumen und Eichenlaub fuhren wir durch nach Meier Jost's Hofe. Da war schon alles Leben und Freude. Der ganze Hof war festlich geputzt, die große Einfahrtstür mit Eichengirlanden umgeben, in deren Mitte die westfälische Fahne flaggte:

schwarz und weiß und grün. Der alte Meier bewillkommnete uns an derselben und führte uns die große Deel entlang durch die gedrängten Scharen mit den frohen Angesichtern hindurch nach dem oberen Teile des Hauses hin. Am „hilligen Heerde" stand ein großer, weißgedeckter Tisch, an dem die Jünglinge mit den Posaunen saßen; dahinter war ein Standort für den Redner angebracht, und an der Wand prangte unter Blumenkränzen das Bild unsres teuern Königs, darüber in einfachem, schwarzen Rahmen das bekannte und auch so teure Bild des Königs Friedrich Wilhelm III. mit seinem „Letzten Willen". Ein mächtiger Ehrenbogen von Eichenlaub prangte über dem Ganzen. An beiden Seiten zu Anfang der langen Deel saßen in Reihen die Schulkinder — die Mädchen mit Blumenkränzen geschmückt, die Knaben, ein jeglicher mit einer kleinen schwarz-weißen Fahne. So waren sie nach einer kurzen Feier im Schulhause unter Gesang hierher gezogen. Jetzt saßen sie hier mit großen Semmelschnitten und mächtigen Butterbröten in der Hand mit den vergnügtesten Gesichtern.

Während wir in der besten Stube Kaffee tranken und draußen süßes Bier verschenkt wurde, langte auch Vater an, der zu Fuß nachgekommen war. Bald ließ er dann die Posaunen anstimmen und sagte sein Lieblingslied an solchen Festen vor: ‚Dankt, dankt dem Herrn, jauchzt, frohe Chöre, denn er ist freundlich jederzeit ꝛc.' Seine darauf folgende kurze Rede möchte ich dir gern wörtlich wiedergeben, aber wenn ich's auch versuche, es gehört doch auch seine Stimme und seine ganze Persönlichkeit dazu, um den Eindruck erklären zu können, der alles machte, was er sagte. Mir fiel, als er auftrat, unwillkürlich ein: ‚Still war's, und jedes Aug hing an Äneas Munde.' Er sagte etwa so: Es ist heute Königs Geburtstag! Wir feiern diesen Tag wieder! und — wir

feiern ihn noch! — Dieser Doppelgedanke bewegt und erfüllt das Herz. Er macht es dankbar gegen Gott, indem er hinweist auf das genossene Gute, das uns in unserm Preußenlande durch unsern teuren König zu teil geworden ist, macht uns dankbar, indem er uns zugleich auf die beiden vergangenen Jahre hinweist, wo wir denn sehen und fühlen müssen, wie ganz anders könnte es stehen! Vor allem gedenken wir da billig auch heute der gnädigen, besonderen, ja wunderbaren Errettung unsres geliebten Königs von der mörderischen Kugel. Ja, Geliebte, hätte jene Kugel die Brust getroffen, wie ganz anders würde es dann sein!? Wie würde es dann hier auf Meier Jost's Hofe, hier in Laar, hier in Ravensberg, in Preußen, in ganz Deutschland stehen, wenn jene zwei Augen sich geschlossen hätten, die durch die Gnade Gottes nun noch mit väterlicher Treue über uns wachen. Danken wir denn von Herzen! — Wir feiern diesen Tag noch — das ist auch unsrem Herzen eine ernste Mahnung, sich zu freuen in Furcht und Zittern, denn die Zeiten sind wieder sehr bedenklich und wohl wird in der Brust die Frage laut, ob wir wohl übers Jahr wieder so feiern. Heute aber feiern wir noch — und o mit wie dankbarem Herzen! Denn es ist doch ein Tag, den der HErr uns gemacht hat. Möge der HErr denn unser Feiern gnädig und freundlich ansehen können, denn dann nur feiern wir richtig, wenn wir feiern, wie es christlichen Untertanen eines christlichen Königs geziemt. Dies geschieht aber nur, wenn wir zuerst uns mit Dank und Fürbitte in Gottes Hause einfinden, und kann es nicht das steinerne Gotteshaus sein, so wird jedes Betkämmerlein, jeder Betort ein solches, wo wir uns in der Wahrheit mit Danksagung und Fürbitte vor Gottes Angesicht stellen. Beginnen wir so den Tag, so feiern wir auf eine dem HErrn wohlgefällige Weise, so können wir dann auch in dieser

Weise wie jetzt hier zusammenkommen. Dann bleibt auch die Erinnerung an solche Stunden eine freudenvolle und segensreiche, die das Herz immer von neuem ermahnt zu neuer Fürbitte für den König und zu erneuter Huldigung — ach, Geliebte, die Zeiten sind ernst — jetzt feiern wir noch. Wie bald es anders werden mag, was wir noch erleben können, das ist nur im Rate der Wächter da droben bekannt. Es könnte aber möglich sein, daß die Stunde der Versuchung an euch nahe heranträte, daß ihr gefragt würdet: Nun, wie willst du's halten? Mit dem HErrn im Himmel und mit dem Herrn hier auf Erden — für oder wider?! (Lautlose Stille.) Und wenn dann diesem und jenem von euch das Herz in der Brust wollte wanken und schwanken, dann könnte ein andrer herantreten und sagen: Du, du, denkst du noch an jenen Tag, als wir am Königsgeburtstage auf Meier Jost's Hofe zusammen waren?? Da war dein Herz warm, da dachtest du: Für meinen König im Himmel und für meinen König in Berlin will ich leben und sterben — sollte dann nicht eine solche Erinnerung zu rechter Stunde Herz und Mut erfrischen?! Darum sage ich nochmal, laßt uns dankbar feiern! Können wir Preußen doch auch mit freiem und frohem Herzen feiern und können durch Gottes Gnade vor vielen andern Völkern mit aufgerichtetem Haupte dastehen, wenn wir auf die Person unsres teuren Königs und nicht bloß auf sein Amt blicken. Freilich wissen wir es als Christen, daß wir uns nicht auf Menschen, nicht auf Fürsten, selbst nicht auf unsern König verlassen sollen, aber doch auch wissen wir, daß er ein Gesalbter des HErrn in vollem Sinne ist und in besonderer Weise vor andern Fürsten als ein ‚Knecht des HErrn' dasteht, der vor Gott das Wohl seiner Untertanen sucht. Wenn wir das alles bedenken — ist es ein wichtiges, natürliches Bedürfnis, daß wir zusammenkommen und feiern und mit

fröhlichem Herzen diesen Tag jedesmal als ein Ebenezer begrüßen, das der HErr uns auf dem schweren Wege durch unsre trübe, bewegte Zeit fristet. Er segne denn vom heutigen Tage an mit neuem Segen das ganze Vaterland! Er gehe heute durchs ganze Land und hebe an zu segnen vom Ersten bis zum Letzten — vor allem aber möge er mit seinen aufgehobenen Segenshänden lange, lange verweilen bei dem teuern, gesalbten Haupte unsers hochgeliebten Königs, der leben möge, — vor Ihm leben möge — jetzt und immerdar und — in alle Ewigkeit. Amen."

Tiefe Stille herrschte ringsum in der ganzen Versammlung, und unter dieser Stille hörte man dann hie und da unter gefalteten Händen und mit nassen Augen den Seufzer laut werden: „Das gebe Gott! Das walte Gott!" Ich stand in der Tür der kleinen Stube und konnte die ganze Versammlung übersehen. Es war ein erbaulicher Anblick, der das Herz bewegte und warm machte: — die kräftigen, ehrenfesten Gestalten der ravensbergischen Bauern, mit gefalteten Händen sich beugend vor dem HErrn im Himmel und unter der Zucht Seines Geistes im Herzen, ihrem geliebten Könige und Herrn auf Erden von neuem huldigend! — Dann Vaters Gestalt auf seinem erhöhten Standorte hoch unter ihnen emporragend, als stände er dazu da, um bei aller irdischen Freude doch immer aufs rechte, ewige, himmlische Ziel hinzuweisen — dann im Hintergrunde die ‚blühende Jugend — die Hoffnung der künftigen Zeiten' mit ihren Blumenkränzen und schwarz-weißen Fahnen, die da leise im leichten Luftzuge spielten — dann über der Versammlung hoch an der Wand über dem Herde von allen gesehen unter grünen Kränzen die Bilder unsrer teuren Könige — und endlich als Rahmen zu dem ganzen Bilde das ehrwürdige alte rauchdunkle Gebälk des ravens-

bergischen Bauernhauses mit frischem Laub der alten Eichen bekränzt — konnte nicht ein solcher Anblick das Herz froh und dankbar bewegen?!

Nach einem Schlußverse und einer Pause, in der man sich mit Speise und Trank erquickte und in gemütlichem Gespräche erging, während die Schuljugend sich mit Spielen draußen vergnügte, rief Vater durchs Fenster hinaus den Jünglingen zu: Blast mal wieder eins, daß das Volk sich schare! Das ‚Heil dir im Siegerkranz' lockte denn alles wieder auf die große Deel, wo Vater nach dem Gesange: ‚Brich aus, du heilge Gottesstadt — Wo Jesus Herd und Feuer hat ꝛc.' eine kurze Lebensbeschreibung ‚Herzog Ernst des Frommen' verlas, dem Vorbilde unsres Königs, von dem damals in den Zeiten nach dem Dreißigjährigen Kriege durch Deutschland das Wort ging: ‚Herzog Ernsts Bauern sind gelehrter als anderswo die Junker.' Anregende Zwischenbemerkungen (wie Vater sie zu machen pflegt) würzten die Vorlesung und schützten vor Ermüdung beim Hören.

In den Zwiegesprächen während der nun wieder folgenden Pause wurden besonders die Erlebnisse der letzten zwei bösen Jahre durchgesprochen und von den Alten der glorreichen Jahre 1813—1815 gedacht unter Friedrich Wilhelm III. Zu allgemeiner Überraschung ließ dann Lehrer Wefelmeier seine Kinder das Lied anstimmen: ‚Dem König sei mein erstes Lied', und schnell sammelte sich alt und jung auf der Deel um die Sänger. Dann ein dreifaches Hoch auf den vielgeschmähten Prinzen von Preußen, den Sieger über die Rebellen in Dresden und Baden, mit kräftigem Tusch der Posaunen, worauf die Knaben mit kräftigen Stimmen einsetzten: ‚Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben? ꝛc.', daß es einem durchs Herz ging. Überraschend wechselten damit die sanften Stimmen der Mädchen, als der Vers kam: ‚Mit Lieb und

Treue nah ich mich dem Throne, von welchem mild zu mir ein Vater spricht.' — Noch folgten kurze Ansprachen des Lehrers an die Kinder und des blinden Heermann. Die liebliche ernstheitre Stimmung der Versammlung und der hereinbrechende Abend gaben den passenden Augenblick für den Schluß der Feier, den Vater mit einem innigen Gebet machte in Danksagung, Bitte, Gebet und Fürbitte für den teuern König und das ganze Vaterland und für uns selbst mit dem Endworte: ‚O, HErr — und wolltest du es uns aus Gnaden vergönnen — dann übers Jahr wieder einen solchen Tag!' Und ‚die Gnade sei mit allen, die Gnade unsres HErrn' erklang sanft und lieblich in den hellen Mondscheinabend hinaus, worauf Vater im Namen der ganzen Versammlung dem Hauswirt und der Wirtin, deren Freundlichkeit und Gefälligkeit uns diesen schönen Tag bereiten halfen, den herzlichsten Dank aussprach. Von ihnen bis zum ersten Ehrenbogen geleitet, traten wir dann den Heimweg an. Bis fernhin hörten wir die Klänge der Posaunen noch lange hinter uns — und im Pfarrdorfe empfing uns wieder Kindergesang und Freudenschüsse und eine hellodernde Feuersäule auf dem Platze vor dem Schulhause."

Das war ein Tag, wie Volkening sie gern machte oder sich vom HErrn machen ließ. Zunächst waren sie Selbstzweck zur Erbauung und zur gemeinsamen Fürbitte, aber auch eine Schule in bessern Tagen, damit man das „Volk" zusammen habe auf böse Tage, wo es Kampf wider die Feinde göttlicher und menschlicher Ordnung galt. Und daß dieser Zweck erreicht, davon zeugen in späterer Zeit die großen kirchlichen und politischen Volksversammlungen in Ravensberg, deren wir später zu gedenken haben.

Hierzu gehört auch eine andre Veranstaltung zur Wahrung und Erziehung der Jugend, deren Segen bis

auf diese Tage reicht. Volkenings „Kandidat" hatte, von Bielefelder Leinenhändlern unterstützt, im Not- und Hungerjahre eine Spinnschule errichtet. Nun war ein böser Tag der Jahrmarktstag in Jöllenbeck. Um die Spinnschüler wenigstens dem ausgelassenen Treiben dieses Tages zu entziehen, führte man sie nach einem entfernteren Bauernhofe, wo der Nachmittag in ähnlicher Weise wie die Königsgeburtstagsfeier zugebracht wurde. Daraus ist mit den Jahren das große Kinderfest entstanden, zu dem jetzt Tausende von Kindern auch aus benachbarten Gemeinden sich sammelten und unter Mitwirkung mehrerer Pastoren wie unter Leitung und Beaufsichtigung von Mitgliedern des Jünglings- und Jungfrauenvereins mit gemeinsamen Gesängen und Spielen und mit geistlicher und leiblicher Speise bis zum späten Abend unterhalten wurden.

Und nun kommen wir zu Volkenings Mitwirkung an dem zweiten oben erwähnten Werke, der Begründung des „christlichen Gymnasiums" (offiziell von da an evangelisches Gymnasium) zu Gütersloh, dessen Anfänge schon Seite 64 f. kurz erwähnt sind. Die äußere Geschäftsführung dem darin kundigeren Freunde Huchzermeier vertrauensvoll überlassend, beschränkte Volkening seine Teilnahme darauf, an den Knotenpunkten der weiteren Entwicklung durch Festreden und Erbauungsstunden immer den rechten Ton anzuschlagen und die weitern Kreise für die Sache zu begeistern. Zuerst bei Einführung der ersten Lehrer am 17. Juni 1851 redete Volkening nach einer feinen Predigt des Pastors Ameler als an einem Feste der Innern Mission (Evang. Monatsblatt 1851, S. 277 ff.) über Psalm 20, 6: „Im Namen unsers Gottes werfen wir Panier auf!" und zwar zum Zeichen und Zeugnis 1. dessen, was wir glauben: nämlich an Christum Jesum, und zwar an den Gekreuzigten, der uns verlorne und

verdammte Menschen erlöset hat, erworben und gewonnen — dieser Glaube sei es, der dies Gymnasium recht eigentlich gründe, dieser Glaube sei es, welcher in demselben gelehrt, genährt, gepflegt werden solle — ja sollte je eine Zeit kommen, wo das nicht geschähe, dann wäre besser, die Flamme schlüge in das Haus und verzehrte es; 2. dessen, was wir zu tun haben: nämlich des Herrn Namen bekennen von Herzensgrund mit Worten und mit Werken; 3. dessen, was wir zu fürchten haben: nämlich den Teufel mit seinem Anhang, denn derselbe treibt auch „Innere Mission" und zwar auf grauenvolle Weise; 4. dessen, was wir zu hoffen haben, nämlich den Sieg, den wir, so wir im Glauben bleiben, schon unser nennen können, während wir noch mitten im Kampfe stehen.

Bei der am 26. März 1852 stattfindenden „Grundsteinlegung des Gymnasialgebäudes" beteiligte sich auch Volkening durch die von ihm gehaltene Weihrede. Der König hatte seine Gegenwart huldvollst zugesagt und traf am Nachmittage ein, worauf er direkt vom Bahnhof zu Fuß mit seinem ganzen Gefolge durch die festlich geschmückte Stadt der Baustätte zuschritt. Nach dem Gesange des Eingangsliedes betrat Volkening die aus Erde und Steinen erbaute und mit Laubwerk geschmückte Kanzel. Da ihm unmittelbar vorher nur eine Viertelstunde Zeit für die Festrede auf Anordnung des Königs bewilligt wurde, mußte er seine Gedanken in den knappsten Rahmen fassen. Und das tat er dann in meisterhafter Weise.[1]) Er

[1]) In einer später gefundenen Aufzeichnung Volkenings lesen wir: „Weihrede über 1. Petr. 2, 5: Wie das innere Leben aus Gott äußerlich das Reich Gottes baue zu Halt und Gestalt, wenn und weil es hat: 1. Christum zum Grundstein, 2. Christen zu lebendigen Bausteinen und 3. das Ziel der Vollendung, den Gottestempel der erlösten Welt." Der letzte Teil war offen-

begann die Festrede mit Bezugnahme auf die Wichtigkeit des Gegenstandes und des Umstandes dieser Feier. — Königlich (sagte er) sei dieses Fest, weil der König aller Könige im Himmel und unser König auf Erden zusammenwirkten, um es uns zu schaffen und zu erhöhen. Durch unsres himmlischen Königs gnädige Führung sei uns die Freude geworden, daß unser irdischer König den Grundstein legen wolle zu diesem so bedeutungsvollen Baue, einem Festungsbaue vergleichbar in kriegerischer Zeit; denn Kirchen und Schulen, in denen wie hier das Feldgeschrei ertöne: „Hie Schwert des HErrn und Gideon!" seien Festungen im Lande, höher und fester als Königstein und Ehrenbreitstein. Wie ehren- und klangvoll auch das Feldgeschrei: „Hie Schwert der Preußen und ihrer Friedriche!" für uns sei und bleibe, dennoch werde es vom angezogenen Losungsworte überboten, indem mit demselben die Heeresspitzen gezeichnet würden, die scharf, weil zweischneidig und rastlos zutreffen. Das äußere Schwert müsse oft auf höheres Geheiß in die Scheide gesteckt oder drin gehalten werden, eine größere Heldentat dann als es zu ziehen; aber das Schwert des Geistes dürfe nimmer ruhen, bis alle Feinde überwunden. Zu solcher Festung solle dieser Bau werden, zu solcher Kriegsschule diese Schule und somit ein rechtes Gymnasium, eine wahrhaft hohe Schule. Solle das aber, so müsse es ein solider Bau werden nach Grund- und Bausteinen; Christus müsse der Grundstein sein und Christen die lebendigen

---

bar wegen der bedrängten Zeit nicht weiter ausgeführt von ihm. Deshalb das dritte Wort des Königs einem beiläufig oder schließlich ausgesprochenen Wunsche entnommen. Volkening schrieb nachher davon: „Schade, daß mir an der Baustelle die Zeit so kurz zugemessen war, so daß ich immer an den Schluß denken mußte und nur einen und den andern Gedanken aus dem, was vorher durch meine Seele gezogen war, herausgreifen konnte."

Bausteine, dem HErrn dienend als geistliche Opfer mit Gut und Blut in ernster Opferfähigkeit und Opferfreudigkeit, denn beides mache eben Christen zu Christen, wie es Christum zu dem „Christus" gemacht habe. Zu solchen für das himmlische und irdische Vaterland opferfreudigen Gotteskämpfern sollten nun auch hier Jünglinge, „die Hoffnung der künftigen Zeiten", gebildet und erzogen werden, welches Vorhaben denn Gott segnen wolle, segnen Lehrer und Schüler und alle, alle, welche jetzt wie später so oder anders bauen helfen, segnen wolle vor allen unsern teuren König! Amen.

Auf die drei Teile dieser Festpredigt bezug nehmend tat dann der König die drei Hammerschläge mit den laut und weithin vernehmlich gesprochenen Begleitworten:

Christus der Grundstein!
Christen die Bausteine!
Gott führe den Bau![1])

Dann führte das ganze Gefolge des Königs und die Spitzen der anwesenden Behörden ebenfalls die Hammerschläge, aber schweigend aus, und nach dem von Greve gesprochenen Schlußgebet und Segen ging der Zug unter Begleitung der Fahnenträger, namentlich der Schüler und des Volkes zu Fuß nach dem Bartels'schen Hause, wo der König sich das Kuratorium vorstellen ließ und mehrere Deputationen empfing, „auch zwei meiner Presbyter in bezug auf den Kirchenbau; Antwort befriedigend! Ameler mit den Herfordern für ihren Spinnverein, Ameler herrlich!" (bemerkt Volkening in einem Briefe an Kunsemüller dazu). Schon bei der Vorstellung dankte uns der König für Rede und Gebet. Um 7 Uhr Tafel, wo ich ihm schräg gegenübersaß. Der König war sehr gut gestimmt,

[1]) Nicht „Gott für den Bau!", wie in allen bisherigen Berichten zu lesen ist, sondern nach Volkenings genauer Aufzeichnung „Gott führe den Bau!"

die Unterhaltung lebhaft und ungeniert, wo ich ihm von meinen Posaunenbläsern sagte, was ihn sehr erfreute. Mit Graf v. d. Gröben hatte ich eine liebliche Unterhaltung. nachher auch mit Graf Stolberg und Kleist-Retzow. Dr. Rumpel unterhielt sich viel mit dem Könige. Auf der Straße Gesang und Posaunenschall, Fackelzug und Illumination. Rumpel machte ihn aufmerksam auf das Lied: „Schönster HErr Jesu" — überreichte es ihm und ließ es auf der Straße singen, als der Fackelzug dastand. Der König trat ans Fenster und rief ein über das andre Mal: schön! herrlich! das soll der Domchor einüben. Nach aufgehobener Tafel ging er noch im Saale rund, sprach mit vielen, auch noch lange mit Ameler und sehr lange mit General-Superintendent Gräber. Endlich, da er sehr ermüdet war, entfernte er sich grüßend, und an der Tür überreichte ich ihm auf Graf Stolbergs Veranlassung noch: ‚Zur Erinnerung an diesen schönen Tag für eine stille Stunde!': Sanders Neujahrsbetrachtung, die er noch sehr freundlich annahm. Gott segne ihn! Ja, welch ein lieber, treuer König!" [1])

So konnte Volkening noch abends mit Freude in einem Freundesbriefe schreiben: „Welch einen Tag hat uns der HErr gemacht! Der König ist ravensbergisch mit den Ravensbergern gewesen und die Ravensberger königlich mit dem Könige geworden. Es war nur eine Stimme und Stimmung von Hochgefühl durch und durch befriedigt. Dem HErrn die Ehre, Dank und Ruhm!!"

[1]) Schon 1851, als dem Könige auf der Durchreise nach dem Rhein die Bitte vorgetragen wurde, seine Gunst dem neuen Gymnasium zuzuwenden, hatte er seinen Beifall mit den Worten kund gegeben: „Ihre Anstalt enthält eine schwere Anklage gegen die übrigen Gymnasien, aber eine gerechte, und das kann nicht laut genug ausgesprochen werden. Es ist eine Zeit gewesen, wo die Gymnasien, daß ich so sage, alles Glaubens bar waren; das muß anders werden, das soll anders werden."

Am 6. Juli desselben Jahres hatte Volkening nun auch die Freude, endlich, endlich den Grundstein einer neuen Kirche in Jöllenbeck legen zu können — ja, endlich nach zwölf Jahren bitterbösen Kampfes mit den Widersachern, vergeblichen Mühens, unerhörten Seufzens, endloser Verhandlungen, immer wieder begrabener Hoffnungen wie das Wälzen eines Sisyphus-Steines. Selbst des Königs ernster Wille erwies sich jahrelang machtlos gegen das Widerstreben der Bureaukratie, bis er nach der Rückkehr von Gütersloh den eisernen Befehl zum raschen Bau ausgab. Nun stand Volkening fast am Ziel, und mit welchem Gefühle trat er an den Platz, wo die Kanzel stehen sollte, um die Weihrede zu halten! Nach Jes. 28, 16 predigte er 1. von dem rechten Bau-Grund und 2. von dem rechten Grund-Bau und wies mit aller Macht der Rede, wie sie ihm nur zu Gebote stand, sowohl auf Christum den Gekreuzigten, „den Grund, der unbeweglich steht, wenn Erd und Himmel untergeht", als auch auf die Stürme und Kämpfe, welche die nächste Zeit uns noch bringen könne und in denen nur der bestehen und „nicht fliehen" werde, der da Glauben habe und halte.

An diese Gedanken knüpften in schlagfertiger Weise Volkenings alte Presbyter und zwölfjährige Mitarbeiter bei ihren Hammerschlägen an; der alte Meyer: „Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der da gelegt ist, welcher ist Jesus Christus", der greise Oldenhöner: „Im HErrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke", Dreckmann: „HErr Jesu, lege du selbst recht Grund und fertige du selbst den Bau", Bockschatz: „Der Grund, drauf ich mich gründe, ist Christus und sein Blut, das machet, daß ich finde das ew'ge, wahre Gut". Es war ein Zeugnis, wie Volkening seine Leute geschult hatte, daß sie seinem Gedankengange jederzeit zu folgen vermochten. Hörte man doch oft die Bemerkung, die meisten hervor-

tretenden Christen Ravensbergs redeten Volkenings Sprache.

Um das hier gleich anzufügen, wurde der Bau in $2^1/_2$ Jahren ohne den geringsten Unfall ausgeführt, so daß am 29. November 1854 Kirchweihe gehalten werden konnte. Nach dem Auszuge aus der alten Kirche und dem Einzuge in die neue Kirche vollzog der Generalsuperintendent den Weiheakt. Dann hielt Volkening eine seiner einfachen und doch so tiefergreifenden Kernpredigten über Joh. 10, 22—30 mit dem Thema: „Die laute, die lautere und freie Predigt, daß Jesus der Christ sei, ist die beste Kirchenweihe, weil die beste Herzensweihe." Erwartungsvolle Stille ruhte auf der dichtgedrängten Versammlung, als er anhob: „Nach 15 langen und bangen Jahren sind wir denn nun hier. Der HErr hat Gnade gegeben, gibt sie und wird sie ferner geben (bei diesen Worten brach ein heller Sonnenstrahl durch die regenströmenden Wolken in die Kirche). Mögen die seligmachenden Strahlen seiner Gnade fortan hier in viele arme Sünderherzen fallen, um sie zu erleuchten und zu heiligen zu neuem seligen Leben! Das ist heut wie allezeit das Nötigste. Denn dieser Kirchenbau hat eine doppelte Geschichte, eine äußere und eine innere. Die letztere ist mit eisernem Griffel in die Herzen geschrieben und muß in die Stellung einer tiefen Buße versetzen. O, wie viel ist in Absicht auf diesen Kirchenbau gesündigt! Ich selbst habe oft wohl gefehlt im Eifer um das Haus des HErrn, aber ich habe dafür Vergebung gefunden. Und Vergebung vom HErrn kann ich auch allen denen verkündigen, welche sich bußfertig vor dem HErrn in ihrem Kämmerlein beugen werden. — Bußtränen müßten heute geweint werden — sie wären das beste Weihwasser. In diese Bußstimmung bringt den Menschen aber allein die Predigt des Evan-

geliums, und die ist's, welche eine Kirche recht und wahrhaft weiht" usw.

Das Gymnasialgebäude in Gütersloh war in einem halben Jahre nach jener Grundsteinlegung fertig geworden, und Volkening konnte es am 15. Oktober 1852, dem Geburtstage des Königs, mit weihen helfen. „Die Feier war schön. Morgens 7 Uhr bliesen meine acht Posaunisten vom Turme des neuen Gebäudes, worauf bis 8 Uhr mit der neuen Glocke geläutet wurde. Dann begann der Festzug vom Konfirmandensaale aus, 150 Schüler mit den Lehrern voran, dann das Kuratorium mit den Ehrengästen, den höhern Behörden und Stadtbehörden. In der Nähe des Gymnasiums empfingen uns wieder die Posaunenklänge vom Turme herab, und unten stehen bleibend sagte ich den ersten Vers vor von: ‚Hier stehen wir von nah und fern' ꝛc., der unter Posaunenschall gesungen wurde. Nach der Schlüsselüberreichung ging's hinauf in die schön bekränzte Aula. Erst: ‚Lobe den Herren', dann Anfangsgebet von Pastor Müller, dann rhythmischer Gesang der Schüler, worauf ich die Weihrede hielt über Ps. 128, 5. 6: ‚Der HErr wird dich segnen aus Zion, daß du seheſt das Glück Jerusalems dein Leben lang und seheſt deiner Kinder Kinder. Friede über Israel' mit dem Thema: ‚Der reiche Kirchensegen die beste Schulweihe' oder ausführlicher: ‚Wenn und weil die Mutter Kirche mit ihrem Muttersegen unter dem Verheißungs-Ja und Amen des himmlischen Vaters baute und baut und nun auch weiht, so ist es gebaut und bleibt es geweiht.' I. Der Kirchensegen ist aber ein Vater- und Muttersegen, denn die Kirche erzeugt und gebiert ihn, indem sie 1. den Glauben zum Seligwerden und Seligmachen lehrt, fordert und fördert, 2. die Liebe, die persönliche, weckt und mehrt, 3. Demut und Geduld gibt und so den Segen bewahrt. Darum ist nun aber auch II. dieser Kirchensegen die rechte

Schulweihe, denn er schafft 1. gläubige und so auch zeugende Lehrer und Lernende, gibt 2. Lehrer voll warmer und erbarmender Liebe, 3. betende und in Geduld ausharrende Lehrer. Und das alles die rechte volle Weihe; darum auch hier: ‚Friede über Israel!'

„Daß des Königs Geburtstag, ja der teure König selbst überall mit hineingewebet und gelebet wurde, lag ja dem Tage, der Sache und dem Herzen nach so nahe. Gottes Gnade über alle, auch besonders über Ihn!! Dann wieder Gesang, Rede des Direktors, Aufnahme der neuen Schüler und Schlußgebet. Nun ging der Zug nach der Kirche zur kirchlichen Feier, wo Pastor Feldner die Predigt und Pastor Greve die Einführung und Verpflichtung zweier neuer Lehrer übernahmen. Nachmittags feierten Lehrer und Schüler im Freien zugleich Königsgeburtstag in ihrer Weise."

Alle diese Arbeiten zum Bau des Reiches Gottes gehörten Volkening zu der gegen die volksverderbende Revolution gerichteten Reaktion, welche man besonders seit 1848 unter dem Ausdrucke „Innere Mission" zusammenfaßte. Sie sollte das in der Heimat sein, was die Mission unter den Heiden war, von der sie den Namen entlehnt. Darum sah er als den Kern derselben immer die „innerste Mission" an, ohne den ihm alles soziale und humanistische Vereinswesen leere Schale war.

Neuntes Kapitel.

Volkenings Wirken in die Weite.

Die fünfziger Jahre waren in Volkenings Leben die Jahre angestrengtester Arbeit und unablässigen Wirkens. Das Jahr 1851 begann er mit ernstlichem, dreimaligen Kranken, so daß der Arzt ihn nachdrücklich vor den voraussichtlichen üblen Folgen warnte, wenn er sich zunächst nicht volle Ruhe gönne. Dennoch arbeitete er, sobald er nur einige Erleichterung seines Herzleidens fühlte, in gewohnter Weise die Passionszeit hindurch. Nach Ostern wollte er sich dann, wie er sollte, mehr Ruhe gönnen. Allein die bevorstehende Hochzeit seiner ältesten Tochter, so still und einfach sie begangen wurde, gleich tags danach eine Reise mit einer anderen Tochter, die er in eine Pension in der Nähe von Göttingen brachte, dann nach dem Pfingstfeste die Eröffnung des Gymnasiums in Gütersloh, vereitelten alles Vornehmen. Mitte Sommers wollte er dann Ruhe und Hilfe in Bad Oeynhausen suchen. Aber wie führte er das aus? Sonnabends kehrte er zur Hälfte zu Fuß nach Hause zurück, um am Sonntag seine Gemeinde zu versorgen. Montag ging er wieder hin, hielt dann aber wöchentliche Bibelstunden für die Badegäste oder Missionsfestpredigten in benachbarten Gemeinden; das große Ravensberger Missionsfest wurde natürlich nicht ohne seine Mitwirkung gefeiert. Die Arbeit wörtlich „im Schweiße seines Angesichtes" schien ihm die beste Badekur zu sein.

So ging es in den Herbst hinein; außer andern redete er auf einem Missionsfest zu Rehme, bei der Einweihung des Rettungshauses zu Pollertshof bei Oldendorf, reiste zum Kirchentage nach Elberfeld, wo er eine Abendpredigt in der lutherischen Kirche hielt. Verschiedene Pfarrbesetzungen in ravensbergischen Gemeinden, die Frage wegen der Rückkehr seines Freundes Kunsemüller von Elberfeld in die alte Heimat, die Berufung seines Schwiegersohnes nach Mecklenburg, alles das nahm ihn innerlich und äußerlich in Anspruch.

Nur notgedrungen hielt er sich dann im Winter 1851/52 mehr stille in seiner Gemeinde. Aber sowie der Frühling ins Land kam, ging das Reisen wieder an und zwar mit solcher Eile, daß er immer Sonntags wieder in der Gemeinde zu sein suchte und einzelne Wochentage zu Krankenbesuchen verwenden konnte. Daneben drängte es ihn, endlich den Neubau seiner Kirche begonnen zu sehen, den die Regierung zu Minden noch immer durch weitschweifige schriftliche Verhandlungen verzögerte.

Im Hinblick auf das Letztere war es ihm denn eine willkommene Veranlassung, wieder direkt an den König zu kommen, als die Bielefelder Kaufmannschaft ihn ersuchte, an einer Deputation teilzunehmen, welche dem Könige die Notlage der Weber und Spinner ans Herz legen sollte. Am 9. März 1852 reiste er trotz Passionszeit und Konfirmandenunterrichts und vieler Kranken, deren Versorgung ihm doch so sehr am Herzen lag, nach Berlin ab. „Meine Deputationsgeschäfte (schrieb er) und einiges andere gingen gut von statten. Ich war bei 4 Ministern, 1 Oberpräsidenten, 1 Präsidenten und 8 Geheimen und Oberregierungsräten, dazu noch beim Könige und dessen Tafel. Siehe, so hat der Herr Bahn gemacht bis zur allerhöchsten Stelle. Er gebe zu allem seinen Segen! v. Raumer und v. Mühler waren sehr lieb,

letzterer hat mir sehr gefallen, er ging auf alles ernstlich ein wegen der Pfarrstellenbesetzungen. Zum Könige kam ich durch Verwendung des Herrn v. Massow, bei dem mein Sohn Hauslehrer ist. Ich sollte am Donnerstag um 1 Uhr Audienz haben; da aber der König in der Stunde hatte gern ins Freie wollen, wurde ich zu 3 Uhr zur Tafel befohlen. Da habe ich denn freilich nicht so alles anbringen können, als wenn ich im Kabinett mit ihm allein gewesen wäre, doch trat ich mit ihm nach aufgehobener Tafel an ein Fenster und trug mein Anliegen vor in bezug auf eine Unterstützung für meine Gemeinde zum Kirchenbau, die auch so halb zugesagt wurde. Dann knüpfte ich daran die Not der hiesigen Weber und Spinner, wobei auch gut zugesagt wurde, wie auch die Minister getan hatten. Darauf erzählte ich ihm von dem frischen und fröhlichen Leben und Gedeihen unsres Gymnasiums, worüber er sich freute und sich's ans Herz gelegt sein ließ. Gern hätte ich noch über die kirchliche Frage gesprochen, aber die Umstände erlaubten es da nicht. Auch der lieben Königin wurde ich vorgestellt; eine liebe, liebe Frau in ihrem ganzen Wesen! So fuhr ich im ganzen befriedigt zurück von Charlottenburg nach Berlin. Auch Herr v. Uechtritz, Präsident des Oberkirchenrats, war bei der königlichen Tafel und redete mich vorher von selbst an. Er lud mich ein, am andern Tage in die zweite Kammer zu kommen, wo wir noch mehr „plaudern" könnten. Das tat ich denn, und wir saßen da lange Zeit im Vorzimmer beisammen, wo ich ihm besonders über die zweckmäßige Besetzung der Stellen manches sagte. . . Er meinte, die Konsistorien hätten es nicht gern, wenn man ihnen so oft dazwischenführe. Dann kam ich durch ihn in die Kammer selbst und habe da auch mal einen Blick in das Treiben getan. Das war am Freitage; abends 7 Uhr fuhr ich dann mit

meiner Frau per Post in einer kalten Nacht nach Mecklenburg, zuletzt 4 Meilen bei Schnee und Regen im offnen Wagen!! Doch kamen wir glücklich Sonnabend abends 5 Uhr in Schwinkendorf zu großer Überraschung meiner Kinder an. Am Sonntage mußte ich notgedrungen die Predigt übernehmen, und Montag früh reiste ich von da wieder ab." —

Am 17. März langte er so zu Hause wieder an. Am 27. März hatte er dann bei der Grundsteinlegung des Gymnasiums zu reden (s. oben). Nach der Osterarbeit folgte nur eine kurze Ruhepause und bald begannen wieder die Reisen zu Missionsfesten und Konferenzen. Die letzteren waren ihm sehr schwer; da jetzt die konfessionelle Frage auf der Tagesordnung in Preußen stand im Zusammenhange mit der verfassungsmäßig ausgesprochenen Trennung von Kirche und Staat, so sah Volkening sich auf ein Gebiet geführt, auf dem er sich nicht heimisch fühlte, das kirchenpolitische. Bei der Stellung, die er aber einmal in seinem Kreise einnahm, konnte er sich den Verhandlungen darüber nicht entziehen, so unerquicklich sie ihm auch waren.

Die Missionsfestreisen während des Sommers waren auch nicht immer leicht für ihn, wie die im Juni nach Höxter, welche er in einem Briefe an Kunsemüller beschreibt: „So eben müde und halbkrank von Höxter zurückgekehrt, eile ich, dich auf Dienstag, 6 Juli, nachmittags 3 Uhr, zur Grundsteinlegung unsrer Kirche dringend einzuladen (s. oben S. 198). Du darfst nicht gut fehlen, zumal wir dann ja eine Spezialkonferenz damit verbinden könnten und wollten. . . Es muß ein christliches Volksfest werden, und es ist eine Gelegenheit, das Volk von neuem zu fassen, damit man es zur Zeit habe und halte. Fehle deshalb doch nicht! — Die Reise nach Höxter ist zwar hoffentlich für die Reichssache eine gesegnete gewesen, für

mich aber (wie vorher auch die nach Gohfeld und nach Versmold) eine beschwerliche, teils durch meine Schuld und meine Eile, wozu ich durch die schwere Krankheit meines Kantors veranlaßt wurde. Schon am Sonntag gegen Abend ging ich nach Bielefeld, schlief wenig und am Montag von 5 Uhr morgens bis 7 Uhr abends mit zwei Damen auf der Achse die Reise nach Höxter. Andern Tags dann gleich nach meiner Predigt zur Weser, wo ich aber in der Eile das unrechte Dampfboot traf, welches zu Berg ging, wurde aber von dem Kapitän freundlicherweise bald wieder an Land gesetzt, so daß ich noch eben mit dem andern nach Hameln zu Tal fahren konnte. Am heutigen Morgen 4 Uhr per Dampfboot weiter, ließ mich $^1/_2$8 Uhr bei Rehme aussetzen, lief bis zum Bahnhofe Oeynhausen, daß ich keuchte, und kam zwar zugleich mit dem Zuge an, erhielt aber keine Karte mehr, und so fuhr er davon, und ich mußte bleiben bis 1 Uhr. Das verstimmte mich etwas, zumal ich glühheiß war. Nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, ging ich einsam unter der kranken Welt da umher, bis ich Dr. Sartorius von Königsberg fand, bei dem ich dann eine halbe Stunde zubrachte. Um 1 Uhr fuhr ich so nach Herford und ging von da zu Fuß nach Jöllenbeck, wo ich mich nun wieder erholt habe, so weit, Dir diese Zeilen in der Eile und mit bebender Hand zu schreiben. Hoffentlich hat meine Anstrengung keine schlimmen Folgen, so daß wir uns am Dienstage oder schon am Montag fröhlich wiedersehen. Dem Herrn sei denn alles befohlen! Bitte Ihn um besonderen Segen!"

So ging es bis in den Herbst hinein im Wechsel von Missionsfesten und Konferenzen, Ende August in Löhne, 1. September Synode in Bielefeld, am 7. und 8. in das Lippische, am 9. nach Gütersloh, am 13. dann zum Kirchentage in Bremen und am 26. nach Wehdem,

wohin sein Freund Kunsemüller von Elberfeld versetzt war.

Unter allen diesen Arbeiten hatte ihn ein Gedanke besonders lebhaft beschäftigt: die Weckung und Förderung des christlichen Lebens durch eine erfrischende Neubelebung des Gesangslebens im Volke. So reifte in dieser Zeit der Plan zu der so wunderbar gesegneten und so überraschend schnell und weit verbreiteten — „Kleinen Missionsharfe".

Volkening war ebensowenig eigentlicher Musiker wie Dichter. Zu letzterem hätte er ebensowohl die nötige, lebhafte Phantasie wie die Formgewandtheit gehabt, aber es fehlte ihm die Ruhe und Muße zur Gestaltung, zumal ihm alles mehr als Spielerei erschien, was nicht im engbegrenzten Interesse der „großen Reichssache" des Christentums einen direkten praktischen Nutzen abwarf. So besaß er auch für Musik ein natürliches Gefühl, das ihn, der den geistlichen Gesang von Jugend auf geliebt und gepflegt, je länger, je mehr zu der klaren Erkenntnis führte, welch einen mächtigen Einfluß die Musik und speziell der Gesang auf das innere Leben des Menschen ausübe. Die Erkenntnis dieser Macht der Musik finden wir seit Jubals Zeit in allen Völkern, den rohesten wie den zivilisiertesten, und man hat sie auch nirgends unbenutzt gelassen, sei es im guten, sei es im bösen Sinne, mit dem Bestreben, das Gemütsleben zu sänftigen und die Sitten zu mildern, oder mit der Absicht, die Leidenschaften zu erregen und die Gemüter zu verrohen, wie sie bis auf diesen Tag ebensowohl zu religiösen, wie zu weltlichen Zwecken benutzt wird. Der griechische Philosoph Plato wollte der Musik bei der Erziehung das Hauptgeschäft übertragen wissen, „weil Zeitmaß und Wohlklang vorzüglich in das Innere der Seele eindringen und sich ihm auf das Kräftigste einprägen, indem sie bei

richtiger Leitung die gute, die edle Bildung des Menschen bewirken", unterläßt aber auch nicht die „schädlichsten Einflüsse auf den einzelnen wie auf das Leben der Gemeinde" in Aussicht zu stellen als unausbleibliche Folge falscher Leitung. „Wirst du die süßliche Muse aufnehmen, so werden dir Lust und Unlust im Staate das Regiment führen statt des Gesetzes." Bekannt ist Luthers ausbündiger Ruhm der Musik als „einer halben Disziplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmütiger, sittsamer und vernünftiger macht", „als die einzige Sache (Kunst), die nächst dem Worte Gottes billig gerühmt werden soll als eine Gebieterin und Meisterin der menschlichen Leidenschaften, von welchen doch die Menschen selbst, gleich als von ihrem Herrn, regiert und mit Gewalt dahingerissen werden", „als Werkzeug des Heiligen Geistes, indem er durch die Heilige Schrift bezeugt, daß seine Gaben durch dasselbe über die Propheten komme", als „dadurch der Satan werde ausgetrieben, das ist: der Antreiber zu allen Lastern" u. s. m. Natürlich konnte Luther nur die religiöse, ernste und doch fröhliche Musik meinen, nicht die lustige Musik unsrer Zeit, welche damals noch gar nicht ausgebildet war oder doch nicht in Betracht kam. In richtiger Folge dessen kann der Geschichtsschreiber der deutschen Reformation, L. Ranke, behaupten: „Das Wort des Kirchenliedes allein hätte (bei dem Werk der Reformation) nicht vermocht, die Stimmung der Seele in ihrer ganzen Fülle auszudrücken, oder das Gemeingefühl zu entbinden, festzuhalten; durch die Melodie erst geschah das." Diese Vermählung des Wortes mit dem Ton, diese Verklärung des Wortes durch den Ton, die machte das evangelische Kirchenlied zu einer dem Feinde so furchtbaren Waffe, mit der er zu Boden geschlagen und der Sieg der reinen Lehre erkämpft werden konnte. Der Gesang ist nicht

bloß das Sonntagskleid des Gemütslebens, worin es den festlichen Ausdruck seiner Höhenpunkte sucht und findet, „das Feiern des Gemüts", es ist mehr, es ist der dem Gemütsleben entstrahlende Sonnenschein, der erwärmend und belebend auf andre wirkt, sie mit hinzureißen, zu erheben und mit sich zusammenzuschließen vermag. Daher der gemeinsame Gesang von so erhebender Wechselwirkung begleitet ist, darum die Mahnung: „Lehret und vermahnet euch selbst (untereinander) mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen, lieblichen Liedern und singet dem Herrn in euren Herzen" (Eph. 5, 19; Kol. 3, 16).

Wie nun die älteste Kirche nach dem Vorbilde der alttestamentlichen Psalmen liebliche Lieder zum Preise Christi aus ihrem Glaubensleben herausgeboren und großgezogen — wie das Reformationswerk Luthers auf den Schwingen der mächtigen Glaubens- und Lehr- und Bekenntnislieder in die Weite getragen — wie die Kreuz- und Trostlieder Paul Gerhardts u. a. in den schweren Heimsuchungen des 30jährigen Krieges die Christenherzen erquickt und gestärkt zu Glauben und Geduld — wie die Brüdergemeinde und der Pietismus mit seinen innigen Jesusliedern die Herzen erwärmt in den Zeiten kirchlicher Erstarrung — wie selbst der Unglaube sich mit Erfolg zur Verbreitung seines Weltsinnes ebenso leichtsinniger als gefälliger Lieder bedient — wie die Vaterlandslieder E. M. Arndts, Körners, Schenkendorfs zum Befreiungskampfe begeistert und den Mut gehoben zu sittlicher Tatkraft — so erwachte auch beim neuen Glaubensfrühling im Anfange des 19. Jahrhunderts das Glaubenslied der Frühlingskinder.

Nach E. M. Arndts Vorgange, der nicht bloß die alten Glaubenslieder hervorgezogen wissen wollte, sondern auch neue, aus dem Geist geborene Lieder begehrte, hatte auch Volkening schon 1836 in einer „Auswahl geistlicher

Lieder oder alte und neue Stimmen aus Zion" größtenteils Lieder neuerer Zeit herausgegeben und in seinen Bibelstunden viel singen lassen. Die späteren Auflagen, obgleich darin auch wieder die älteren Kirchenlieder mehr berücksichtigt waren, fanden aber fast nur nach Amerika ihren Weg, da in der evangelischen Kirche Deutschlands inzwischen besser gesichtete und geordnete Sammlungen erschienen waren. Später — im Jahre 1859 — gab er noch eine zweite Sammlung geistlicher Lieder heraus unter dem Titel: „Auswahl tausend geistreicher Lieder für Kirche, Haus und Kämmerlein als Tausend „Starke" am Thronstuhl des Herrn" (Hoheslied Sal. Kap. 3, V. 7 u. 8).

Volkening hatte aber längst gefühlt, daß der alte, schleppende Choralgesang in den Kirchen damaliger Zeit (den Luther schon als „Lören und Tönen" an den Papisten gebrandmarkt hatte) dem feiernden und begeisterten Christenherzen nicht genügte. Er hatte darum die bewegteren, pietistischen Melodien von jeher in den außerkirchlichen Versammlungen bevorzugt und als Anhang seiner „Auswahl" beidrucken lassen. Liegt doch das Geheimnis der Kraft und Schönheit der Musik vor allem in dem Gesetze des Ebenmaßes, im Gesetze des Rhythmus, dem „schönen Wechselspiele von Ruhe und Bewegung", wie schon Shakespeare einmal sagt: „Die süße Musik, wie sauer wird sie, wenn das Maß zerbrochen und das Ebenmaß vernichtet wird." Als ich nun 1844 in sein Haus kam und bald die Singstunden für die Jünglinge und Jungfrauen im Saale übernahm und da die alten Melodien in ihrem ursprünglichen Rhythmus einübte, da fiel Volkening dem begeistert zu, obwohl auch er mit mir anerkannte, daß eine Einführung in den kirchlichen Gottesdienst nicht möglich sei, ohne daß zuvor zwei Bedingungen erfüllt wären: 1. eine Vorschule dafür in besonderen Singstunden für die ganze Gemeinde und

2. eine dazu in ihrer Gesamtheit willige und geistlich lebendige Gemeinde. Diese Bedingungen fanden sich aber selbst in Gemeinden, wie Gütersloh und Jöllenbeck geworden waren, keineswegs. Allein eine solche Gemeinde hatten sich Volkening und seine Freunde allmählich eklektisch auf den Missionsfesten herangebildet, welche immer mehr den Charakter von Volksfesten bekommen hatten. Jedoch fehlte immer noch die erste Bedingung, ohne welche der altbekannte, schleppende Choral, an den man sich einmal gewöhnt, nicht in den rhythmisch bewegten so schnell umzubilden war.

Da legte nun das Bekanntwerden älterer, geistlicher Volkslieder in jener Zeit es nahe, diese denen darzubieten, welche die Missionsfeste besuchten, um sie auf dem Wege zu den Festen und möglichst bald auch an den Festen selbst zu singen. So entschloß sich Volkening, dem kleinen Textbuch mit Missionsfestliedern eine Anzahl solcher geistlicher Volkslieder beizugeben.

Begeistert machte er sich an die Arbeit, und dann hieß alles bei ihm: „Rasch! — das Eisen schmieden, solange es warm ist." Zu Weihnachten sollte das Büchlein schon gedruckt und zur Verteilung bereit sein. Da er mich damals als musikalischen Beistand nicht so schnell mehr bei der Hand hatte, wandte er sich an seinen alten musikverständigen Organisten Eickhoff in Gütersloh und bat ihn um Korrektur des musikalischen Teils und um Hinzufügung einiger anderer Lieder. Der alte Freund schrieb ihm aber: diese Notenzusammenstellung habe ihm Kopfschmerzen gemacht, daran zu korrigieren sei ihm unmöglich; andere Lieder aber fände er ja reichlich in den von ihm (Volkening) früher herausgegebenen Sammlungen.

So ängstlich nachgiebig Volkening nun immer war, sobald er den geringsten Wink Gottes in irgend einem

Hindernisse zu sehen glaubte, seine Pläne auszuführen, so unbeugsam und für alle verstandesmäßige Einrede unzugänglich war er, wenn er überzeugt war, daß sein Vorhaben, das Reich Gottes zu fördern, ja nur etlichen Seelen zum Heil gereichen könnte. Unbekümmert um die Unvollkommenheit der inkorrekten Arbeit ließ er das Heft drucken, so wie es war. Das war die erste Auflage, die in wenigen Wochen mit ihren 2000 Exemplaren vergriffen war. An dem Anklange, den das „Büchlein" trotz seiner Unvollkommenheit fand, war nicht bloß zu sehen, welch einem „Bedürfnis es entgegenkam", sondern ebensosehr, welch eine maßgebende Persönlichkeit dahinter stand, und welch einen praktischen Griff Volkening besaß, wenn er eine Sache anfaßte. Bei den folgenden Auflagen nahm er denn meine „hilfreiche Hand" wenigstens in musikalischer Hinsicht in Anspruch. Sehr charakteristisch ist aber, wie er sich darüber näher ausspricht in einem Briefe, nachdem er mir seinen mißglückten Versuch mit Eickhoff mitgeteilt. Außer nicht interessierenden Einzelheiten schreibt er: „Es soll natürlich nur einstimmiger Satz bleiben. Der erste zweistimmige war nur so mehr zufällig entstanden. (Später ging der fast allgemeine Wunsch doch auf Zweistimmigkeit.) Auf meinen sogenannten Veränderungen (der Originale) bestehe ich eben nicht steif, doch lasse ich auch nicht alles fahren, da ich beim Singen auch ein Stück meiner Freude daran haben will. . . Nun sieh es an und hofmeistere, aber säuberlich, daß es mir nach dem Herzen bleibt, den Kopf beugte ich wohl. Hast du noch anderweitig etwas, so leg es zur Prüfung bei, hier sind, wenn auch keine Meister, doch Gesellen. Übrigens müssen die Hohen der Erde nicht denken, daß ihre Kinder allein schön wären, wenigstens lieben die geringen Leute ihre Kinder auch, kämmen und waschen sie deshalb auf ihre Weise auch

bestens und haben dann ihre Freude dran. Und solche Kinder werden doch oft recht zum Segen gesetzt. . . . Meine Harfe wird ihre Stelle ausfüllen und ihrer Zeit dienen, wie mein größeres Liederbuch; wenn die Zeit vorbei ist, dann mag sie verstummen. In der Ewigkeit wird eine „durch und durch" verbesserte Auflage erscheinen, tausendstimmig. HErr, laß mich und die Meinen unterm Haufen sein!!!" Später: „Deine kritischen Bemerkungen mögen ja teils richtig sein, teils wenigstens gut gemeint. Dabei hat es denn auch sein Bewenden. Daß ich nichts Gründlicheres in der Welt, namentlich jetzt, wo es mehr darauf ankommt, leisten kann, beugt mich unter anderm tief, läßt sich aber jetzt nicht mehr nachholen, muß deshalb im Kleineren möglichst ersetzt werden, was der treue, herablassende Gott ja auch mitunter zur Ermunterung wunderbar gelingen läßt. So auch bei diesem „unscheinbaren" Büchlein. Daß du dich aber dennoch dazu bekennen willst (durch Herausgabe des vierstimmigen „geistlichen Volkslieds"), hat mich erfreut."

Das war die „Kleine Missionsharfe", die in den nächsten 30 Jahren in mehr als einer halben Million Exemplaren verbreitet worden ist, und von der der Herausgeber noch in seinen 70er Jahren nach seiner Emeritierung jährlich wohl 20000 eigenhändig verpackte und die Sendungen mit kleinen Briefchen an die Verbreiter begleitete.

Weniger Freude hatte Volkening an einer anderen Sache, der er sich aber bei seiner Stellung nicht entziehen konnte, das war die konfessionelle Frage, die nach dem Jahre 1848 in der preußischen Landeskirche zu einer brennenden geworden war. Das neu erwachte Glaubensleben verlor seine Jungfräulichkeit, als es sich nicht mehr bloß um einen Kampf zwischen Glauben und Unglauben, für oder wider Christum, den Gekreuzigten, handelte,

sondern auch um einen kirchenpolitischen Kampf zwischen rechtsgültigem Bekenntnis und bekenntnisloser Lehrfreiheit. Der kirchlichen Entwicklung gemäß konnte derselbe nicht ausbleiben, er war eine geschichtliche Notwendigkeit, wie die Geschichte der Kirche von ihren ersten Anfängen an beweist.

Als Friedrich Wilhelm III. im Anfange seiner Regierung noch dem gemeinen Rationalismus huldigte, hob er das nicht bloß gutgemeinte, sondern auf sicherem Rechtsboden begründete „Wöllner'sche Edikt" auf. Als er aber durch die Trübsal „der französischen Zeit" zu christlicher Erkenntnis gekommen war, suchte er der Kirche durch eine andere Maßregel aufzuhelfen. Das war die Union von 1817 (einschließlich einer neuen Agende). Sie war nicht minder gut gemeint, aber sie ermangelte alles rechtlichen Grundes, sie war eine Tat souveräner Willkür. Beides ist leicht zu beweisen, aber hier nicht auszuführen. Es erhoben sich aber dagegen in immer weiteren Kreisen, sowohl auf Seiten der Gläubigen wie der Ungläubigen, große Bedenken, welche nach 1830 so mächtig wurden, daß der König sich genötigt sah, die seit 200 Jahren durch alle nur möglichen Maßregeln vorbereitete, bekenntnislose Union fallen zu lassen, und sie in einer Kabinettsordre von 1834 dahin näher bestimmte, daß sie nur als Ausdruck „des Geistes der Milde und Mäßigung" aufzufassen sei. Diese Union sollte nicht den Übergang der einen Konfession zur anderen und noch viel weniger die Bildung eines neuen dritten Bekenntnisses herbeiführen." So auch „nach wiederholten Äußerungen des Königs" gegen den Kronprinzen.[1]) Trotzdem wurde nach allerlei

[1]) Schon 1822 hatte Friedrich Wilhelm III. dies als das Richtige erkannt und in einem Briefe an einen schlesischen Pastor ausgesprochen.

Bemühungen, den Bekenntnisstand in der Landeskirche zu verwischen, sogar auf einer „Generalsynode" zu Berlin 1846 unter der Führung von Nitzsch und Julius Müller der Versuch gemacht, ein neues Bekenntnis (in Gestalt eines Ordinationsformulars) für die preußische Landeskirche herzustellen selbst unter pietätslosem Angriffe auf das „apostolische Glaubensbekenntnis" der gesamten Christenheit. Aus einer „Regimentsunion" sollte also wirklich eine „Lehrunion" gemacht werden. Gegenüber dem lauten Beifall, der sich darob im Lager der Ungläubigen (Lichtfreunde) erhob, erschienen nun von Seiten der Gläubigen, der reformierten sowohl als der lutherischen, tapfere Streitschriften und Proteste, die doch so viel bewirkten, daß man einstweilen den Versuch mit Schweigen begrub.

Da kam das Jahr 1848. Die neuen staatlichen Verhältnisse, die Bestimmung der Verfassung über Trennung von Kirche und Staat, die veränderte Stellung des Königs zum Ministerium, die Ernennung eines Oberkirchenrates als einer vom Ministerium unabhängigen(?) kirchlichen Behörde schien die völlige Selbständigkeit und staatliche Unabhängigkeit der Landeskirche notwendig herbeizuführen.

Eine solche Selbständigkeit — das fühlten selbst die Gegner der noch immer rechtlich gültigen Bekenntnisse — war für eine in Parteien und Häresien zerrissene Kirche kein Heil, ja keine Möglichkeit. Man sollte und wollte die Landeskirche auf ihre eignen Füße stellen, ohne ihr einen festen Boden zu geben. Diesen Boden hatte man unterhöhlt und wankend gemacht. Unverwehrt predigte jeder Pastor, was er wollte, ob wenig, ob gar nichts von den „reformatorischen Bekenntnissen" — einerlei! Die kirchlichen Versammlungen wären schließlich nichts als ein Kampfplatz für und wider die Grundtatsachen

und Heilswahrheiten des Christentums geworden. Und „so ihr euch untereinander beißet und fresset, so sehet zu, daß ihr nicht untereinander verzehret werdet.“ Die Gläubigen wären allmählich aus der Landeskirche herausgedrängt in andere Gemeinschaften. In den Stürmen und Stromschnellen des Zeitgeistes hätten sich nur die kirchlichen Abenteurer wohlgefühlt, jeder andere mußte einen Anker zum Halt suchen für sein persönliches Glaubensleben wie für sein kirchliches Gemeinschaftsleben, wie früher die Brüdergemeinde, wie jetzt die separierten Lutheraner getan. Geschehen mußte aber doch etwas; aber was?

Nach dem demokratischen Zuge der Zeit fing man von unten an und gab eine Gemeindeordnung. Zwar wurde ein Oberkirchenrat als oberste kirchliche Behörde „unmittelbar unter dem Könige“ eingesetzt; allein es war derselbe im Grunde nichts als die bisherige „kirchliche Abteilung im Ministerium“ und in wesentlichen Dingen noch von diesem Ministerium abhängig. Was aber das Bedenklichste war: der Gemeindekirchenrat ging aus den Kopfzahlwahlen aller nicht notorisch gebrandmarkten männlichen Gemeindeglieder über 24 Jahre hervor, und in beiden Kollegien kam das Bekenntnis nicht zu seinem Rechte. Vor Jahr und Tag hatte man ausdrücklich anerkannt, „die evangelische Landeskirche bestehe aus lutherischen, reformierten und unierten Gemeinden“, und „jede Gemeinde behalte ihren alten Bekenntnisstand“, aber man ließ sich nicht herbei, sie aufzuzählen und jeden Pastor zu fragen, an welcher von den drei Gemeinden er angestellt sein wolle, geschweige auf sein angegebenes Bekenntnis ihn zu verpflichten. Von allen Gemeinden hieß es: „sie stehen auf der Lehre der Heiligen Schrift, wie sie in den ökumenischen und reformatorischen Symbolen bezeugt ist“; sollte nun jeder Pastor

auf alle Bekenntnisse zu gleicher Zeit und in gleichem Maße verpflichtet sein, die lutherischen und reformierten zugleich?! Nach der Kabinettsordre von 1834 war die Landeskirche keine unierte Kirche, sondern eine kirchenregimentliche, friedliche Konföderation der beiden (lutherischen und reformierten) Kirchen mit ausdrücklichem Ausschluß eines „dritten Bekenntnisses". Trotzdem verfuhr man in allen Beziehungen so, als wäre dieses unbekannte oder unbestimmte Dritte die eigentliche Landeskirche, in welcher lutherische und reformierte Gemeinden nur geduldet würden. „Die Union", so schrieb man, „ringt jetzt sichtlich nach tieferem Verständnis!"

Allein es rangen auch die Bekenntnistreuen unter der Losung: „schiedlich — friedlich!" In „lutherischen Provinzialvereinen" taten sie sich zusammen und protestierten immer lauter gegen die bisher geübte Rechtsverdunkelung und Rechtsverweigerung. Sie forderten nicht mehr, aber auch nicht weniger als die Erfüllung der oft gegebenen, aber bisher nie gehaltenen Verheißungen: „den Schutz und die Pflege des kirchlichen Bekenntnisses in jeder einzelnen Gemeinde" innerhalb der evangelischen Landeskirche. Um dies möglich zu machen, mußte im Kirchenregimente eine konfessionelle Sonderung vorgenommen werden. Dazu drängte auch die Gefahr der immer mehr um sich greifenden lutherischen Separation, welche die Landeskirche zu zerbröckeln drohte, einerseits, und der Gerechtigkeitssinn des Königs andererseits. Nach Maßgabe der „wahren Grundsätze der Union", wie sie die Kabinettsordre von 1834 ausgesprochen, gab der König 1852 eine Kabinettsordre, nach welcher der Oberkirchenrat und die Konsistorien sich ausgesprochen in lutherische, reformierte und unierte Mitglieder teilen sollten (mit itio in partes bei den Vorfragen). Folgerichtig hätten danach nun alle Gemeinden und Geistlichen

der Landeskirche offen gesondert benannt werden müssen, wenn jene Ordnung nicht völlig in der Luft schweben sollte. Dazu konnte man sich nicht verstehen, denn einer lutherischen und einer reformierten Kirche innerhalb der Union wieder zu rechtlichem Bestand verhelfen wollte man eben nicht. Man wäre damit in die Lage, wie sie während des 18. Jahrhunderts war, zurückversetzt. Dagegen sträubten sich aber die Anhänger der bekenntnislosen Union von 1817, die freiwissenschaftlichen Professoren und die kirchlich wie politisch liberalen, reformiert-unierten Rheinländer. Befriedigt war also eigentlich niemand. Da wurde durch eine Kabinettsordre 1853 die von 1852 als „mißverstanden" so erklärt, daß sie im Grunde aufgehoben wurde. Der lutherisch gesinnte Dr. Stahl, die Seele des Oberkirchenrats, sah sich bald gedrängt, sein Amt niederzulegen.[1]) So blieb alles beim alten, d. h. bei der bisherigen — trüben Mischung von Ja und Nein, von Recht und Unrecht.

Die Union fuhr also fort, „nach tieferem Verständnis ihres Wesens zu ringen." Die Bekenntnistreuen beharrten auf ihrem Rechte und — harreten unter der Losung: „Recht muß doch Recht bleiben, und dem werden alle frommen Herzen zufallen." Dagegen machten die begeisterten Anhänger der absorptiven oder alles verschmelzenden Union die größten Anstrengungen, ihr zu definitiver Gestaltung zu verhelfen. Ihr bester und ehrlichster Sprecher, Dr. J. Müller, verließ seinen Standpunkt von 1846 als einen überwundenen und legte in einer ausführlichen Schrift dar: „Die Union ist nichts anderes

[1]) Die Rechtfertigung dieses Schrittes legte Dr. Stahl in einer dem Könige eingereichten Denkschrift dar, welche gleichzeitig eine vernichtende Kritik der preußischen Kirchenpolitik enthält. (Abgedruckt in der Evangelischen Kirchenzeitung von Hengstenberg 1868, S. 457 ff.)

und kann nichts anderes sein als die Vereinigung dieser geschichtlich bestimmten lutherischen und dieser ebenso bestimmten reformierten Kirche zu einer Kirchengemeinschaft." Man suchte also den Konsensus, aber man fand ihn erklärlicherweise nicht. Den meisten war auch das zu viel, so daß Dr. J. Müller schon ahnend aussprach: „Es mag leicht eine Zeit kommen, wo die Union noch viel mehr Not haben wird, sich ihrer Freunde zu erwehren als jetzt ihrer Feinde." Und sie ist gekommen in dem „Protestantenvereine". Denn das Kirchenregiment, in das man keinen Vertreter des Bekenntnisses kommen ließ, begnügte sich damit, die Landeskirche nur notdürftig zusammenzuhalten und sonst alles gehen zu lassen, wie es eben gehen wollte. Hätte es den geschichtlich überkommenen und verbrieften Bekenntnisstand auch tatsächlich gewahrt, so hätte es die Gemeinden vor Irrlehrern schützen können. Nun aber kämpfte es mit gebrochenem Schwerte gegen die offnen Feinde des Evangeliums, die sich mit dem Schilde der Union gegen Amtsentsetzung schützten.

Wir fragen nun: welche Stellung nahm Volkening in diesen Unionswirren ein? Welches war sein kirchlicher Standpunkt?

Es ist einmal von ihm gesagt: „Volkening war Pietist — folglich habe sein Wirken nicht zur Geltendmachung des lutherischen Bekenntnisses in Ravensberg beigetragen." Das ist vorab schon ein ganz falscher Schluß. Denn mit „Pietismus" wird gerade so vielerlei bezeichnet, wie mit dem vielmißbrauchten Namen „Orthodoxie". Der Pietismus Speners und Franckes war konfessioneller als der Konfessionalismus vieler „Lutheraner" heutzutage. Beide forderten entschieden die Verpflichtung der Geistlichen auf die Symbole der lutherischen Kirche, im heutigen lutherischen Sachsen geschieht das nicht. Der

ursprüngliche und echte Pietismus war nichts andres als „lebendiges Christentum“ innerhalb einer stagnierenden Kirchlichkeit. Diesen Pietismus hat es schon vor dem Pietismus gegeben, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. (Nach J. Arnd, besonders H. Müller, Scriver, Dannhauer, Quistorp u. a., die nicht weniger verketzert waren als Spener und Francke.) Er hat kein Dogma der lutherischen Kirche angegriffen, sondern nur das praktische christliche Leben betont gegenüber dem Sichbegnügen mit dem Festhalten der reinen Lehre.

Ja, Volkening war ein Pietist, wie man es damals nannte, aber wie man auch Luther einen Pietisten hat nennen können (Engelhardt). Ein Mann wie Volkening hatte einen zu deutschen Sinn und ein zu geisterleuchtetes Auge, als daß er nicht Luther als den rechten von Gott gesandten Reformator der Kirche hätte erkennen sollen. Brüderlich hat er in der Zeit des herrschenden Rationalismus mit den Wuppertalern, den Tecklenburgern und Lippern verkehrt, aber nie hat er eine Sympathie für das reformierte Kirchenwesen und die reformierte Lehre gehabt. In Gütersloh hat er ausdrücklich 1830 gegenüber der Union der dortigen lutherischen Gemeinde ihren Charakter gewahrt, wie damals alle gläubigen Pastoren und Gemeindeglieder in Minden-Ravensberg eifersüchtig auf ihr lutherisches Bekenntnis hielten.

Schon 1836 schreibt er mit Bezug auf die von ihm herausgegebene Liedersammlung: „Ein besonderes Augenmerk habe ich auf unsere lutherische Kirchenlehre gerichtet usw.“ Und 1843 klagt er über den in eine lutherische Gemeinde geschobenen reformierten P. v. C.: „Mir ist bange, er bringt ein Element in den Kreis, das nicht bindet, sondern löset. Er gestand auf der Konferenz z. B. den Symbolischen Büchern nur historischen Wert zu usw.“ Als man Volkening in jenen Jahren in den

lutherischen Gemeinden zu Lennep und später zu Elberfeld wählen wollte, schrieb er beide Male: „Lieber nach Osten als nach Westen!"

In den vierziger Jahren fing Volkening an, in seinen Predigten das lutherische Bekenntnis immer schärfer zu betonen, namentlich die Sakramentslehre. Er begründete das damit, daß diese Lehre allein der gläubigen Seele den festen Glaubensgrund, die selige Glaubensgewißheit und somit den besten Trost im Leben und im Sterben biete. Nur dies hatte er dabei im Auge, denn er war von nichts weniger fern als von bloßem Doktrinarismus, den er „Kaff dreschen" nannte. Einige Unionsfreunde nahmen jedoch daran Anstoß, und als ich damals in sein Haus kam und es bekannt wurde, daß ich mit dem zur Separation entschlossenen F. Besser eng befreundet war, so verbreitete sich das Gerücht, ich hätte Volkening in seiner konfessionellen Haltung beeinflußt. Es ist richtig, daß die Breslauer hofften oder doch dringend wünschten, daß Volkening sich zur Separation entschließen möchte, zu der sich in manchen ravensbergischen Gemeinden eine Hinneigung kundgegeben hatte; man hoffte, daß der größte Teil Ravensbergs damit zur separiert lutherischen Kirche übertreten würde, wer aber glauben konnte, daß ein Mann wie Volkening sich in seiner Bekenntnisstellung hätte beeinflussen lassen, dem konnte man nur mit einem Lächeln begegnen.

Auf der Generalsynode 1846 gab ein westfälischer Deputierter Zeugnis von der Stimmung und Stellung in der Provinzialkirche: „Insofern (sagte er u. a.) nun die Rede ist von einer Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften, schließe ich mich an dasjenige an, was vor mir der (lutherische) Dr. Heubner von Wittenberg gesagt hat. — Ein anderer Redner hat von den Gemeinden in den östlichen Provinzen gesprochen, ich will von denen

in den westlichen Provinzen und von deren Gesinnung Rede geben. Ja, es ist richtig — aller Augen sehen auf diese Versammlung, und auch die Augen unsrer Gemeinden in den westlichen Provinzen sind hierher gerichtet. Aber mit welchen Augen sehen sie her? . . Sie sehen darauf, wie am 25. Juni 1530 sieben Fürsten und zwei Städte mit der Anrede „Unüberwindlicher, großmächtigster Kaiser!" Leben und Herrschaft zu Füßen des kaiserlichen Thrones gelegt haben. Sie blicken auf ein Sterbebette, von dem am 18. Februar 1546 ein unvergeßliches Ja ertönte. Sie sehen das Blut, die Scheiterhaufen, die Kriege, die Drangsale, von denen die Wände meines eignen Pfarrhauses zeugen, die Klüfte und Schlüfte, in denen ihre Väter sich verbergen mußten, um ihrem Gott zu dienen. Sie haben ein Zeugnis in Händen, das die Synode des Jahres 1844 in ihrem Hirtenbriefe aufstellte, und das in aller Herzen widerklang. Sie wissen auch das Wort unsres Königs, das uns berief, wissen, welch Vertrauen er uns geschenkt hat. Wüßten diese Gemeinden, was jetzt hier verhandelt wird, wüßten sie, daß es gälte ihre Augsburgische Konfession, ihren Katechismus, ihre Schmalkadischen Artikel — Gebete würden durch die Wolken dringen. Glaubt man, daß ein solches Volk es gleichgültig ansehen werde, mit welcher Lehre und mit welchem Bekenntnisse ihr Geistlicher auf die Kanzel träte? Daß es je vergessen werde, was unter Blut und Tränen auf sie vererbt worden, daß es aufhören werde, das Lied zu singen: Nehmen sie uns den Leib — Gut, Ehr, Kind und Weib — Laß fahren dahin — —?"

Das war auch in Volkenings Sinne gesprochen.

Ungeachtet dieser bekenntnistreuen Stellung mußte er erleben, daß im Osnabrückschen eine konfessionelle Bewegung entstand, welche es auf eine Trennung von den Ravensbergern abgesehen hatte. Der gemeinsamen

Arbeit Weibezahns und Volkenings verdankten die Osnabrücker das dort erwachte christliche Leben, welches Volkening nach Weibezahns Tode durch öftere Predigtreisen zu pflegen sich bemühte. Hätte er die Derbheit Leos besessen, so hätte er mit diesem sagen können: „Erst ißt sich das Volk an meinem Tische satt und dann schimpft es, daß es schlecht gekocht sei." Längst hatte er vorausgesehen, daß Spaltungen nach rechts und nach links nicht ausbleiben würden; den einen war er nicht lutherisch genug, den andern zu lutherisch. „Habe es schon längere Zeit kommen sehen. Bei den Osnabrückern ist viel Politisches mit im Spiel, Preußenhaß. Die Weltumschau im Monatsblatte ist ihnen lange ein Dorn im Auge gewesen und hatten eine Epistel über die andere an uns darüber geschrieben, freilich nichtssagende Dinge, so daß wir sie einfach ad acta gelegt haben. Sie wollen ein eigenes Monatsblatt herausgeben, das soll denn wohl die Hauptsache sein. . . . Das Steckenpferd der Konfession wird weidlich getummelt, mit viel Anstrengung, weil es ein hölzernes ist (in der sonst so toten hannoverschen Kirche!). Das könnte einen an der lutherischen Sache ein wenig bedenklich, wenigstens vorsichtiger und nüchterner machen."

Aber irre machen ließ sich Volkening doch nicht. Mit Feldner und Kuhlo gab er nach einigen Jahren neben dem mehr erbaulichen Monatsblatte noch ein Kirchenblatt heraus „Evangelisch-lutherische Zeugnisse". Es sollte „Zeugnis davon ablegen, daß die Kirche unsrer Väter noch lebendig unter uns ist, in die Schätze derselben die Gemeinden, Geistliche wie Laien, tiefer einführen; auch für ihr Recht eintreten und Angriffe abweisen, die von verschiedenen Seiten auf dieselbe gemacht werden." Damit verband man statt der bisherigen freien Konferenzen eine „Lutherische Konferenz", welcher mit den

Jahren alle dortigen Pastoren mit wenigen Ausnahmen zufielen, und die sich bis heute als der Sammelpunkt des lutherischen Minden-Ravensberg erhalten hat. Von dieser aus hat man dann das Recht des lutherischen Bekenntnisses sowohl bei der Rheinischen Missionsgesellschaft als bei der westfälischen Provinzialsynode mannhaft vertreten. Ja, in einer der letzten, die Volkening besuchte (1867), stimmte er dafür, in der Angelegenheit der lutherischen Frage eine Vorstellung an den Minister der geistlichen Angelegenheiten zu richten, sodann auch „in das evangelische Monatsblatt mehr lutherische Färbung zu bringen, wenn nicht gar wieder ein eigenes lutherisches Blatt für die nach Feldners Austritt bald eingegangenen „Zeugnisse". In dieser Konferenz lebte Volkenings Geist fort, als er schon vom Schauplatz seiner bisherigen Wirksamkeit abgetreten war.

Aus dem allen erhellt wohl zur Genüge, welche Stellung Volkening zur Bekenntnisfrage einnahm, und welchen Einfluß er auf die konfessionelle Strömung in seinem Kreise hatte. Daß er mit Wort und Schrift nicht nachdrücklicher für die Sache eintrat, hatte andre Gründe. Er war keine theologische Streitnatur. So führte er in den lutherischen Konferenzen auch weder den Vorsitz, noch ließ er sich in die Debatte viel ein; bei den Beschlüssen gab er meistens mit kurzen Worten den Ausschlag und das Siegel darauf.

Sodann aber wurde der Streit nicht immer nach seinem Sinne geführt. Er stand darin „mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken." Er sah in der Union keineswegs „die Quelle alles Unheils", er ertrug sie als ein notwendiges Übel, das wenig Segen, aber desto mehr verzehrenden Streit und Verwirrung in die preußische Landeskirche gebracht. Er sah aber in der Rechtsbeständigkeit des lutherischen Bekenntnisses

auch nicht „die Quelle alles Heils", das bewiesen ihm die Landeskirchen in Hannover, Sachsen und Mecklenburg. Als auf einer mecklenburgischen Konferenz zu Rotenmoor die schwere Anklage gegen die sämtlichen mecklenburgischen Gymnasien erhoben wurde, daß christliche Eltern ihnen ihre Söhne mit gutem Gewissen nicht anvertrauen könnten, wurde Volkening, zufällig dort anwesend, aufgefordert, über das neubegründete Gymnasium zu Gütersloh zu berichten. Das tat er denn auch mit besonderer Hervorhebung des lutherischen Charakters der Anstalt, an welche das Kuratorium nur lutherisch-gläubige Lehrer berufe und berufen werde, solange der HErr Gnade gebe. Nur ein Glied der Versammlung erhob gegenüber der allgemeinen Beistimmung und Freude das Bedenken: „daß es doch mißlich sei, seine Söhne dahin zu geben, da innerhalb der preußischen Landeskirche das lutherische Bekenntnis doch nicht für immer sicher garantiert sei wie bei den mecklenburgischen Gymnasien." Für eine solche Anschauung hatte Volkening nur ein achselzuckendes Bedauern. Christianus nomen — Lutheranus cognomen!

Wie einst Hengstenberg schrieb: „Keine Orthodoxie ohne Pietismus, aber auch kein Pietismus ohne Orthodoxie!" — so konnte auch Volkening noch kurz vor seinem Abtreten (1868) schreiben: „Möge nur Jung-Ravensberg nicht die Fährte der Alten a dato Fr. Adolf Weihe et sequ. verlieren!"

Soll ich nun Volkenings kirchliche Stellung genauer bezeichnen, so möchte ich sie mit der Stellung des Apostel Paulus vergleichen, welche derselbe zu dem „Zungenreden" und dem „Weissagen" einnimmt. Es gab in Korinth solche, welche das eine oder das andre entweder unterschätzten oder überschätzten. Um beiden Arten von Aussprache in der Gemeinde ihr Recht widerfahren zu

lassen, muß er sich in eine so ausführliche Darlegung einlassen. Die Summa derselben ist die: beides hat seinen Wert, sofern es vom Geiste Gottes ist, beides hat keinen Wert, soweit es dabei an der Liebe mangelt. Von letzterem Gesichtspunkte aus kommt er zu dem Schlusse: Weil das Zungenreden mehr eine Selbsterbauung ist, das Weissagen aber zur Erbauung der Gemeinde dient, so ist, der da weissaget, größer denn der mit Zungen redet. Darum „strebet nach der Liebe und fleißiget euch der geistlichen Gaben, daß ihr die Gemeinde bessert — fleißiget euch sonderlich des Weissagens, wehret aber auch nicht, mit Zungen zu reden." Das letztere duldet der Apostel mehr, als daß er es empfiehlt wie das erstere. Die konfessionelle Stellung der Separierten (resp. der Landeskirchen) unterschätzte Volkening nicht, ja, er erkannte ihre Verdienste an, sofern sie den Lutheranern in der Union den Rücken stärkten; aber er wollte sie auch nicht überschätzt wissen, wie sehr ihr Gewissenskampf und ihre Opferwilligkeit sie auch mit einem glänzenderen Nimbus umgaben. Er hielt das Ausharren der Lutheraner in der Union, d. h. in ihren ihnen vom HErrn angewiesenen Gemeinden, für eine zwar unscheinbarere und bescheidenere, aber für eine fruchtbringendere Stellung. Deshalb hielt er auf seinem Platze aus, und Tausende und aber Tausende haben es ihm gedankt. Daß er aber nicht bloß aushielt nach dem Gesetz der Schwere, der Trägheit oder Gewohnheit, sondern mit dem Verlangen, der ganzen Kirche das lutherische Bekenntnis zu erstreiten und zu sichern, davon zeugt die Äußerung aus seiner letzten Zeit (1867): „Wäre nur unser jüngeres Geschlecht mehr angetan mit den rechten Waffen unsrer alten lutherischen Väter! Aber wie verschwommen ist so vieles durch die leidige Vermittlungstheologie!" Von dieser Vermittlungstheologie

und dem damit verwachsenen Unionsfanatismus, der jede Gelegenheit benutzt, um an der Bekenntnistreue der Lutheraner zum Ritter zu werden, hielt Volkening gar nichts.

Es ist nun aus dieser Zeit noch zu erwähnen, wie Volkening auch auf einem andern Gebiete „in die Weite zu wirken" berufen wurde.

Das preußische Kirchenregiment hatte sehr wohl erkannt, daß es mit dem christlichen Leben in den Gemeinden der östlichen Provinzen viel schlechter stand als in denen der westlichen, Rheinlands und Westfalens. Als das geeignetste Mittel, „ein Neues zu pflügen", erachtete man eine „allgemeine Kirchenvisitation, deren Ankündigung denn auch von allen Gläubigen mit großer Freude begrüßt wurde. Die besonderen Kirchen- und Schulvisitationen der Superintendenten hatten sich bisher als unfruchtbar erwiesen. Entweder war der Superintendent nicht der Mann dazu, Segen zu bringen, oder er stand dem Pastor zu rücksichtsvoll und freundschaftlich nahe, um ernstlicher, je nach Bedürfnis, in dessen Amtstätigkeit einzugreifen. Man knüpfte mit dem Plane also an die so gesegnete Landesvisitation in Sachsen an, welche von Luther angeregt und von ihm und seinen Freunden mit Beigabe zweier weltlicher Räte, „welche auf Zinsen und Güter verständig seien", von 1527—1529 durchgeführt war. So sind denn die „Generalkirchenvisitationen" unter Führung der Generalsuperintendenten mit Zuziehung von begabten Predigern und weltlichen Gemeindegliedern gehalten worden. Ob sie die erwartete Frucht geschafft haben — ob die rheinische und westfälische Provinzialsynode mit Recht sie abgelehnt haben, läßt sich schwer entscheiden. Die letzteren hatten Grund dazu, weil das rührigere kirchliche Leben dort sie weniger nötig erscheinen ließen, und weil man die schon so steuer-

belasteten Gemeinden nicht noch mehr ohne Not beschweren wollte. Eine Segensfrucht will man vieler Orten in den östlichen Provinzen besonders durch die anregenden Predigten geistbegabter Männer gespürt haben, doch gibt es auch zahlreiche Gemeinden, an denen die „Visitation" wohl manche Schäden aufgedeckt hat, aber auch wie „ein fahrender Platzregen" fruchtlos vorübergegangen ist.

Zu einer solchen „Kirchenvisitation" in den Kreisen Heiligenbeil und Elbing wurde Volkening im Juni 1853 von Berlin aus berufen. Während sich eine genauere, sachliche Mitteilung darüber in der Evangelischen Kirchenzeitung findet, gehört hierher nur eine Schilderung der Tätigkeit Volkenings, wie seine leider nur flüchtigen Reisebriefe sie bieten. Anfang Juni reiste Volkening über Schwinkendorf, wo er am Sonntag predigte, und über Stettin nach Königsberg, wo die Tagesordnung der Visitationsarbeit festgestellt werden sollte in einer Sitzung des Konsistoriums unter dem Vorsitze des Oberpräsidenten Eichmann. „Doch waren hier erst allerlei Reichsversammlungen, welche wir vorab mitnehmen sollten und wollten. Am Dienstag nachmittag Gustav-Adolfs-Verein, am Mittwoch früh jene Sitzung; um $^1/_2$12 Verein für die Enthaltsamkeitssache, um 3 Uhr Missionsfest in der Schloßkirche, um 5 Uhr Missionskaffee bei K.-R. Weiß, um 8 Uhr Tee bei Generalsuperintendent Sartorius, wo auch der Oberpräsident war, mit dem ich eine lange Unterredung hatte, — gegen 50 Personen in 3 Sälen anwesend. Donnerstag früh Pastoralkonferenz, wo ich das Anfangsgebet zu sprechen hatte. Bis 3 Uhr wurden interessante Thesen behandelt. Beim Abendessen im Bauer'schen Garten, woran gegen 80 Personen teilnahmen, verteilte ich mein Pack „Missionsharfen", um unser westfälisches Festsingen dort einzuführen, was ihnen neu, aber erfreulich war. (Seitdem ist das Büchlein dort so

verbreitet, daß viele Tausende von Exemplaren nach Preußen gefordert sind.) Es gilt das Eisen schmieden, wenn es warm ist, und den Samen ausstreuen, wenn der Acker bereitet ist. Am Freitag Verein für Innere Mission. Abends bei Professor Jacobi. Sonnabend fuhren wir in zwei Wagen nach Heiligenbeil, wo die Visitation am Sonntag begann. „Um 7 Uhr hatte ich die erste Abendpredigt zu halten. Die Kirche überaus voll, und alles voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. (Beiläufig: in Elbing hat man schon vor dem Tore die Stelle bezeichnet, wo wir die Elbinger Pastoren würden verbrennen lassen!!) Lautlose Stille in der Kirche, als die Orgel schwieg, und mir selbst war eigen zu Mute. Aber Ihr halfet, und der HErr half!" (Das Königsberger evangelische Gemeindeblatt schreibt darüber: Volkening predigte über Luk. 8, 1—14 mit dem Thema: „Das Reich Gottes ein Geheimnis und — doch kein Geheimnis." Die Kirche war viel zahlreicher besucht als am Vormittage; die Predigt war lauter Geist und Leben; die zweischneidige Schärfe und die herzüberwindende Kraft des Evangeliums feierte ihre Siege. Alles war hingenommen; es war ein Geruch des Lebens davon ausgegangen.) „Am Montag mußte ich, während die andern, in zwei Kommissionen geteilt, zu je 4 Gemeinden mit Filialen und 40 Schulen abreisen sollten, beim Gen.-Superintendenten Sartorius bleiben und auf dessen besonderen Wunsch noch einmal eine Abendpredigt in Heiligenbeil halten. Da war die Kirche noch voller, und eine katholische Dame, welche beide Male darin gewesen war, hatte geäußert: so ist's recht, so predigen unsre Jesuiten auch! Also, nun wißt Ihr, was ich so eigentlich bin. Die Leute übrigens, die uns erst so scheu und verdächtig ansahen, wurden immer zutraulicher, und allerlei anerkennende Äußerungen fielen hie und da. Am

Dienstag morgen fuhren wir nun nach Lindenau, wo es lieblich war, wie der Name sagt. Um 5 Uhr predigte ich da wieder, und nach der Predigt ließ uns der Graf Dohna auf sein Schloß holen zum Tee, bei welcher Fahrt ich mich aber erkältete. Abends spät fuhren wir dann in lieblichem Mondschein durch Tannenwälder nach Heiligenbeil zurück. Am Mittwoch morgen war mir der Wagen aus Zinten geschickt, um mich dorthin zu holen, da ich abends dort predigen sollte und auch gepredigt habe. Draußen, allein im großen Zuwagen auf einer schönen Landstraße, links und rechts wogende Kornfelder und darüber hinaus das wogende Frische Haff, las ich Eure Briefe und war voll Lobens und Dankens und Singens und Betens. Es war eine schöne, erquickende Fahrt. Abends 7 Uhr predigte ich da in der großen, schönen, hohen Kirche mit zwei Reihen Emporen; alles voll. Der HErr gab Gnade. Am Donnerstag morgen fuhren wir unsrer 5 zusammen nach Eichholz, wo den Tag über visitiert wurde und ich abends wieder predigte. Es war ein lieblicher Tag von der Morgenfahrt an durch liebliche Felder und Wälder bis zum Abend beim Gutsbesitzer Anders, der seinen Leuten den Tag freigegeben. Nur mein Unwohlsein hinderte mich etwas, so voll mit einzustimmen. Doch hoffe ich, ich predige mich heute abend hier in Tiefensee wieder gesund. Von Zinten und Eichholz wollen viele hieher kommen. Der HErr gebe Gnade fortan. Zion, fahre fort! Auch Ihr im Beten!"

Montag, 20. Juni. „Mein Unwohlsein hat sich nach der Predigt in Tiefensee gemildert, und am Sonnabend hatte ich dazu einmal einen Ruhetag. Könnte ich Euch nun nur einigermaßen das wirklich immer großartiger und reicher werdende Leben zeichnen und Euch hineinschauen lassen in diese Er- und Aufregung hier.

Übrigens Euren Gebeten schreibe ich es zu, daß ich noch auf den Beinen bin, und doch könnte es noch kommen, daß ich nicht bis zum Ende aushielte, sondern gar mit dem kalten Fieber zurückkehrte — hoffentlich zieht's aber vorüber!"

„Zunächst nun den gewöhnlichen Tagesverlauf. Um 4 Uhr bin ich wach und stehe gegen 5 Uhr auf; um 6 Uhr frühstücken wir gemeinsam und halten $^1/_2$7 unsre Morgenandacht, bei der ich meistens einen Schriftabschnitt lesen und das Morgengebet halten muß. An drei Stellen fanden wir in den Gasthöfen einen Flügel, um den Gesang zu begleiten. Um 7 Uhr fahren wir dann in die zwei bis drei Stunden entlegenen Gemeinden, wobei wir unterwegs die festlich geschmückten Kirchgänger schon treffen. Im Dorfe Ehrenbogen, und vollends an Pfarrhaus und Kirche alles bekränzt und die Wege mit Tannenzweigen bestreut. Um 9 Uhr ladet dann das Geläut in die festlich geschmückte Kirche. Feston an Feston und Kränze von Kornblumen auf den Häuptern der Altarbilder usw. Nach Ansprache des Vorsitzenden und Liturgie und Hauptpredigt des Ortsgeistlichen Prüfung der Konfirmanden und Konfirmierten, deren jedem dann ein Traktat eingehändigt wird. Ganze Ballen haben wir davon mitgebracht. Das ist dann eine besondere Freude. Mit der Schlußrede und Gesängen wird's meistens 1 Uhr, und um 2 Uhr werden nach kurzer Mittagspause die Schulen vorgenommen oft bis 5 Uhr nach- und nebeneinander. Wieder Büchleinverteilung. Diese Hände und Augen solltet Ihr sehen! Um 6 Uhr wird zur Abendpredigt geläutet. Da hält dann das ganze Dorf voll Wagen bunt durcheinander und Fußgänger die Menge. Und je länger je mehr, denn jede Gemeinde, wo wir gewesen, zieht samt den andern nun zur nächsten Gemeinde hin. Nach der Predigt genießen wir etwas

und fahren dann zum Hauptquartier zurück. O, diese schönen Morgen- und Abendfahrten mit Gesang und erquicklicher Unterhaltung. Dem Ober-Regierungsrat gehen Herz und Augen immer weiter auf und über. Er sitzt oft in Tränen da. So kommen wir gegen 11 Uhr im Hauptquartier wieder an und — sinken zusammen."

„Gestern haben wir einen sehr festlichen Tag in Hermsdorf gehabt, wo ich die Abendpredigt hielt." (Das evangelische Gemeindeblatt bemerkt dazu: In dem Teile des Kreises, wo Pfarrer Volkening predigte, zog eine ganze Zahl heilsbegieriger Seelen dem teuren Gaste aus der Fremde von Kirche zu Kirche nach, so daß am 19. die kleine Kirche in Hermsdorf die zusammenströmenden Zuhörer nicht fassen konnte. Sie standen teilweise draußen auf dem Kirchhofe an den geöffneten Fenstern. Die Dorfstraße entlang hielt eine unabsehbare Reihe von Wagen aller Gattungen.)

Freitag, 24. Juni. „In Brandenburg kamen wir am Montag abend an, als die Sonne eben unterging. Ich war sehr angegriffen und doch nicht zu halten, noch einen Spaziergang an das unmittelbar an Brandenburg flutende Haff zu machen, ging auf einer sandigen Landzunge weit hinein und stand da lange und sang und grüßte Euch laut und leise usw. Das war nicht gut gewesen, denn es soll das Wechselfieber leicht erzeugen. Am andern Morgen erwachte ich in trockner Hitze, und nun in die kühle Kirche, predigte aber abends dennoch. Am Mittwoch, wo wir nach Voladien fuhren, ging's leidlich, so war ich zur Abendpredigt dort etwas frischer; gestern aber schlimmer während der Verhandlung mit den 70 Lehrern der Diözese; heute wieder besser, und habe nun zu erwarten, was morgen wird. Auf heute waren nun alle Geistlichen hieher beschieden zur Anhörung des Resultats und der Abendmahlsfeier, welcher auch

einige fremde Herren aus der Umgegend sich anschlossen. Die Predigt war mir wieder zugewiesen." (Volkenings Schlußpredigt — berichtet das evangelische Gemeindeblatt — über Ps. 46, 1—5 mit dem Thema: Das trutzigliche und tröstliche Dennoch im Munde der evangelischen Kirche bei den großen Nöten, die sie betroffen — machte einen überaus glaubensstärkenden und freudig erhebenden Schluß, der durch die gemeinsame Kommunion der Geistlichen und Gemeinderäte versiegelt wurde. Es ging wohl nur ein Gefühl durch die Herzen der Teilnehmenden: der HErr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich!)

Weiter heißt's in Volkenings Briefe: „Bei der großen Mittagstafel erklang meine „Harfe" fleißig. Die bringt auch Leben hier unter die Prediger und Lehrer. Schickt mir umgehend noch 200 Exemplare. Manch liebliche Erfahrung haben wir hier in Heiligenbeil gemacht. Heute morgen empfing ich aus Brandenburg Dankschreiben und Bitte um meine dortige Predigt von einem Gendarm und — einem Juden! Bärtige Barone habe ich küssen müssen, was ich noch nie getan. Nun, wir wollen stille und demütig sein, damit es der Teufel nicht merkt! Merkt Euch das!"

Elbing, 27. Juni. „Der HErr hat Euer Gebet erhöret und herrlich geholfen, laßt uns dankbar und demütig sein! Nach Elbing zogen wir am Sonnabend mit bangem Herzen, und es fing auch erst etwas lähmend an, was ich aber zum guten Zeichen nahm. Zugleich mit uns traf Br. Knak von Berlin ein, der uns hier helfen sollte. Wenn er mich auch nicht erdrückte, so drückte er doch so, daß mir ein Angstseufzer entfuhr. Da haben wir denn zusammen gezeugt, und das Wort ist eine Macht geworden auch denen, welche sich bis dahin nicht darunter gebeugt. Knak predigte gleich am Sonntag

abend, ich am Montage, mußte aber am Dienstage wieder daran und predigte über: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten usw.“ Beim Lesen des Textes lag mir die ergreifende Komposition Mendelssohns im Sinn, und ich konnte nicht anders als ihn halb singend verlesen. Die Kirche war übervoll, alle Kreuzgänge auch besetzt. Der HErr gab viel Kraft und Gnade. Alles saß so lautlos da, als wenn ein bisher unbekanntes Etwas über sie käme. Überhaupt haben wir gleich eine Macht gewonnen durch das Wort, wie wir nicht hoffen konnten nach den Vorzeichen und manchen Äußerungen. . . Abends waren wir alle beim Sup. Eggert zum Tee, wobei wir viel aus der „Missionsharfe“ sangen. Ich spielte und sang allein „Gott ist die Liebe“ — dann fielen die andern als Chor ein: der Oberpräsident und Generalsuperintendent, der im Sofa Platz genommen, zu einer Seite die beiden Konsistorialräte, zur andern die beiden Superintendenten, weiter die übrigen. Es war ergreifend, wenn sie mit Macht einfielen: „Drum sag ich noch einmal: Gott ist die Liebe usw.“ Der herzige, überschwengliche Knak war recht in seinem Fahrwasser. Er ruderte denn auch so lange, bis er noch das Abendlied anstimmen durfte, wozu ich spielte, einen Psalm (84) las und das Abendgebet sprach. Ja, der HErr gibt Gnade und Ehre: bleiben wir dankbar und demütig, damit er uns immer von neuem zeigen könne sein Heil!!“

Danzig, 30. Juni. „In der Angelegenheit unsres Gymnasiums mußte ich einen Tag Urlaub nehmen; Knak trat für mich ein, so bin ich gestern mittag hieher gefahren, habe bei dieser Gelegenheit die prachtvolle Stadt mit den weiten, parkähnlichen Umgebungen von einer Höhe aus übersehen können, auf die mich Blech führte. O, den Blick darüber hin bis zum Meere hätte ich Euch gegönnt! Ja, eine herrliche Stadt und voll

Erinnerungen großer Art! Gegen Abend werde ich wieder nach Elbing zurückkehren und dort meine Arbeit wieder aufnehmen in die Hand nicht bloß, sondern auch ins Herz; denn es wird bei den überraschenden Erfolgen immer mehr Herzenssache, wie der Appetit beim Essen kommt. Danket dem HErrn, denn er ist freundlich usw. Bittet aber fort und fort um mehr Gnade und Bewahrung. Auch der Widerpart wird sich kundgeben, wenn sie von der Betäubung zur Besinnung kommen. — Nachdem ich noch einen Gang nach der See zu gemacht, kommt der Oberpräsident hier so eben vor und erzählt mir, wie Knak gestern während eines furchtbaren Gewitters mächtig gezeugt in einer Predigt über Zachäus (Luk. 19). Er war sehr froh darüber. Es sei gewaltig gewesen, als zwei Blitzschläge auf die Kirche niedergeschmettert seien — eine plötzliche Panik habe die gedrängte Versammlung ergriffen, da man auf Einsturz der Kirche oder des Turmes gefaßt gewesen sei, und es hätte gefährlich werden können, wenn nicht, als Knak geschwiegen, ein Pastor vom Altar her ein Lied angestimmt und dadurch alles beruhigt hätte. Neben der Kirche sind von zwei Häusern die Giebel durch kalte Blitzschläge niedergestürzt. Nach dem Gesange einiger Verse habe Knak dann in ergriffener und ergreifender Weise sein Zeugnis fortgesetzt."

Elbing, 6. Juli. „Die letzten acht Tage haben wir in den Kirchspielen des Kreises gearbeitet. Fünfmal habe ich in der Stadt und fünfmal auf dem Lande gepredigt. Heute war der Schluß in Elbing; zuerst Konferenz aller Geistlichen des Kreises, wo der Generalsuperintendent das Resultat, die Wünsche und Hoffnungen für die Stadt und die Synode aussprach. Dann hatte ich die Beichte zu halten (über Joh. 7, 37. 38); darauf feierliches Abendmahl, an dem viele Elbinger teilnahmen.

Abends 6 Uhr hielt ich die Valet-Predigt unter ungeheurem Zulauf, die große Marienkirche, welche gegen 4000 Menschen faßt, war übervoll." (Volkening pries — schreibt das evangelische Gemeindeblatt darüber — auf Grund des Textes 1. Kor. 15, 1—10 „das Wörtlein Gnade als das herrlichste Erinnerungszeichen an das Evangelium und die Boten desselben" mit herzüberwindender Beredsamkeit an. Ohne in irgendwelcher gefühligen Weise den Schmerz des Abschieds auszubeuten, hat er das Wörtlein „Gnade" als „das heilige Band wie des Himmels mit der Erde, so des Fernen mit dem Nahen" in einer gewiß unvertilgbaren Weise in tausend Herzen geschrieben.)

Berlin, 13. Juli. „Nach der letzten Predigt in Elbing reisten wir nachts 2 Uhr ab; Knak und ich noch einmal nach Danzig, von wo wir nachmittags nach dem schönen Kloster Oliva zum Oberpräsidenten, der zum Schluß der Generalvisitation auch in Elbing gewesen war, fuhren. Am Freitag Morgen nach Stettin und Heringsdorf. Dahin hatte der Minister von Raumer uns beschieden. Wir blieben den Abend bei ihm zum Tee, und ich hielt zum Schlusse die Abendandacht, wozu alle seine Leute hereingerufen wurden. Um $^1/_2$11 Uhr steckte er uns in seine Paletots, und wir gingen heim nach einem reichen Tage. Ich habe viel mit ihm durchsprechen können, da ich beide Tage oft und lange mit ihm am Strande ging. Diese Tage wägen wir nicht mit Pfund-, sondern mit Zentnerstücken. Eine Erquickung nach den Tagen der Arbeit sind diese köstlichen Stunden an dem herrlichen Seestrande bei prachtvollster Luft. Knak dichtet, wo er geht und steht. Auf Veranstaltung des Ministers mußte Knak morgens und ich abends in der schönen, vom Könige neuerbauten Kirche predigen. Am Montage fuhren wir dann nach einer wundervollen Fahrt über

das Haff von Stettin nach Berlin, wo wir abends 10 Uhr ankamen, um andern Tags Knaks Geburtstag zu feiern. Besuche beim Minister v. Mühler, Präsident v. Uechtritz u. a. füllten den Tag aus. Mittwoch früh nach Bethanien und um 12 Uhr mit Knak nach Potsdam, weil ich noch gern Herrn General v. Gerlach und Minister Graf Stolberg sprechen wollte. Beide waren aber in Berlin, doch gelang alles über Erwarten. Hofprediger Heym nahm uns sehr freundlich auf, zeigte mir die Friedenskirche durch und durch und ging dann mit mir durch die Anlagen zum Schlosse, wo aber, weil die Königin gleich kam, die Schnüre vorgezogen waren. Doch ging er mit mir an der andern Seite durch die Bibliothek nach oben, winkte dem Kammerdiener und brachte es fertig, daß ich noch schnell in die Räume rechts eingeführt wurde. Als wir aber eben in die königlichen Zimmer eintreten wollten, trat plötzlich die Königin von der entgegengesetzten Seite ein zum Schrecken aller. Heym bat um Entschuldigung, ich auch, und sie war so sehr freundlich, daß sie sagte: „Ich will gar nicht stören, sehen Sie sich's nur an!" und seitwärts in ein anderes Zimmer ging. Die liebe Königin! Mit dem 3 Uhr-Zuge sollten General v. Gerlach und Graf Stolberg von Berlin zurückkehren, darum gingen wir zum Bahnhofe, um sie in Empfang zu nehmen. Herzlich freundlich kamen sie uns entgegen, und Graf Stolberg bat uns gleich zu Tische. Um aber General v. Gerlach wenigstens einige Minuten zu sprechen, setzten wir uns mit in den königlichen Omnibus, der ihn abholte. Er wird in dieser Woche noch mit dem Könige nach Oeynhausen kommen, und ist alles vorbereitet! Bei Graf Stolberg war es lieblich bei Tische — so „unter uns"! Wir sangen aus der Missionsharfe: „Gott ist die Liebe" — die ganze Familie dann den Chor. Diese war kürzlich aus dem

Bade in Oeynhausen zurückgekehrt und noch recht voll von dem lieblichen, christlichen Leben dort bei uns in Ravensberg. Abends 8 Uhr halte ich noch eine Bibelstunde für Bruder Heym und denke ½11 mit dem Zuge weiter zu fahren. O, wie sehne ich mich nun nach Ruhe und nach Haus. Bald, bald!!"

Den meisten Segen der „Kirchenvisitationen" schrieb Volkening den Predigten zu, welche in den meist kümmerlich versorgten Gemeinden gehalten wurden. Deshalb machte er auch später dem Oberhofprediger Snethlage Vorschläge, dieselben „praktischer" einzurichten, d. h. die oft sehr äußerlichen Visitationsverhandlungen zu beschränken und mehr für geistlebendige Prediger zu sorgen. Bestätigt fand er seine Anschauung durch eine Menge von Briefen, die er in den nächsten Jahren aus dem Kreise Heiligenbeil erhielt, und in denen er um seelsorgerlichen Rat angegangen wurde. Nachher hat er nur noch an zwei Kirchenvisitationen teilgenommen, 1855 im Kreise Erfurt und 1856 im Kreise Guben. An einer solchen in Magdeburg 1854 teilzunehmen, war er durch Krankheit verhindert.

Um eine klare Vorstellung von dem rastlosen Wirken Volkenings über die Grenzen seiner Gemeinde hinaus zu geben, ist es nötig, wenigstens in kurzen Daten einen Überblick über seine Tätigkeit in diesen Jahren zu bieten.

Im September 1853 war Volkening wieder in Berlin zum Kirchentage, wo er eine Abendpredigt in der Matthäi-Kirche zu halten übernommen hatte. Für denselben Tag aber hatte ihm der Minister Graf Stolberg eine Audienz beim Könige erwirkt. Behufs derselben wurde er zur Tafel befohlen und erst kurz vorher entlassen, als die Abendpredigt beginnen sollte. Eine Droschke war bei Bellevue nicht gleich zu haben, so beschloß er, eiligst durch den Tiergarten quer hindurchzugehen. Unbekannt mit

den Wegen, irrte er nun wohl fast eine Stunde umher und traf in der Matthäikirche eben ein, als Büchsel bereit stand, statt seiner auf die Kanzel zu gehen. Schweißgebadet und fast atemlos eilte er dann auf die Kanzel und hielt eine Predigt über Gal. 6, 14: „Es sei ferne von mir zu rühmen, denn allein von dem Kreuz unsers HErrn Jesu Christi", eine Predigt, von der mir ein ravensbergischer Amtsbruder abends sagte: „Ich habe manche Predigt von Ihrem Schwiegervater gehört, aber eine solche noch nicht." — Der berühmte Geschichtsschreiber Leopold von Ranke äußerte bei Austritt aus der Kirche zu seinem Sohne: „Ich muß gestehen, daß mir nie eine edlere, volkstümlichere Beredsamkeit begegnet ist."

Am 15. Oktober Königsgeburtstag. Früh 7 Uhr hielt Volkening eine Festfeier in seiner Kirche; um 10 Uhr fuhr er ab nach Wehdem, um am 16. dort beim Missionsfeste zu predigen; am 17. über Minden nach Kleinbremen, wo am 18. Einweihung des Rettungshauses stattfand; von da mit O.-R. v. Schlotheim nach Minden zurück, mit der Bahn weiter und abends zu Hause. Am 23. morgens Predigt in Bielefeld, nachmittags zu Fuß nach Schildesche, um dort am Rettungshausfeste zu reden. Am 29. machte er den Weg von Jöllenbeck nach Oldendorf zu Fuß, um da andern Morgens zu predigen (die oben angeführte Predigt mit dem Thema „Kleeblatt vier", von der nach 20 Jahren noch ein Mann aus der Gemeinde sagte: aus dieser Predigt sei ihm ein neues Leben aufgegangen). Nachmittags redete er am Jahresfeste des Rettungshauses Pollertshof und hielt abends eine Bibelstunde in der Kirche; dabei schrieb er früh morgens und spät abends noch Briefe an seine fernen Kinder.

Aus letzteren sei hier noch ein charakteristisches Stück eingefügt, welches seine Stimmung an jenem Tage wiedergibt:

„Da sitze ich in meinem lieben Oldendorf zwischen den vier Wänden, wo mir oft so unaussprechlich wohl gewesen, wie ich jetzt hintennach erst spüre; es ist der Saal im damals Kunsemüllerschen Hause. Fern im Osten wird es helle, alte Zeiten werden jung usw. — und es ist mir, als müßte ich ein wenig schreiben. An wen schreiben, wo es an- und widerklingt? Nach Osnabrück? Bin Euch ja so nahe, wie ich meine, der Weg da unterm Fenster führt ja hin — darum gewiesener Weg. Es ist Sonntag morgen, das erste Geläute eben verklungen, einzelne Festgenossen wie Frühlingsschwalben deuten den Sommer des Tages schon an. (Gott gebe es!) Die Nebel scheinen sich zu verteilen, es wird helle und heller außen und innen. Da hängt des lieben, seligen Weibezahn's Bild fast an derselben Stelle, wo es früher hing, und wo er selbst so oft, in die Sofaecke gestreckt, saß. Mit ihm unterhielt und unterhalte ich mich zwischenein, und seine Stimme gibt Stimmung. O, es waren schöne Zeiten, die Zeiten der ersten Liebe!! „Eins freute sich am andern in diesem wüsten Land usw." Wie ist es nach einer Seite hin so anders geworden zum Betrüben! Darum die Vergangenheit so schöne Farben. Aber auch die Farben würden verbleichen, wären es nur Farben an Blättern und nicht an Früchten. Aber gottlob, daß Frucht geschafft worden, die da bleibet! Und das danken wir viel dem lieben, seligen Weibezahn. Mögen wir weiter solche Frucht schaffen, auch ich heute!! — Abends $^1/_2$10. So weit heute morgen, und obgleich sehr müde, da mir die gestrige Fußtour noch in den Gliedern sitzt und die drei Predigten von heute, muß ich doch noch einige Zeilen hinkritzeln, da ich morgen früh schon wieder abreisen will. Der Tag war ein schöner, wahrhaft festlicher Sommertag; dem HErrn, der ihn gemacht hat, sei Preis und Dank! Es waren Scharen hier von allen

Ecken und Enden, viele bekannte Gesichter. . . . Und nun sitze ich hier wieder allein (nach großer Gesellschaft), freilich in Eurer Gesellschaft wie heute morgen, und gedenke all des Guten, das der HErr getan hat, und so schwierig ich zur Reise war, so lieb ist mir's jetzt. . . . Über Enger, Bünde, Böckel ging's gestern — ein schöner Nachmittag! Der Berg in seinen Herbsttinten wunderschön, und ich, meinen Paletot im Arm, den Schirm in der Hand, schlenderte so diesen Bergen immer näher und wurde demgemäß gestimmt, daß ich fast hätte dichten mögen und „Euch ein Liedlein singen, das meiner Stimmung gleich, doch — konnt' den Ton nicht finden, so dunkel, mild und weich." So ging ich links ab ins Tal nach Börninghausen, um bei Pastor Wex einzukehren. Von da über den Berg nach Oldendorf, wo ich unter dem Abendgeläute einzog. Auf der Kuppe des Berges sah ich lange hinüber nach Euch hin. „Ich wandelte still, war wenig froh usw." Den „Geisterhauch" vernahm ich auch."

Am 10. November redete er in Herford bei Einweihung der durch P. Ameler's Bemühungen errichteten Kinderbewahranstalt (Matth. 18. „Kinder sind Majestäten", wie Graf Zinzendorf einmal gesagt). Am 15. November beim Missionsfeste in Lemgo.

Das Jahr 1854 brachte viel Not und eigne Krankheit, dazu Sorge und Mühe um den Bau der neuen Kirche, die denn endlich am Ende des Jahres noch fertig wurde. Doch wohnte er in diesem Jahre allein sechs Sitzungen des Kuratoriums für das Gymnasium bei, bei denen es sich um sehr schwierige Beratungen über Lehrerwahlen handelte. Gewöhnlich hielt Volkening bei dieser Gelegenheit dann Abendandachten in der Aula oder auch Festpredigten. Dazwischen fielen außer dem großen Missionsfeste in Bünde mehrere kleine Missionsfeste,

Gustav-Adolfsfeste und Bibelstunden an verschiedenen Orten.

Das arbeitsreichste Jahr war aber 1855. Es begann wieder mit viel Krankheit in der Familie und in der Gemeinde, die durch Teurung und Krankheiten schwer heimgesucht war. „In der Gemeinde viel Armut, Krankheit und Elend. Meine Töchter, obgleich selbst noch leidend, kochen fast täglich für Arme, die im Hause hier essen oder denen es gebracht wird. Viele Familien, denen man es nicht so ansieht, essen täglich nur einmal oder genießen zweimal täglich schwarzen Kaffee und Brot."

Im Juni wurde er dann zur Kirchenvisitation im Kreise Erfurt berufen, kehrte am 21. zurück, hielt am 24. Gustav-Adolfsfest in Jöllenbeck, wohnte am 2. Juli der Diözesankonferenz in Bielefeld bei, predigte am 5. morgens in Schötmar, nachmittags in Grünau am Rettungshausfeste, hielt am 9. nach der Kuratoriumssitzung in Gütersloh eine Abendandacht in der Aula, reiste am 11. zum Missionsfeste in Oldendorf; auf das Jünglingsvereinsfest in Jöllenbeck (bei Husemann), den 22., folgte dann am 25. das große Missionsfest in Bünde, an welchem auch Knak aus Berlin und Missionar Hugo Hahn aus Afrika predigten und erzählten. Am 7. August früh zur Konferenz nach Bielefeld, nachmittags nach Oeynhausen, um eine Bibelstunde für die Badegäste zu halten, am 13. August Fest der „Spinnschüler" am Markttage (bei Dreckmann), wo er eine Erbauungsstunde hielt. Am 24. August Predigt in Bielefeld, am 4. September Missionsfest in Jöllenbeck, am 6. September in Rehme; dann, nach Rettungshausfest in Schildesche, Missionsfeste in Enger, Holzhausen, Lemgo (16. Okt.), Klein-Bremen (18. Oktober); am 31. Oktober Reformationsfestfeier in der Aula des Gymnasiums in Gütersloh, wo wichtige Schulinspektion vom Provinzialschulrat Suffrian abgehalten

wurde. Von da am 1. November zur Kirchweihe in Ubbedissen; vom 4.—9. November Reise nach Bremen, wo er für Mallet eine Missionsstunde hielt. Am 20. November zu Fuß den Weg von Jöllenbeck nach Wehdem (über 6 Meilen), wo er am andern Tage das Fest der Turmweihe mitfeierte, fuhr um 5 Uhr dort mit dem Präsidenten Peters und O.-R. von Schlotheim weg nach Minden, machte abends 9 Uhr dort noch Besuche, um $12^1/_2$ Uhr mit der Bahn nach Bielefeld, von da zu Fuß bei dunkler Nacht nach Jöllenbeck, wo er morgens 4 Uhr anlangte. Am 26. November zur Kreiskonferenz nach Bielefeld, am 30. nach Gütersloh zur Kuratoriumssitzung; am 6. Dezember zur Ordination seines ältesten Sohnes nach Bielefeld. Da kam erst die Winterruhe, das heißt die Winterarbeit in der Gemeinde.

In dieser Weise arbeitete Volkening noch die nächsten zehn Jahre, von seinem 60. bis zu seinem 70. Lebensjahre, fort, eine Arbeit, welche sonst die beste Manneskraft der mittleren Jahre erfordert, besonders, wenn man bedenkt, wie er daneben noch seine Gemeinde mit 4000 Seelen allein zu versorgen hatte und so versorgte, daß das christliche Leben, die Vereinsarbeit und allerlei Liebestätigkeit sich nicht verminderte, sondern in stetem Wachstum begriffen war. Das gerade war für ihn eine Quelle, aus der er immer neue Freude und Freudigkeit, Ermunterung und Ermutigung schöpfte, um mit frischen Kräften dann wieder in die Ferne zu ziehen, wohin er gerufen wurde, um anzuregen, zu wecken, zu beleben, zu stärken. Das gereichte ihm zum Troste und zur Erquickung, wenn er in der Gemeinde und in Gemeindeangelegenheiten mit allerlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen und mit Verdrießlichkeiten sich zu plagen hatte. Trotz der freundlicheren Stellung der Regierungsbehörden machte ihm der selbst nach 1848 noch nicht gebesserte bureau-

kratische Geschäftsgang die größte Not. Man bedenke nur, daß er 1859 noch bitten mußte, doch endlich die Rechnungen vom Pfarrhausbau im Jahre 1840 ins reine zu bringen, daß die 1854 erbaute neue Kirche schon 1859 einer großen Reparatur unterworfen werden mußte, weil der Bauinspektor die Aufsicht über den Bau nachlässig geführt hatte, und daß nun ein Prozeß entstand, weil weder die Gemeinde noch der Fiskus die Kosten der Reparatur bezahlen wollten, nachdem der verantwortliche Baubeamte verstorben war. Bei dem Friedensfeste 1856 hatte Volkening den Bau eines Gemeinde-Armenpflegehauses als „Friedensdankopfer" angeregt, der sterbende Erbe des Uphofes 900 Tlr. ausgesetzt, die Gemeinde so reichlich beigetragen, daß ein Haus gekauft werden konnte, erst im Jahre 1867 konnten die Schwierigkeiten, welche die Regierung machte, überwunden werden, als Volkening die zum nötigen Umbau zuletzt noch fehlenden 500 Tlr. durch Sammlung bei in- und auswärtigen Freunden zusammengebracht hatte.

Zur Vervollständigung der Zeit- und Lebensgeschichte heben wir hier nur die bedeutsamsten Reisen Volkenings während dieser 10 Jahre heraus, da die 15 bis 20 Missionsfestreisen im Minden-Ravensbergischen sich jährlich wiederholten.

Im Jahre 1856 wurde die Generalsuperintendentur von Westfalen erledigt, und der König ließ durch seinen Oberhofprediger Snethlage anfragen, ob Volkening geneigt wäre, dieselbe zu übernehmen. Aber auch, wenn ihm alle äußeren Geschäftssachen abgenommen werden sollten, wie der König bestimmt hatte, so konnte er sich doch nicht dazu entschließen. Er war eben, der er war, und das mußte er bleiben, das erkannte er selbst nur zu gut. Da aber ihm wie allen Ravensbergern daran gelegen war, daß die rechte Persönlichkeit an diesen wichtigen

Platz gestellt würde, die dem christlichen Leben und dem Bekenntnisse der Provinzialkirche gerecht werden konnte, so sandte man Volkening und Huchzermeier mit einer zahlreich unterschriebenen Petition der Pastoren nach Berlin. „Wir fuhren erst bis Minden, wo wir bis Mittag zum Schnellzuge blieben und mit O.-R. von Schlotheim über die Sache (und über Besetzung der Schulratstelle in Minden und Ausbildung von Lehrern im Rettungshause zu Schildesche) uns besprachen. Andern Tags um 11 Uhr Audienz beim Minister, der uns allerdings freundlich empfing in der Sprechstunde, aber doch nur kurz. Es wurde ein Mehreres auf eine Teestunde verschoben, welche wir leider bei Herrn von Gerlach Sonntag abend versäumten, da die Einladung dazu nicht an uns gelangt war, was sehr schade. Da der König unwohl und auch in übler Stimmung war, hielten wir es nicht für geraten, um eine Audienz uns so dringend zu bemühen, wie wir sonst wohl getan, auch nach der Meinung anderer. Dann verreiste er auch bald. Um 12 Uhr gingen wir noch zum Präsidenten von Uechtritz. Er empfing uns mit Anzeichen der Gereiztheit und erklärte, daß unser Schritt, besonders, daß wir einen Namen genannt, nicht wohlgetan sei (mir ein Zeichen, daß er wohlgetan!), und daß das keinen guten Eindruck gemacht. . . . So ging es auch bei Snethlage und mehr oder weniger bei denen von der Gegenpartei. Denn das haben wir durchweg gemerkt, wie die beiden Parteien sich dort schroff gegenübertreten. Stahl, Cappell und v. Mühler einerseits und die 9 andern andrerseits. Wir gingen am Sonntag doch auch zum Grafen zu Dohna, der uns eine Audienz beim Könige verschaffen sollte. Es hatte aus den angedeuteten Ursachen seine Schwierigkeit, er hat sich aber die Sachen notiert und wird sie vertreten. So auch gelegentlich von Gerlach. Bei der Hauptperson, Gen.-Sup.

Hoffmann, waren wir zuletzt. Er empfing uns mit besondrer Zuvorkommenheit, und wir merkten seine Absichten wohl, so fein er sie auch verhüllte. Auch ihm war unser Schritt nicht wohlgetan. Doch schieden wir freundlich von ihm, auch mit dem Eindrucke, daß er des HErrn Sache im Herzen meint. Es war übrigens von dort her schon alles hieher berichtet worden. . . . Im ganzen habe ich das Gefühl und Bewußtsein, unsere Reise ist von Bedeutung gewesen und hat andere Resultate im Gefolge, als dort vorausgesehen und gewünscht. Unsern Willen wird man tun, hoffe ich, wenn auch anders, als wir mit dem Namen ausgesprochen. Es könnte leicht sein, daß dadurch ein Ausweg gefunden würde, wie Huchzermeier divinierte: daß sie einen wieder gen Westen sendeten, der Dir und mir innerlich nahe steht. . . Andere Sachen haben wir nicht besprechen können außer einigen Schulsachen mit dem Minister, der zwar die Vorbildung und allenfalls Durchbildung der Lehrer außer dem Seminar (in der Rettungsanstalt) zuläßt, doch die eigentliche Seminarbildung festhält, nur in etwas herabzustimmender Weise, was uns denn auch genügte. Übrigens haben wir in naher Zukunft wohl große Entwicklungen zu gewärtigen, es scheint viel versucht und gewagt werden zu sollen. Darum rüstet euch, ihr Christenleute usw."

Ihre Mutmaßungen waren nicht unbegründet. Im Herbst wurde vom Könige eine „evangelische Konferenz" berufen, welcher wichtige Vorlagen zugingen. Die Berufung einer „Landessynode" wurde weislich ganz abgelehnt; auch wurde das geschichtliche Recht des lutherischen und reformierten Bekenntnisses ausdrücklich anerkannt. Aber einer Maßregel stimmte sie zu, welche für die Landeskirche verhängnisvoll werden sollte. Die auf ihren Beschluß am 7. Juli 1857 herausgegebenen „Parallel-

formulare" wurden unter solchen Bedingungen ausgegeben, daß sie nichts anders als ein Netz waren, welches den Gemeinden über den Kopf geworfen werden sollte. Denn ihr Gebrauch war an die Bedingung geknüpft, daß in der Gemeinde fortan „die freie aus gegenseitiger Liebe gewährte Abendmahlsgemeinschaft" in alle Zukunft rechtliche Geltung haben solle. Als Gastrecht war sie ja immer und überall geübt — aber nun sollte sie Zwangsrecht werden. Allein, „warum ließ man nicht ferner die freie Liebe walten? Warum drehte man aus der Liebe einen Strick, um damit enge Gewissen zu würgen, die so oft gerade da sind, wo wahrhaft weite Herzen und nicht bloß ein weiter Mund?!" So schrieb Hengstenberg zu dem Austritt Feldners in Elberfeld, der durch ein inquisitorisches Verfahren gegen ihn und die von ihm auszusendenden Kandidaten der „Pastoralhilfsgesellschaft" gedrängt wurde, aus der Landeskirche auszuscheiden und zu den separierten Lutheranern überzutreten. Wie er mit der lutherischen Konferenz in Minden-Ravensberg schon 1856 gegen ein solches Zwangsrecht (auf Grund des § 1 der rheinisch-westfälischen Kirchenordnung) eine öffentliche Erklärung hatte ausgehen lassen, so suchte er die Glieder derselben nun ebenfalls zum Austritt zu bewegen. Das widerstrebte den Ravensbergern, so sehr sie das Verfahren des Kirchenregiments mißbilligten. Sie glaubten, aushalten zu müssen in Hoffnung, aber die Dinge nahmen in Berlin einen andern Verlauf.

Der König, welcher 1852 noch streng auf dem Rechtsboden stand, fühlte sich durch das Drängen der bekenntnistreuen Lutheraner in der allmählichen Durchführung einer „amalgamierten" Union beengt und gab immer mehr den Wünschen der Unionsfreunde nach. Die aus England importierte „evangelische Allianz" (von der nur die Katholiken, Lutheraner und Quäker ausgeschlossen

waren), von Fr. W. Krummacher nach Kaiphas Art „als eine herzerhebende Luftspiegelung“ (sic!) gepriesen, fand eine bevorzugte Aufnahme 1857 bei dem Könige, um deswillen der Lord Shaftesbury in London verkündete, mit dieser Berliner Versammlung habe „eine neue Epoche der Weltgeschichte“ begonnen. Der durch Klarheit und Wahrheit hervorragende Stahl wurde aus dem Oberkirchenrate gedrängt, und der treue Minister v. Raumer, der Vater der trefflichen „Schulregulative“, sah sich gelähmt und zum Abgange genötigt. Der liberale v. Bethmann-Hollweg wurde an seiner Statt Kultusminister. Wie früher der bekenntnistreue Stahl, so nahm seit Jahren der aus Basel berufene unionistische Hoffmann die einflußreichste kirchliche Stellung beim Könige ein, und es tauchte der Plan einer bekenntnisfreien „evangelischen deutschen Nationalkirche“ (auch eine „Luftspiegelung“!) auf.

Da nahm die Kränklichkeit des Königs derart zu, daß er genötigt war, den Prinzen von Preußen als Regent einzusetzen, der dann in einer Ansprache an sein neues Ministerium erklärte, daß es sein fester Wille und Entschluß sei, die Union, deren segensreicher(?) Entfaltung eine mit dem Wesen der evangelischen Kirche unverträgliche(?) Orthodoxie hinderlich in den Weg getreten sei, aufrecht zu erhalten und weiter zu fördern. Um aber diese Aufgabe lösen zu können, müßten die Organe zu deren Durchführung sorgfältig gewählt und teilweise gewechselt werden. Alle Heuchelei sei zu entlarven. Und wie sehr nun König Wilhelm durch die ernsten Erfahrungen der folgenden Jahre auch in christlicher Erkenntnis wuchs, so blieb das „heilige Vermächtnis seines Vaters“, die Union, doch der Leitstern seiner Kirchenregierung in der Richtung, daß von einem Recht des lutherischen oder reformierten Bekenntnisses keine

Rede mehr sein konnte. Zwar hat die lutherische Konferenz in Ravensberg (wie die lutherische Union in den alten Provinzen) weitergekämpft für das gute Recht, namentlich auf der westfälischen Provinzialsynode, aber anerkannt wurde es nicht mehr.

Im Blick auf diese hoffnungslosen Kämpfe um das Bekenntnis schrieb Volkening: „Säße ich übrigens in der einsamen Senne oder in der Lüneburger Heide, wie gern!!“ Aber in dem ihm vom HErrn sonderlich zugewiesenen Wirken ließ er sich nicht lässig finden. Nach dem „gar zu strapaziösen Sommerfeldzuge“ machte er 1858 noch vom 21.—30. September eine Reise zu Missionsfesten nach Wetzlar, Rechtenbach, Nauheim und über Boppard zurück, auf der er an jedem Orte zwei- bis dreimal reden mußte. Und im folgenden September nach einer gleichen Sommerarbeit einen „Kriegs- und Siegeszug“ nach derselben Gegend (Guntershausen, Marburg, Gießen, Kassel), wo die Professoren von Marburg und Gießen (Vilmar an der Spitze) bewundernd und anerkennend unter seiner Kanzel saßen. Von ihnen wurde er dringend eingeladen, im folgenden Jahre (1860) dort wieder zu erscheinen, so daß er an vier Missionsfesten in der Gegend von Frankfurt a. M. in einer Woche predigen mußte. Die letzte Reise dorthin war die von 1863, wo er vom 11. bis 17. Juli in Iserlohn (Jünglingsfest), Wetter (Missionsfest), Marburg, Kreuznach und bei der Klosterruine Disibodenberg (Bayern) zu reden hatte.

Nun aber wurde Volkening im Drange der damaligen Zeitbewegungen auf ein Gebiet geführt, das ihm noch weniger „zusagte“ als das des kirchlichen Streites — nämlich auf das der Politik. Schon 1848 war er wider seine Neigung in den Kampf der Parteien hineingezogen, aber er hatte nie dabei den christlichen Gesichtspunkt, die Wahrung des Ansehens der „von Gott

gesetzten Obrigkeit" aus dem Auge verloren. Sonst hatte das Zeitungslesen für ihn nur ein Interesse: „die Zeichen der Zeit zu erkennen", wie weit und inwiefern nämlich die politischen Ereignisse die Entwicklung des christlichen Lebens und des Reiches Gottes stören oder fördern könnten.

Nach einigen Jahren verhältnismäßig ruhiger Entwicklung der preußischen Staatsverhältnisse war der König zur Zeit des Krieges in Italien zwischen Österreich und Frankreich zu der Einsicht gekommen, daß das preußische Heer einem Kampfe, der ihm von Frankreich oder von Österreich oder gar von beiden zugleich aufgedrängt werden könnte, nicht gewachsen sein würde, selbst, wenn es einige Bundesgenossen in Deutschland zur Seite und ein befreundetes Rußland im Rücken hätte. Er entwarf mit militärischem Blicke und Erfahrung einen Plan zur Verstärkung des Heeres. Diese „Reorganisation des Heeres", das „eigenste Werk des Königs", durchzuführen und das Geld dazu von dem liberalen Abgeordnetenhause zu erlangen, erwies sich sein liberales Ministerium nicht fähig. Er berief darum den Bundesgesandten v. Bismarck an die Spitze eines konservativen Ministeriums und den General von Roon zum Kriegsminister. Vier Monate lang standen diese beiden Männer wie Felsen in den brandenden Wogen des Meeres und hielten die mit Verletzung aller Anstandsformen gegen sie ausgeschäumten Schmähungen des Abgeordnetenhauses und die giftigen Angriffe einer zucht- und schamlosen Presse aus, um den wohlerwogenen Plan ihres Königs zu vertreten und zu verteidigen, bis der König endlich aus königlicher Vollmacht dem Skandale ein Ende machte durch Auflösung des Abgeordnetenhauses und durch Zügelung der wild gewordenen Presse.

Während dieser sogenannten „Konfliktszeit" hatte

der Bürgermeister Strosser zu Herford mit soldatischer Energie und schlagfertiger Rede die Gutgesinnten in Ravensberg zu konservativen Vereinen gesammelt, indem er hin und her auf dem Lande politische Versammlungen abhielt. In der richtigen Erkenntnis aber, daß das ravensbergische, christliche Volk auf keine andere Stimme mehr hörte als auf die Volkenings, bewog er diesen, ihm auf den Versammlungen zur Seite zu treten und denselben eine christliche Weihe zu geben. Ließ dieser sich auch nicht auf Einzelheiten des politischen Kampfes ein, so vertrat er doch durch kurze Ansprachen die christliche Weltanschauung gegenüber den unchristlichen Grundsätzen des Liberalismus nach Maßgabe des Wortes Gottes. Mit Gesang und Gebet angefangen und geschlossen erhielten diese politischen Versammlungen einen so ernst christlichen und erbaulichen Charakter, daß sie den Missionsfesten fast ebenbürtig zur Seite traten. Die Frucht derselben war dann eine solche Stärkung der konservativen Partei, daß von Minden-Ravensberg her die entschiedensten christlich-konservativen Männer — Strosser natürlich an der Spitze — nach Berlin gesandt wurden.

Als eine prächtige Blüte dieser Vereinsarbeit trat der Festtag hervor, welcher dem Kriegsminister v. Roon zu Ehren im Kreise Herford am 2. Juli 1863 veranstaltet wurde.[1]) Tags nach dem Jubiläum des 15. Infanterieregiments kam der Minister mit ausdrücklicher und freudiger Zustimmung des Königs von Minden nach Herford, umgeben von einer glänzenden Suite, die aus

[1]) Um das Großartige und Ergreifende dieses Festes zu ermessen, muß man die meisterhafte und genaue Darstellung lesen, welche Strosser bald darauf unter dem Titel: „Reise des Kriegsministers v. Roon durch die Grafschaft Ravensberg" erscheinen ließ (Berlin 1863, Verlag von Müller).

den sämtlichen Stabsoffizieren des 15. und 55. Regiments bestand. In einem sechsspännigen Wagen, dem einige 60 Kutschwagen folgten, vorauf 100 Reiter, lauter schmucke Bauernsöhne, der Wagen selbst umgeben von 6 Bauernsöhnen, die als Garde-Reiter in vollster Paradeuniform von Potsdam her Urlaub erhalten, fuhr der Minister unter Hunderten von Ehrenpforten, bei jedem größeren Bauernhofe begrüßt, eine Straße von mehr als einer Meile lang dem Hofe des Kolon Sewing in Laar zu, wo die Posaunenbläser von Jöllenbeck ihn mit einem Willkommen empfingen. Auf der großen Deele trat Volkening ihm entgegen zur Begrüßung, wo diese beiden körperlich und geistig gleich großen Streiter in Kirche und Staat Wort und Händedruck miteinander wechselten, eine Begegnung, welche auf alle Umstehenden einen sichtlich tiefen Eindruck machte. Nach eingenommenem Frühstück und Empfang der Deputationen aus den Preußenvereinen aller ravensbergischen Kreise wurde dann unter den alten Eichen des Hofes eine Volksversammlung abgehalten, bei welcher wohl 10000 Menschen die Rednertribüne umscharten. Nach dem von der ganzen Schar gesungenen Liede „Harre, meine Seele" hielt Stroßer eine politische Huldigungsrede, welcher die Versammlung mit einem mark- und beinerschütternden „Ja! Ja!" ihre Zustimmung gab. Dann betrat der Kriegsminister die Tribüne zu einer ergreifenden Dankesrede, in welcher er die Huldigung nicht für sich, sondern nur für seinen König annahm, dem er nur diene wie alle Treuen im Lande, und der in Preußen König und Herr bleiben solle und bleiben werde. Den Schluß machte Volkening mit einer Ansprache über das Gotteswort: „Fürchtet Gott; Ehret den König!", dessen Vordersatz die wichtige Bedingung sei, daß auch der Nachsatz zur vollen Wahrheit bei allen werde.

„Zieh in Frieden deine Pfade" sang man dem Minister nach, als er vom Hofe abfuhr, um über Enger, wo die Gebeine Wittekinds besichtigt wurden, nach Herford zurückzukehren. Auch auf diesem Wege wurde er unter vielen Ehrenpforten von einzelnen angesprochen und von Schulkindern mit patriotischen Liedern begrüßt. Der Tag aber, von dem der Minister versicherte, daß er etwas Ähnliches, das Gemüt Ergreifendes und das Herz Erhebendes noch nicht erlebt habe, schloß in Herford mit einem Mahle von 200 Gedecken, welches von sinnigen Tischreden gewürzt war, unter denen die plattdeutsche Dankrede des Ministers auf den plattdeutschen Toast des Abgeordneten Kolon Dallmann die allgemeinste Überraschung bereitete. Als der Minister, wie er versprochen, dem Könige in Berlin ausführlichen Bericht von diesem Tage in Ravensberg erstattete, gab derselbe seiner großen Freude über die treue Anhänglichkeit der Ravensberger in der für Ihn so schweren Zeit sogleich darin Ausdruck, daß er aus eigener Entschließung bestimmte, dem Pastor Volkening und dem Bürgermeister Strosser den Hohenzollernschen Hausorden zu übersenden.

Die Kriege von 1864 und 1866 gaben Volkening Veranlassung, sich die Pflege der konservativen Vereine immer mehr angelegen sein zu lassen, teils um dadurch die Wahl konservativer Abgeordneten zur Stütze und Stärkung des Königs und seines Ministeriums zu befördern, teils um die Liebestätigkeit zum Besten der in den Kriegen Verwundeten zu wecken und zu stärken.

Jetzt hatte Volkening sein 70. Lebensjahr erreicht. Was nun noch folgt, sah er „als besondere Zugabe" an. Daß in den letzten Jahren die meisten seiner alten Freunde und Mitarbeiter aus dieser Zeitlichkeit abgerufen waren, gab ihm auch ein gewisses Gefühl von Vereinsamung, wenn er auch noch zeitweise „in alter Frische in seiner

Gemeinde wirken", ja auch noch Predigtreisen machen konnte. „Mein Wunsch ist, in die Stille mehr zu kommen und innerlicher zu werden. Aber immer kommt wieder so manche Veranlassung zum früheren Treiben." Auch nach Berlin machte er noch 1867 eine Reise mit Huchzermeier und Dr. Rumpel, um eine Unterstützung für das Gütersloher Gymnasium zu erwirken. Bei dieser Gelegenheit hatte er zum ersten Male auch bei dem Könige Wilhelm eine Audienz. „Ja, welch ein König! das Herz wurde uns warm und weich, als er so vor uns stand, jeder Zoll ein König und doch ein Mensch wie wir." Die Unterstützung wurde gnädigst zugesagt, aber von dem Abgeordnetenhause später abgelehnt trotz der trefflichen Reden des Abgeordneten Strosser, der den unchristlichen Gegnern des Gymnasiums gegenüber eine scharfe Lanze dafür einlegte mit unumwundenem Bekenntnis für das Christentum. Geschadet hat diese Ablehnung nichts, vielmehr flossen gerade darauf dem Gymnasium ungewöhnlich große Summen von alten und neuen Freunden zu.

„Bis vor einigen Monaten (schrieb Volkening dann aber an Kunsemüller) habe ich im Grunde nicht gewußt, was ein sogenannter alter Mann sei, und wie es so damit sei; jetzt weiß ich es. Meine 71 Jahre kündigen mir an, daß ich Hilfe haben muß — doch kann ich mich nicht recht darin finden. Auch möchte ich dem bevorstehenden Kampfe (um das Recht des lutherischen Bekenntnisses) nun noch eine Zeitlang wenigstens — zusehen. Vielleicht bringt der Sommer und eine Badekur doch noch einige Erquickung und Stärkung wieder! Doch muß ich stille darunter sein; der HErr hat ja genug Gnade erwiesen in dem langen Leben voll Fehl und Gebrechen. Ein Stück, das ich wieder in die Hand genommen habe, hätte ich freilich auch noch gern zustande gebracht. Wir wollen nämlich unser Waisen- und

Krankenhaus umbauen resp. ganz neu. Der Kostenanschlag lautet freilich auf 4000 Tlr. Dünkeloh will 500 Tlr. dazu geben u. s. a. . . . In dies Haus sollte dann nach meinem Plane eine ständige Diakonisse, die zugleich Hebammendienste leisten könnte, besonders bei der geringen Klasse und die Wöchnerinnen besonders pflegen in den ersten Wochen, eine Sache, die von Belang ist für das arme Volk. Schon manchen Bogen Papier habe ich jetzt verzeichnet wie früher zu den Kirchenplänen. Dem HErrn sei es befohlen!"

Die Erfüllung des letzteren Wunsches hat er denn auch im folgenden Jahre noch gesehen, die des ersteren noch 10 Jahre erlebt — freilich nicht zur Freude. Denn wenige Tage darauf schreibt er: „Welch eine Kabinettsordre von unserm Könige über die Union! Wie wird manches Gemüt dadurch wieder be- und getrübt werden! Wie tenax propositi ist doch unser Königshaus in dieser Hinsicht! Aber es geht wohl mehr von einzelnen Mitgliedern des Oberkirchenrats als vom Könige selbst aus. Der HErr wolle drein sehen, daß des Reißens und Brennens ein Ende werde! Mir ist bange, es wird etwas eingebrockt, wobei beim Ausessen manchen die Tränen noch kommen werden. Unsre politischen Wahlen sind gut ausgefallen. . . . Aber was wird am Ende alles konservative Wesen in dem landläufigen Sinne des Wortes helfen, wenn nicht ein Bußsinn in das Volk kommt?! Und wieviel wird dazu noch gehören, wenn der HErr nicht eine Tennenfege am Hause Gottes zunächst eintreten läßt. Doch vor der Zeit möchte ich erst geborgen sein, denn die Zeit zu erleben und zu bestehen, dazu gehören Kraftmenschen. Wir haben freilich die Verheißung für die schwachen Jünger, daß sie sich nicht fürchten sollen, es solle ihnen zur Zeit gegeben werden. . . Nun, HErr, hilf Du!"

Nachdem Volkening im Jahre 1868 sich noch mancher Arbeit hatte unterziehen können — so die Reisen zu einem Jünglingsfeste in Essen und zu einem Missionsfeste im Walde bei Haus Velmede, wo er nach gehaltener Ansprache noch ein liebliches Zusammensein in der zahlreich versammelten Familie von Bodelschwingh genoß — ließ ein zunehmendes Unterleibsübel ihn mit Beginn des Jahres 1869 an die Niederlegung seines Amtes denken. Sobald etwas davon verlautete, ging eine mächtige Bewegung durch die Gemeinde. Von vielen wurde er aufs dringlichste angegangen, seinen beim Konsistorium eingereichten Antrag zurückzunehmen. In etwa ließen sich die meisten zunächst beruhigen durch die Versicherung, daß seine Gesundheit zu sehr erschüttert sei, als daß er seines Amtes pflichtgetreu noch ferner walten könne. Aber das Presbyterium gab die Hoffnung auf sein Bleiben noch nicht ganz auf, sondern machte ihm den Vorschlag, einen seiner Söhne zum Hilfsprediger anzunehmen, die Gemeinde sei völlig zufrieden, wenn er nur zeitweise predige. Hatte er doch die Passionszeit hindurch und über das Osterfest hinaus bewiesen, wie viel Arbeit er noch zu bewältigen imstande sei. Noch am Pfingstfeste hielt er nicht nur die beiden Hauptpredigten vor überfüllter Kirche, sondern am 2. Pfingsttage bewog es ihn, noch eine Frühstunde (über Ezech. 37, 1—14) in der Kirche zu halten, da der Jünglings- und der Jungfrauenverein ihn frühmorgens mit reichen Geburtstagsgeschenken begrüßt hatten.

„Muß mich doch oft stark machen (schrieb er an Kunsemüller), um nicht allgemeine Niedergeschlagenheit zu veranlassen. . . Am wehesten tut mir bei meiner Emeritierung, daß ich meinen Kindern habe diese Probe der Pietät, womit sie es tragen, auflegen müssen. Auch dafür wolle der HErr sie segnen! — Dankbar und ewig innig

verbunden fühle ich mich auch Dir in Deiner immer bewiesenen Bruderliebe und -treue in guten und bösen Tagen. Bei dieser Äußerung mußt Du noch viel, viel mehr zwischen den Zeilen lesen, als die Zeilen selbst besagen. Ja, die lebendige, persönliche Herzensstellung zueinander tut's — tut's zwischen dem HErrn und seinem Volke, tut's zwischen den Gliedern selbst. Das fühlte ich auch, als mir heute Bruder Huchzermeier einen rührenden Brief zugehen ließ auf meine Anzeige, daß ich aus dem Kuratorium des Gymnasiums träte, nachdem ich auch meinen Austritt aus dem Missionsvorstande gemeldet hätte. So sähe er, wie ich ein Stück nach dem andern ablege und am Ende bloß dastehe, um zuzusehen, wo ich sonst vorangegangen sei. Das kam ihm von Herzen, das konnte ich fühlen. Und welcher Balsam ist das in ein wundes Herz! Darin verstehe ich nun auch den HErrn besser. Ach, aber daß solche Erfahrungen und Resultate oft um solche Preise erkauft werden müssen!"

Aber noch einen Sturm sollte Volkening aushalten, der sein Gemüt aufs tiefste erschütterte — es war ein letzter Versuch der Gemeinde, ihn zu halten. Wenn er selbst zu bewegen wäre, noch eine Zeitlang zu bleiben, so werde das Konsistorium dem auch beipflichten. So machten sich einige Presbyter auf, um mit dem Bürgermeister Strosser zu beraten, auf welche Weise sie die Erfüllung ihres Wunsches erreichen könnten. Die Frau des Kirchmeisters Bockschatz, eine Frau von ebenso großer Energie wie Anhänglichkeit an Volkening und seine Familie, sagte aber dazu: „Ihr reiset nicht nach Herford, ich reise denn mit; hat doch Frau Pastorin oft gesagt: guten Rat zu geben, dazu sind die Frauen gut." Als die Männer nun in einem Zimmer allein berieten, wurde ihr die Zeit

doch zu lang, und sie trat in das Beratungszimmer ein. Da hörte sie denn, es sei keine Hoffnung, Volkening umzustimmen. „Nun, dann weiß ich noch einen Rat. Morgen früh (es war Sonnabend nachmittag) zieht die ganze Gemeinde vor das Pfarrhaus und klopft mit Bitten an sein Herz." Die Männer schüttelten den Kopf und bezweifelten, daß auch eine solche Versammlung bis Morgen nur möglich zu machen sei. „Ich will's möglich machen, und nun fahren wir schnell nach Haus." Abends spät schickt sie dann Boten aus nach allen Höfen der Gemeinde, die Leute noch in der Nacht zu wecken und zu bestellen: „Wer den Pastor behalten will, der muß morgen früh um 6 Uhr auf dem Pfarrhofe sein." Und vor 6 Uhr waren Tausende versammelt, und der Posaunenchor stimmte einen Choral an, in den die ganze Versammlung einstimmte. Volkening blieb nichts übrig, als sich schnell anzukleiden und eine Deputation zu empfangen, welche den dringenden Wunsch der Gemeinde ihm noch einmal ans Herz legte. Tief erschüttert trat Volkening auf die Haustürtreppe vor die in lautloser Stille harrende Versammlung. Aber der sonst so beredte Mund wollte sich nicht auftun, und die Stimme versagte den Dienst, bis die Fassung wieder gewonnen war. Dann sprach er seines Herzens Dank aus für die große, unverdiente Liebe, mit der die Gemeinde ihm anhänge, und die die Trennung ihm nach einer Seite hin erschwere, nach der anderen Seite hin auch erleichtere. Sein Gewissen dringe ihn, den Hirtenstab niederzulegen und jüngeren Händen zu übergeben, und der HErr habe sein Amen dazu gesprochen. So müsse es dabei bleiben. Ehe er aber bei dieser Lage der Sache seinen Antrag zurücknehme, sei es ihm eher möglich, einen Finger zum Opfer auf den Block zu legen. Die Gemeinde möge, wie er selbst, den Willen des HErrn erkennen und mit ihm bekennen:

„Gerecht und wahrhaftig sind deine Wege, du König der Heiligen!“

Still und niedergeschlagen gingen die so hoffnungsfroh Zusammengekommenen auseinander. Volkening aber war heute der Gang zur Kanzel zu einem der schwersten Gänge geworden, die er je im Leben getan. Bald darauf reiste er ins Bad Wildungen ab, wo er einige Linderung seines Leidens fand, und hielt dann zu Michaelis seine Abschiedspredigt, die er mit den Worten schloß: „Auf Wiedersehn dort oben!“

Zehntes Kapitel.

Der Feierabend.

Wer Volkening in den letzten Lebensjahren näher gekannt hat, der wird mit zweifelndem Blicke die Überschrift „Feierabend" gelesen haben. Er hatte sich nach landläufigem Ausdrucke „zur Ruhe gesetzt", aber Ruhe gönnte er sich nicht. Das lag sowohl in seinem Charakter als in seiner Herzensstellung. Natürliches und Geistliches in ihm wirkte zusammen, daß die rastlose Tätigkeit, die er in seinem Amte entwickelt hatte, den außer dem Amte Stehenden nicht verließ. Freilich war die Verantwortlichkeit und das „Muß" des amtlichen Berufes ihm abgenommen, aber ein inneres Muß trieb ihn zur Arbeit, die den Kräften eines hohen Siebenzigers, zumal bei öfterer Kränklichkeit selten angemessen ist. Es blieb ihm noch immer das in den letzten Jahren so oft ausgesprochene Wort in Geltung: „Ich muß wirken, solange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da niemand wirken kann." Man kann wohl behaupten: Mehr als er in seiner Feierabendszeit tun viele Geistliche in kleinen Gemeinden während ihrer Amtszeit nicht.

Volkening hatte im Herbst 1869 Wohnung in Petershagen genommen, wo sein ältester Sohn als Religionslehrer am Seminar angestellt war. Der Verkehr der beiden Häuser miteinander war für ihn eine besondere Erquickung; alle Familienereignisse wurden gemeinsam durchlebt, alle Familienbriefe gemeinsam gelesen, und

solche liefen von allen Seiten ein, wie solche auch nach allen Gegenden hin ausliefen — Leipzig, Gütersloh, Barmen, Schwinkendorf, Grubenhagen, Amerika und bald auch nach Frankreich, wohin das fürbittende Herz die Geistesaugen lenkte. Bei vielen Erkrankungen in der weitverzweigten Familie war es aber die Krankheit und der Heimgang der jüngsten Tochter, mit welcher der vor zehn Jahren verwitwete Schwiegersohn sich vor kaum fünf Jahren wieder verheiratet hatte. Nach drei vorangegangenen Töchtern nun auch diese vor ihrem Ende abscheiden zu sehen, das legte sich wie ein Alp auf die Elternherzen. Viele trost- und mahnungsvolle Briefe entflossen dem an Erfahrung reichen und in tiefem Mitgefühl weichen Vaterherzen; doch zu persönlich, als daß sie sich zur Mitteilung eigneten.

Bei alledem unterzog sich Volkening vielfacher Aushilfe in benachbarten Gemeinden. Selbst im Winter ging er oft nach Lahde zu predigen oder Bibelstunden zu halten — dann nach Ovenstedt oder nach Windheim, und alles meistens zu Fuß. Seinen zweiten Sohn vertrat er einmal fünf Wochen lang völlig in seinem Amte. Zwei Enkelinnen unterrichtete er in seiner Weise mehr auf Allgemeinbildung und christliche Erkenntnis hinzielend und hinwirkend, während sie anderweitig Fachunterricht genossen. Die 26. Auflage der „kleinen Missionsharfe" war in 26000 Exemplaren erschienen, und die größere Hälfte wurde von ihm eigenhändig verpackt und verschickt. Die meisten Besteller liebten es, sich direkt an ihn statt an die Buchhandlung zu wenden, in der Hoffnung, von seiner Hand gleichzeitig ein Briefchen dazu zu erhalten. Ende des Jahres 1870 erschien die 27. Auflage in 27000 Exemplaren, und fiel ihm in gleicher Weise die Versendung zu. So ging es von da an von Jahr zu Jahr mit dem kleinen, so wunderbar gesegneten Büchlein, dessen Verbreitung allein

schon einem Greise seines Alters zureichende Arbeit gewähren mußte.

Die großen Ereignisse dieses Jahres verfolgte er mit dem eingehendsten Interesse. „Ja, welche Dinge haben wir erlebt und welche Dinge können und werden nach uns geboren werden, wozu dies (der Krieg in Frankreich) nur die Geburtswehen erst sind! Wie gern säße ich oft ein Stündlein bei Dir, um zur gegenseitigen Orientierung die Zeitereignisse in politischer, kirchlicher und sozialer Hinsicht zu betrachten! Ja, besonders in kirchlicher Hinsicht! Denn darauf ist doch am Ende alles gemünzt und gemeint. Was können unsere Söhne noch erleben und mit durchkämpfen müssen, wozu der HErr sie rüsten wolle! Gelegenheit und Anlaß haben sie dazu mehr, als wir in unsrer Jugend hatten. Wie wenig verstand ich die Zeit und meine Aufgabe in derselben, darum ist sie auch so schlecht gelöst. Das viele Lehrgeld, das ich habe zahlen müssen, könnten die Söhne sparen. Auf den Schultern der Alten können die Jungen weiter und freier sehen. Freilich auf die Augen dabei, nämlich auf die erleuchteten des Verständnisses kommt's an." (Die Zeiten des sogenannten „Kulturkampfes" und des Anwachsens der Sozialdemokratie hat er selbst auch später noch miterlebt.)

Der Winter von 1870 auf 1871 war einer der härtesten der letzten Jahrzehnte. Volkenings jüngster Sohn stand als Divisionsprediger in Frankreich und hatte den schrecklichen Zug gegen Bourbaki auf den eisglatten Wegen unter Manteuffels Führung mitzumachen. Wie angelegentlich die segnende Hand und das fürbittende Herz der Eltern ihn und das ganze Heer begleiteten, kann man ermessen. Mit Spannung wurde die tägliche Zeitung erwartet und gelesen, und die Unterhaltung in beiden Häusern drehte sich um die neusten Nachrichten, an Briefe von dort war ja nicht zu denken. Endlich

kam dann die Friedensnachricht, und mit den Tausenden, welche sich um Angehörige im Heere gesorgt hatten, atmeten auch die Eltern auf und sangen mit dem ganzen Kinderkreise Paul Gerhardts „Gottlob, nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenwort".

Aber trotzdem ließ sich Volkening nicht abhalten, in der Umgegend dann und wann Predigten oder Bibelstunden zu halten. Namentlich wanderte er bei anbrechendem Frühling nach Windheim zu seinem alten Freunde Hartog (dem Enkel des alten Hartog in Herford) der vor 45 Jahren als Kandidat in Gütersloh durch ihn zum Glauben gekommen war, und schwer krank danieder-liegend im Begriffe stand, sich emeritieren zu lassen. Dem brachte er nun wieder den Trost des Evangeliums zu, und als er im Mai nach Bückeburg zog, und dort schwer erkrankte, machte sich Volkening am ersten Pfingstmorgen früh $^1/_2$5 Uhr auf den Weg zu ihm. Der Gang durch den Bückeburger Wald war wunderbar schön und wahrhaft pfingstlich, so daß er mit den Vögeln um die Wette zu singen sich gedrungen fühlte. Am Krankenbette fand er die ganze Familie versammelt, als eben Hartog alle seine Kinder einzeln gesegnet hatte. Da hub Volkening an, ihn selbst zu segnen zum letzten schweren Gange durchs Todestal, blieb dann den Tag über bei der Familie, die ihm so treu herzlich anhing, um von Zeit zu Zeit zu dem Sterbenden zu gehen und manch ermunterndes und glaubenstärkendes Trostwort ihm zuzusprechen. Gegen Abend kniete er dann am Sterbebette des Freundes mit dessen ganzer Familie nieder zum Gebet und nahm dann Abschied für diese Weltzeit von dem alten treuen Freunde. In ernstem Sinnen und Nachsinnen über die Wunderwege Gottes, die sie fast ein halbes Jahrhundert miteinander geführt waren, durchschritt er den Bückeburger Wald. Nach diesem Morgengange dieser Abendgang! Und zwischen beidem

die Erlebnisse des Tages im Sterbehause! Morgen war's in ihrem Leben, als sich die beiden zusammengefunden in gemeinsamem Glauben, und Abend war's über beide geworden, als sie voneinander geschieden für diese Erdenzeit. Und dazwischen liegend ein Leben voll gemeinsam getragener Leiden und gemeinsam genossener Freuden, reich an gemeinsamen Kämpfen und gemeinsamen Siegen in den Reichskriegen ihres gemeinsamen HErrn. Tief bewegt kam er zu Hause an, um den Seinen die Erfahrungen dieses Tages mitzuteilen.

Während derselben Stunden, um das noch hinzuzufügen, hatte der Sterbende das bestimmte Gefühl des nahen Endes bekommen und zu den Seinen gesagt: „Es kommt, es kommt das Ende. Ich will Gott loben und preisen." Nach manchem Lobes- und Dankesworte bat er dann um Mitternacht die Seinen um Stille und sagte dazu: „Ihr sollt euch wundern, daß ihr mich so stille werdet abscheiden sehen." Als der Morgen graute, noch einmal: „Jetzt geht die Herrlichkeit an — herrlich! herrlich!" — dann schied seine Seele still aus der Zeit in die Ewigkeit — an demselben Tage, an welchem er vor 42 Jahren in sein Amt eingeführt war.

Nach dreien Tagen machte sich denn Volkening wieder auf, um dem entschlafenen Freunde nach dessen Wunsche die Leichenpredigt in der Kapelle auf dem Kirchhofe zu Bückeburg zu halten. „Der Tod seiner Heiligen ist wert gehalten vor dem Herrn" (Psalm 106, 15).

Wie am Pfingstfeste des vorhergehenden Jahres, so machte Volkening auch im Sommer dieses Jahres auf einige Tage einen Besuch bei seinem alten Freunde Kunsemüller in Wehdem, was ihn bei aller wehmutsvollen Erinnerung an bessere Zeiten doch herzlich erquickte. Eine besondere Freude hatte und äußerte er darüber, daß es dem Freunde bei seinem hohen Alter noch möglich geworden war, die

oft erdrückenden Geschäfte der Superintendentur zu übernehmen. Und dessen erste Amtshandlung sollte es nun gar sein, Volkenings zweiten Sohn in das Pfarramt zu Ströhen einzuführen. Ströhen ist eine Bauerngemeinde in der nördlichsten Ecke der Provinz in einer von Kanälen durchschnittenen sumpfigen Heide gelegen. Diese Abgelegenheit war recht nach dem Sinne eines Volkening. Hatte er sich doch früher so oft aus dem unruhigen Leben und Treiben im Herzen von Ravensberg hineingewünscht in die Senne oder in die Lüneburger Heide! Wenn er auch schrieb: „Wie erscheint mir jetzt Ströhen ein Eldorado, was anderen, und auch sonst mir, ein Patmos erschienen wäre", so war dieses sonst doch mehr auf die frühern Jahre bezug nehmend, wo er „im Volleren saß und verwöhnt war". Jetzt freute er sich dieser Führung Gottes um so mehr, als er sich rasch entschloß, mit Frau und Tochter von Petershagen weg zu seinem noch unverheirateten Sohne dorthin zu ziehen.

Nun schien es, als sollte ihm die vielersehnte Ruhe und Einsamkeit zuteil werden in dem entlegenen Heidedorfe; aber, war es dort auch still und abgeschieden von der großen Welt, Ruhe im gemeinen Sinne findet der nicht, dem „Leben — Arbeit und Arbeit — Leben" ist. Vielmehr teilte er sich bald mit seinem Sohne in die Amtsarbeit, übernahm Predigten und Krankenbesuche, Bibelstunden und Singstunden mit ihm gemeinsam. Und da ihm auch das noch nicht genug war, erbat er sich, zweien befähigten Knaben Unterricht zu erteilen, um sie etwa für das Seminar vorzubereiten. Daneben las er viel, z. B. Wuttkes Ethik, Sartorius „Heilige Liebe", Pressensé „Das Leiden im Licht des Evangeliums", Sahel „Offenbarung Johannis" u. a., woraus er zahlreiche Exzerpte machte von dem auf die Jetztzeit Bezüglichen. Nach kaum Jahresfrist war auch die „kleine

Missionsharfe" wieder vergriffen, eine 28. Auflage vorbereitet und gedruckt, um in Massen wieder versandt zu werden, wozu er dem Boten ein eignes Wäglein anschaffen mußte, weil die Pakete nicht anders zu dem eine Meile entfernten Postamte zu befördern waren.

Auch nach dem fast 3 Stunden entlegenen Wehdem wanderte er noch oft, um seinen alten Freund Kunsemüller zu besuchen und ihn durch Übernahme von Predigten zu unterstützen. Immer noch „an Beinen gestiefelt zu treiben das Evangelium des Friedens".

Diese Zeit stiller Arbeit unterbrach nur einmal ein Besuch, der freilich die Gemeinde Ströhen in große Aufregung versetzte, denn so etwas hatte sie noch nicht erlebt. Die Jöllenbecker konnten ihren „Vater Volkening" noch nicht vergessen. Sie hätten ihn zu gern noch einmal wieder gesehen und gehört. Da entschlossen sich ihrer wohl 100 zu einer Reise nach dem 7 Meilen entfernten Ströhen. Der Jünglings- und Jungfrauenverein mit dem Posaunenchor an der Spitze brach eines Sonnabends nachmittags auf, und am frühen Sonntag morgen weckte ein Choral die Bewohner des Pfarrhauses. Erschütterten Gemütes begrüßte Volkening die anhängliche Schar an der Tür, und er konnte nun nicht umhin, statt seines Sohnes die Kanzel zu besteigen und die Morgenpredigt zu halten. Mittags wurde die ganze Schar im Schulzimmer mit Kaffee bewirtet, und nach einer längeren Ansprache in altem Sinne und alter Weise trat die Schar der Treuen in Prozession unter Sang und Klang wieder die Rückreise um 5 Uhr an, zunächst bis Alswede, von wo sie am andern Morgen nach Jöllenbeck zurückkehrte. „Meine Freude (schrieb Volkening an Kunsemüller) war freilich eine sehr gedämpfte."

So waren 2 Jahre in Ströhen dahingegangen. Da sollte er noch einmal sein Zelt abbrechen und weiterziehen.

Als nämlich sein Sohn sich zur Verheiratung entschloß, wie es der Vater lange gewünscht, machte er sich auf, um nach Holzhausen mit Frau und Tochter überzusiedeln, wohin vor einem Jahre sein ältester Sohn versetzt war. Das war Ende August 1874.

Volkening stand nun im 78. Lebensjahre, aber auch die 3 Jahre, welche er hier in Holzhausen noch erleben sollte, waren Jahre unermüdlicher Arbeit. Bei der Kränklichkeit seines Sohnes hatte er umsomehr Veranlassung, demselben durch Predigten und Bibelstunden zu Hilfe zu kommen „trotz Schwindel und Taubheit, daß ich mich selbst kaum höre, wenigstens ganz wunderlich", wie er schon im nächsten Frühjahre schrieb. Da er in der Kirche weder mitsingen noch hören konnte, so stieg er während der Kirchzeit auf den nahen Limberg. Da hatte er einen Lieblingsplatz, von welchem aus er die drei Türme der Kirchen erblicken konnte, in welchen zu derselben Stunde seine drei Söhne predigten. Wie manchen Sonntag morgen hat er da gesessen mit seinem Buche, und wenn er aufblickte, seine drei Kreuze über die drei Kirchen geschlagen, und mit Segensseufzern ihr Wort der Verkündigung begleitet!

An den Wochentagen hatte er immer eine Stunde, wo er seinen Enkelinnen und einigen Töchtern aus den umwohnenden adligen Familien Vorträge hielt, die auf Aus- und Durchbildung ihres innern christlichen Lebens abzielten. Auch bei Besuchen in diesen Familien, wo er bei seiner Taubheit an der Unterhaltung keinen Teil nehmen konnte, besonders denen von der Reck und von Ledebur hielt er solche Vorträge, die er an die Vorlesung einzelner Gedanken, die er bei seiner Lektüre gesammelt, anknüpfte. Dieses Sammelbuch, welches er „Harmonium" benannt, weil er darin nur solche Aussprüche und Gedanken zusammengetragen, die ihm besonders zusagten und zu

weiteren Ausführungen aus dem Schatze seiner Erfahrungen anregten, trug er auf seinen Ausgängen beständig bei sich. Vom Verkehr durch die Schwerhörigkeit immer mehr abgeschnitten, las er in der einsamen Stille seines Oberstübchens sehr viel, — besonders was ihm Austrag für sein inneres Leben versprach, und was sein Ausblick auf die Entwicklung des Reiches Gottes in der Zeit und in der Ewigkeit erweiterte und klärte. So schrieb er einmal: „Es ist und bleibt doch die Sache des Reiches Gottes die eine große, unendlich herrliche. Ich stehe oft vor diesem Wundermeere und seiner Länge und Breite und Tiefe und Höhe, falte meine Hände und bete an. Dann versteht mich eigentlich nur einer, nämlich der HErr, der das Herz versteht; und demnach einige andere, die auch Herzen haben und von da aus Herzen verstehen." Ein anderes Mal äußerte er: „Wenn mein Geist oft müde ist, so habe ich wohl die Besorgnis, ob auch inneres Leben wahrhaft und wesentlich in mir sei oder ausgereift sei. Dann tröstet mich der Verstand, daß mein Geist lebendig wird, wenn ich mit gleichgesinnten Freunden auf die großen Dinge des Reiches Gottes und der Ewigkeit zu sprechen komme. Irdische Dinge vermögen mich nicht anzuregen und zu erwecken, aber geistliche und ewige — die klingen an und finden Resonanzboden bei mir." R. Löber, „Das innere Leben" war ein Buch, in das er sich mit aller Kraft seines Geistes vertiefte, und das er im Blick auf sein eigenes Seelenleben innerlich verarbeitete.

Für eine besondere Lebensaufgabe in diesen Jahren der Zurückgezogenheit erachtete er es, durch Briefe nach allen Seiten hin segensreich anzuregen und einzuwirken. Während die Briefe aus seiner Amtszeit sämtlich mit flüchtiger Handschrift geschrieben sind und meist nur kurz hingeworfene Gedanken enthalten, sind die Briefe der

letzten Jahre sauber geschrieben und die Gedanken breiter ausgeführt. Außer den Briefen, welche er den von ihm versandten zahlreichen Paketen mit „Missionsharfen" beizulegen pflegte, waren es besonders Familienbriefe an seine Kinder und selbst Kindeskinder, sobald dieselben nur notdürftig imstande waren, selbst sie zu lesen. Kein Geburtstag wurde in dem weiten Kreise der Familie gefeiert ohne einen Brief von seiner Hand, worin immer der rechte Grundton angeschlagen war, welcher dem Tage seine Weihe für die Feiernden und Mitfeiernden geben sollte und gab.

Aus diesen Briefen mögen hier noch einige Proben mitgeteilt sein. So schrieb er an seinen Schwiegersohn:

„Mein lieber A.! Es ist wieder der 5. Februar im Jahresringe da, wo in Deinem Hause und Deiner Familie ein Gedenktag und in den Herzen aller, in Deinem vorab ein Danktag gefeiert wird. Billig und willig stellen auch wir hier uns mit in den Kreis der Feiernden und loben mit Dir und danken für Dich. Ja, der Herr, der an solchem Tage seine Doppel-Namen: Wunderbar-Rat, Kraft-Held, Ewig-Vater, Friedefürst uns immer von neuem illustriert in Erinnerung alles dessen, was er uns Gutes, Liebes und Leides getan hat, tut es auch an diesem Deinem Tage wieder im Rückblick auf all das Angedeutete: Liebes und Leides, Wohltaten und Wehtaten; auch seine Wehtaten sind ja Wohltaten, wenn wir nur die Passionsblumen zur Frucht ausreifen lassen. Welche Jahre hast Du durchlebt! Reich an Erlebnissen mancherlei Art, welche an diesem Deinem Tage vor Dir auftauchen werden, und wo Du dann auch wohl manche Frucht der Blüten jener Tage und Erlebnisse gewahren mögest und wirst. Gott gebe zum ferneren Ausreifen denn auch heute einen hellen und warmen Sonnenstrahl seiner Freundlichkeit und Gnade! Das wünschen und erbitten wir Dir in

Deiner Einsamkeit und Stille, wo es ja doppelt not tut, daß uns solche Erquickungen vor seinem Angesicht weil von demselben erfreuen. Gewiß stellst Du Dich heute auch mit Deinen Kindern an der Hand vor dieses Angesicht und sprichst: Siehe, Herr, da bin ich auch besonders mit den Kindern, die Du mir zugegeben hast, und bitte Dich: laß ihnen allen leuchten Dein Angesicht zum Genesen und wir sonderlich, die Großeltern, sagen von Herzen: Amen, Amen dazu und zwar nominatim je nach Bedürfnis der Umstände der Reihenfolge nach: Amen! . . . „Die Kleinen treten uns auf den Schoß, die Großen ans Herz, oft auch aufs Herz." Gottlob, der HErr hat einen weiten Schoß und ein weiches Herz! Das komme Dir und Deinen Kindern denn auch heute und alle Tage dieses Jahres zugute, und auch denen zum Bewußtsein, die es fassen können und auch mögen! . . Er segne Dich und Deine Kinder aus Zion!! In herzlicher Liebe Dein Vater."

An seine sonst bei ihm wohnende, nun im Liebesdienste fern weilende Tochter schrieb er 2. April 1875:

„Meine liebe E.! Eben habe ich meine Gratulationszeilen an A. vollendet, und nun kommst Du an die Reihe, die seit einiger Zeit schon eine lange geworden ist. Eigentlich hätte ich besser getan, eine allgemeine Gratulation zu schreiben und die zirkulieren zu lassen. Die Fassung war aber zu schwer. Leichter würde es mir geworden sein, wenn Du mir hättest diktieren können, selbst diese Zeilen an Dich, nun muß ich denn an mein eigen Herz anklopfen, denn Herzenssache muß es doch sein, das sagt mir das meinige ganz vernehmlich. Und so bringe ich Dir denn aus tiefbewegtem, väterlichen Herzen als Geburtstagswunsch und Angebinde das dar, was das Wort Gottes in ein Wort zusammenfaßt, als alles in allem: Die Gnade Gottes, womit ja das be-

sondere Verhältnis Gottes zum sündigen Menschen in Christo bezeichnet wird. Höheres und Seligeres kann uns ja nicht gewünscht werden und erwünscht sein. Gnade ist es ja, die uns in Langmut und Geduld vor der Bekehrung trägt, Gnade, vorlaufende und andringende, die uns zur Bekehrung bringt, täglich von neuem Gnade, die uns über Wasser hält, wenn die Wogen hochgehen in den Versuchungsstunden, und Gnade, die uns endlich durchrettet in den Stunden, wo uns am allerbängsten wird um das Herze sein. Einen Teil davon hast Du, mein Kind, und haben wir alle, mehr oder weniger bewußt erfahren, und weitere Erfahrung wünschte ich, so wie uns allen, so heute besonders Dir, meine liebe E.! Du weißt es, und alle wissen es, worauf ich immer hinsteure, und es würde Euch noch lebendiger vor Augen und ans Herz treten, wenn Ihr meine innere Arbeit besonders in den stillen Stunden der Nacht mir ablauschen könntet. Gern benutze ich auch diese Gelegenheit, schriftlich darauf hinzudeuten, was mündlich schwerer ist. Neulich habe ich in ein paar beigelegten Zeilen an A. gesagt: Ich danke Gott von Herzen für meine Kinder, aber nach dem Danken käme sofort das Bitten, und tut es auch, tat und tut es auch in diesem Augenblick im Blick auf Dich, meine liebe Tochter, mit Erinnerung an jenes Dir mal gesagte Wort aus dem Schluß der Bergpredigt unseres HErrn. Und ich hoffe auch, ja ich hoffe, der HErr wird auch über mein Bitten und Verstehen tun und mich tief beschämen. Er segne auch dazu diese Zeilen bei Dir und allen! Dann würden und werden wir einst im Lande der Ruhe uns viel zu sagen haben, was wir hier so nicht sagen können nach der Art, die uns nun einmal eigen geworden ist, auch wohl hauptsächlich durch meine Schuld, aber nicht allein, denn in solchen Dingen, auch wenn er irrt, irrt keiner schuldlos, werden uns dann

auch noch viel zu vergeben haben, wenigstens das Vergebene versiegeln durch freimütigeres Geständnis als hier. Der barmherzige Gott bringe uns alle nur durch und, damit er auf dem Wege Rechtens es kann, schon hier so entschieden in den ernsten Gang, der sicher an jenem Ziele ausläuft! —

Nun, ich weiß, Du kannst auch zwischen den Zeilen lesen, was ich bei meinem Schreiben immer voraussetzen muß, wenn es nach meinem Wunsche und Absicht verstanden werden soll. Tue es denn in stillern Stunden, als Du sie heute hast und haben kannst, dann wird Dir's der Herr segnen und weiter deuten und führen.

Es ist spät abends, alle sind schon zur Ruhe, war und bin mit Dir allein hier oben, darum habe ich Dir mein väterliches Herz ein wenig öffnen können und mögen. Diese Stunde gehörte, wie ich oft sage, zu den „Ewigkeitsmomenten", wo uns annähernd ums Herz wird, wie es dort in Wahrheit sein wird. Darum muß uns auch das, was darin vorgeht, wichtiger und nachdenklicher sein, als die gewöhnlichen Gratulationen nach dem Briefsteller. Doch auch das ist eben Gnade, wenn wir's können und auch tun, und diese Gnade ist und war ja mein Geburtstagswunsch für Dich, der wird ja auch in Erfüllung gehen, weil er ein „Walt's Gott!" mit auf den Weg bekommt.

Auch am Geburtstagsmorgen . . werden wir mit diesem „Walt's Gott" schon bei Dir einkehren und den Tag einweihen und dann geweiht feiern helfen . . .

Und nun sei denn gesegnet mit allerlei geistlichem Segen in himmlischen Gütern, ja mit der ganzen, vollen Gnade Gottes, und die ist so reichlich, daß alle im Hause . . . dabei partizipieren können. Walt's Gott!! In treuer Liebe Dein Vater."

Und nun noch einen Geburtstagsbrief an eine Enkelin, datiert 7. August 1874:

„Meine liebe P.! Eben kommt Großmama mir nach auf meine Stube in einer Weise, daß ich wohl merkte, sie habe ein Extraanliegen. Sie begann: „Die P. ist so 'n nettes Kind." „Ja, das weiß ich schon." „Ja, nun ist am Sonntage ihr Geburtstag usw." Als sie sich wieder entfernt, bin ich denn aufgestanden und habe meinen „Kierkegaard", worin ich gerade zu lesen wieder angefangen hatte, beiseite gelegt und sitze nun hier, um meine liebe Enkelin P. zu beglückwünschen zu ihrer, wie ich eben mit Erstaunen höre, siebzehnten Geburtstagsfeier. Nun, so weit hat der treue Gott geholfen und zwar so, daß Du, und wir mit, seine Güte und Treue haben schmecken und sehen können, wofür wir denn heute zunächst herzlich danken wollen und sagen: „Habe Dank, o Gott, daß wir solches haben schmecken und sehen können und mögen, auch für das Mehrere, was wir in unserer Achtlosigkeit nicht wahrgenommen, des wohl noch das meiste ist. Dennoch aber sei gebeten: Hilf fernerhin, Du treuer Gott, wie Du bisher geholfen, auch besonders dazu, daß wir erleuchtete Augen des Verständnisses haben mögen, um Deine Gnadenwohltaten zu erkennen als solche und besonders Deine Heilsabsichten darunter zu verstehen und zu erfahren." Denn das, meine liebe P., ist's doch, worauf es am Ende recht ankommt, daß wir durch alles, was der HErr an uns tut, Frucht schaffen lassen, die da bleibt, daß wir nicht bloß nette, sondern neue Menschen werden, deren Grundrichtung mit lebendigem Wissen und Wollen nach oben geht. Und das wünsche ich Dir und allen meinen teuren Enkelkindern, und erbitte Dir vor allem den Geist, den heiligen, den der Heiland allen denen verheißen hat, die ihn darum bitten. Es liegt mir am Herzen, bei dieser

Gelegenheit es auszusprechen, wie ich meine Freude habe und soweit mit Recht haben kann an allen meinen Kindern und Enkelkindern, daher auch meine Gratulation Herzenssache ist. Aber indem ich sage: „soweit", gab und gebe ich zu verstehen: es kann noch weiter gehen, und es dürfte der weitere Weg in dieser Hinsicht der bei weitem längere sein. Nämlich: das ganze Herz dem persönlichen Heiland so darzugeben, daß es eben Geist und Leben wird, ein „wirkliches" bewußtes Verhältnis von Person zu Person genannt werden kann. Es gibt beispielshalber „geheime Räte" in der Welt, mit denen nichts Geheimes beraten wird, die nur den Ehrentitel haben, und es gibt „wirkliche Geheimräte", die dann auch Exzellenzen (ausgezeichnet) genannt werden. So auch im Christentum. Da muß man zu den „wirklichen" gehören, die erst Bedeutung vor dem HErrn haben, zu ihm ins Kabinett kommen können, Umgang mit ihm haben im Gebetsleben, im „Forschen" in seinem Wort mit Interesse. Da kann nun leicht Selbstbetrug vorkommen, daß z. B. eine Titulatur (Name) für das „wirkliche" genommen wird. So können Kinder gläubiger Eltern christlich erzogen werden, auch soweit dadurch geraten, daß sie nett werden, auch aufs Christliche soweit eingehen, daß man es achten kann und muß, und doch im tiefen Herzensgrunde von dem persönlichen Verhältnis zum HErrn fern sein. Ach, meine liebe P., denke dieser ernsten Sache weiter nach und bitte um das Licht von oben dazu; damit wäre Dir mit diesen Zeilen aus ihrem Inhalt das beste Geburtstagsgeschenk gemacht worden. Gönne zu dem Endzweck diesen Zeilen allenfalls ein Plätzchen in Deinem Schreibpulte, daß es Dir vielleicht zu gelegener Zeit mal wieder vor die Augen käme und dann erst tiefer verstanden würde als vielleicht augenblicklich. Auch an Deine liebe Schwester sind zu diesem

Behufe diese Zeilen mit gerichtet und mögen zu ihrem künftigen Geburtstag mit gelten, wenn diese Hand dann vielleicht keine Zeile mehr schreiben könnte!

Gott der treue, gnädige und barmherzige, segne denn Dich, liebe P., heute und allezeit je mehr und mehr nach dem Reichtum seiner Gnade und lasse auch diese Zeilen Frucht schaffen, die ewiglich bleibt. Das wünschen und erbitten Dir Deine Großmama und Dein Großpapa V."

Schon an diesen wenigen Proben aus den vielen von ihm damals geschriebenen Briefen ist ersichtlich, mit welcher Frische des Geistes, mit welcher anregend tiefen Herzensbewegung der fast 80jährige Greis innerlich geistlich arbeitete und nach außen hin wirkte, daß man an ihm erfüllt sah, was der 92. Psalm rühmt: „Die gepflanzet sind in dem Hause des HErrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen. Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein, daß sie verkündigen, daß der HErr so fromm ist und ist kein Unrecht an ihm." Es lehrt ja auch die Erfahrung, daß es keine wirksameren Zeugen und Prediger für das jüngere Geschlecht gibt, als fromme Greise, daß, während ihre Leibeskräfte, ihre Wissenschaft und Kunst der Altersschwäche unterliegt, ihre Frömmigkeit desto süßere Früchte trägt, je näher sie der Grube kommen.

Diese Geistesfrische stützte und stärkte seine Leibeskräfte so sichtlich, daß man mit Verwunderung hört, was der 80jährige Greis noch leistete. Er schreibt davon im August 1876 an Strosser: „Diese 3 bis 4 Wochen soll ich meinen Sohn, der im Harz weilt, in seinem Amte hier vertreten, scheint aber nicht viel bringen zu wollen, da ich schon seit einigen Wochen stärker an Schwindel leide als früher, was wohl zum Teil von dem trocknen Wetter abhängt, freilich auch von einigem Überbieten meiner Kräfte in 3 besondern Predigten, die mit Reisen

verbunden waren. Die erste war noch im nahen Oldendorf, da mein dortiger Sohn ins Seebad nach Norderney gereist war. Sonntags darauf bei großer Hitze und angestrengter Fahrt in Schnathorst, meiner ersten Gemeinde vor 54 Jahren, die mein Gemüt angriff. Auf der Rückfahrt mußte ich abends mit meinem Enkel B. R. großenteils neben dem Wagen bergauf und bergab laufen, um dem wildwerdenden Pferde die Fliegen abzuwehren. Und am Sonntage darauf noch mehr, da ich für Pastor Sasse, der im Bade Pyrmont ist, eine Predigt angenommen hatte, auch an einem heißen Tage bei überfüllter Kirche und nebenbei Krankenkommunion. Ach, und mein Hille, mein Geburtsort, wie ergriff mich alles! E. war aus Vorsicht beide Male mit, um mich zu beaufsichtigen und zu pflegen. Aber ich bekam doch etwas weg, mußte am Montag im Bett bleiben und mehrere Tage so umherliegen. Dazu kam nun noch ein weiteres. Meine Jöllenbecker Vereine und Freunde hatten gehört, daß mein Sohn abgereiset sei und ich also doch gewiß predigen werde, fragten deshalb an, ob ich es zulassen wolle, daß sie nochmals mein Angesicht sehen dürften. Meine Tochter protestierte zwar, aber ich konnte es nicht wehren, schrieb deshalb: Der Jungfrauenchor allein denn wohl, — damit es nicht zu groß und viel würde; und — was geschah? Es kamen denn doch mit dem Jungfrauenchor auch der Jünglings- und Posaunenchor, ja dazu noch etliches Volk am vorigen Sonntag früh 8 Uhr an, 120 bis 130 Seelen. Oberhalb Krollage hörten wir sie blasen, dann zogen sie zum Dorf herein, wo sie zunächst zum Frühstück in die Häuser verteilt wurden. Aber, wie ging mir's? Schon die Aufregung hatte mich tags vorher angegriffen, so daß ich am Sonnabend abend im Sofa eingeschlafen war, um 11 Uhr erwachte, ganz verwirrt nicht wußte, wie und wo ich war, tappte an der Wand hin zur Kammer und

so ins Bett. Aber der Schwindel wurde so stark, daß ich zum Erbrechen kommen mußte. Die Mägde schliefen fest. E. war in Oldendorf zur Pflege der Schwägerin. Endlich kam auf das längere Klopfen eine Magd, ein Bote mußte um 12 Uhr nach Oldendorf und holen meine Kinder und den Arzt, die dann auch um 1 Uhr kamen. Mein Sohn mußte in Oldendorf predigen, da sein Kollege verreist war, was sollte also geschehen? Der Kantor mußte des Morgens Lesegottesdienst halten, und am Nachmittag kam mein Sohn, und ich machte mich dennoch auch noch auf und ging mit in die Kirche zu einer kurzen Ansprache über Psalm 137, weil eigentlich Missionsstunde für Israel war. Dann zog die Schar erst vor das Pfarrhaus, bliesen und sangen und zogen dann doch zufrieden gen Jöllenbeck. Aber ich fühle nun hintennach noch die Folgen — —."

Diese Folgen machten sich denn auch zum Ende des Jahres hin immer mehr geltend, so daß er noch mehr als bisher ans Haus, ja mit Beginn des Jahres 1877 auch an sein Zimmer gefesselt war. Selbst der Verkehr mit seinen Kindern und mit seiner Gattin, die unten wohnte und durch ihr Hüftleiden gehindert war, die Treppe hinauf zu ihm zu steigen, beschränkte sich auf das Sehen bei den gemeinsamen Mahlzeiten mit Morgen- und Abendandachten und der gegenseitigen Mitteilung von erhaltenen und abzusendenden Briefen.

„Ich lebe (schrieb er im März) von Hand in Mund, von einem Gnadentage zunächst nur bis zum andern. Den Niedergang meiner Lebenskräfte fühle ich seit jenen Predigten im vorigen Jahre besonders in dieser letzten Zeit, und wenn mein aufgeregter Geist mich nicht über Wasser hielte nächst Gottes freiem Erbarmen, würde ich bald gänzlich darniederliegen."

Das drängte ihn immermehr dazu, in der Stille sein

innerliches Leben gleichsam auszubauen, sowohl durch ernsten Rückblick auf sein vergangenes Leben als durch erhebenden Vorausblick auf das ewige Leben. Aus beidem suchte er einen Gewinn zu ziehen für die Erstarkung seines inwendigen Menschen, für Ausreifung seiner Seele zum „reichlichen Eingang in das ewige Reich unsers HErrn", und zum vollen Genuß seiner zukünftigen Herrlichkeit. In Absicht darauf las er zum dritten Male das ihm liebgewordene Buch von Pressensé: „Das Leiden im Lichte des Evangeliums", dessen Hauptzweck es ist, die irdische Vergangenheit und die himmlische Zukunft in ihrer Beziehung aufeinander darzulegen. Die Gedanken dieses Buches durchtönen mit ihrem entscheidenden Ernste und ihrem herzstillenden Troste die Briefe, welche Volkening Trauernden und Leidenden zu schreiben so manche Veranlassung fand.

In welchem Sinne er die Rückblicke auf sein vergangenes Leben für sich verwertete, offenbart ein Brief an seinen alten Freund Kunsemüller, worin er schreibt: „Die 80 Jahre meines Lebens liegen hinter mir wie ein Traum, die 33 Jahre in Jöllenbeck, als ob ich dort einige Wochen zum Besuch gewesen wäre. Möge nur der Tag der Garben nicht ganz leer für mich erscheinen! Versäumt und verfehlt ist viel, viel, viel! Viel halbe Arbeit, viel Bauen am Gerüst und nicht am Turme selbst. Könnte ich jetzt doch noch einmal anfangen mit den Erfahrungen, die ich gemacht habe, wie manches würde anders und besser werden. Mit welchen Vorsätzen und Hoffnungen habe ich in Schnathorst angefangen, und wie klein und stille und gebeugt höre ich auf! Wolle der gnädige und barmherzige Gott meine letzten Tage segnen und mich halten, daß ich das Ende des Glaubens, der Seelen Seligkeit, davon tragen möge!"

Im Verfolg solcher Betrachtungen wandte sein sinnen-

der Geist sich mit großem Ernste der Frage zu: „Bin ich tüchtig zum Erbteil der Heiligen im Licht, geschickt, den Herrn und seine Herrlichkeit aufzunehmen, wenn er kommt?“ Felsenfest stand ihm die Kraft des Kreuzes Christi, welches er stets gepredigt, das allgenugsame Verdienst des Blutes Christi, welches rein macht von aller Sünde. Allein es lag ihm an, seinen Beruf und Erwählung fest zu machen; es handelte sich ihm auch um die läuternde Kraft des Glaubens, um die Durchgeistigung der Seele, um das Ausreifen des innern Menschen wie eines Kernes in der Schale zu einer gezeitigten Frucht für die Ewigkeit. Ist doch ja das Kommen des Reiches Gottes nicht ein äußerliches, sondern ein innerliches, und es handelt sich dabei um Erfüllung der ernsten Forderung Christi: „Wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden und behalten.“ Das fortschreitende Ausscheiden alles außergöttlichen Lebens in der Seele und das unabläßige Aneignen des Gotteslebens ist der Weg zum ewigen Reiche und zum Genuß seiner Herrlichkeit, wo „Gott alles in allen“ sein wird als das „Ende der Wege Gottes“. Die Forderung: „Schickt das Herze da hinein — wo ihr ewig wünscht zu sein“, womit das gewaltige Auferstehungshoffnungslied schließt, erschien ihm als Aufgabe derer, die sich eines freudigen Eingangs in das ewige Reich seiner Herrlichkeit gewärtigen wollen. „Verwesen nur mutig, ihr meine Glieder (sagte er in seinen letzten Tagen einmal), so singen wir von unserm Leibe. Und so sollen auch die Glieder der alten Natur verwesen. Es muß alles unter die Füße.“ Was ihn im letzten Jahre seines Lebens vorzugsweise beschäftigte, worüber er sich am meisten und am ernstesten aussprach, dem lag das Bewußtsein und das tiefe Seelenbedürfnis zugrunde: „Ich muß noch mehr auf dieser Erden — durch deinen Geist geheiligt

werden — der Sinn muß tiefer in dich gehn — der Fuß muß unbeweglich stehn." Das Wort „Ewigkeit" konnte er oft in einem vieldeutigen Tone aussprechen, daß darin das Schrecklichernste wie das Wunderherrliche, das Heilig-große wie das Tiefselige derselben zugleich ausgedrückt lag.

Das Ziel, welches Volkening vorschwebte, suchte er aber nicht nach Art der Mystik durch Gefühlserregung und innere Anschauung zu erreichen, sondern vornehmlich durch fleißige Benutzung der Gnadenmittel des Worts und Sakraments, als Mittel zur Heiligung im Glauben wie zur Heiligung im Leben, als Seelenspeise zum Wachstum und zur Vollendung des inwendigen Menschen. „Ihr seid rein um des Worts willen, das ich zu euch geredet habe", sofern jedes Wort seines Mundes immer auch ein kräftiger Anhauch seines Geistes ist. Das Lesen des Wortes Gottes mit Gebet und zum Gebet war ihm stets das Hauptgeschäft des Tages. Als er die letzten Wochen vor seinem Tode nur mit Unterstützung noch die Treppe von seinem Zimmer herabkommen konnte, ließ er sich nur deshalb noch hinunterleiten in das Zimmer seiner Frau, um die Morgen- und Abendandacht mit seinen Hausgenossen zu halten, und tiefergreifend waren dabei seine wenigen beigefügten Worte und seine Gebete. Nachdem er noch vor Ostern 1877 bei den Bibelstunden seines Sohnes mit tätig gewesen und am Sakrament, welches er in den letzten Jahren in jedem Monate einmal genoß, in der Kirche teilgenommen hatte, überfiel ihn um die Zeit seines 81. Geburtstages, der in diesem Jahre wieder wie so oft auf den Himmelfahrtstag fiel, mit der Grippe eine Schwäche, die ihn am Ausgehen hinderte. Dennoch entschloß er sich noch Ende Juni zu versuchen, ob er nicht in der Kirche noch am heiligen Abendmahl teilnehmen könne. Mühsam angekleidet ging er vom Pfarrhause zur Straße hinauf, als er aber im Gefühl

seiner Schwäche noch den steilen Weg zur Kirche vor sich sah, kehrte er um ins Haus zurück. Da rief er mit tränengefüllten Augen aus: „Ach! Ach! Erst von der Kanzel herunter, dann auch aus der Kirche heraus! O, HErr, hilf! Nur nicht aus deinem Königreiche hinaus!"

Für diese Entbehrung ließ er sich nun sogleich am folgenden Tage das heilige Abendmahl reichen, an welchem alle seine nächstwohnenden Kinder und Kindeskinder teilnahmen. Drei Enkelinnen ließ er zuvor noch auf sein Zimmer kommen, um ihre Herzen durch Ansprache noch besonders vorzubereiten. Als seine Tochter ihm zur Feier den Talar anziehen half, sagte er bewegt: „Nun nicht eher wieder als bis im Sarge." Die Feier, bei der er selbst noch das Lied: „Schmücke dich, o liebe Seele" zum Singen vorsagte, wie er von jeher gewohnt, war für alle Teilnehmer eine unvergeßlich ernste und erhebende.

Damit schien er nun aber auch sein Familienleben abgeschlossen zu haben und auf sein Kranken- und Sterbestübchen beschränkt zu sein. Zwar versuchte er nach drei Tagen noch einmal unten mit den Seinen die Morgenandacht zu halten, aber es war das letzte Mal. Er las vom guten Hirten (Johannes 10) bis: „und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie aus meiner Hand reißen."

Trotz der nunmehrigen Abgeschiedenheit und Schwäche sollte er aber doch noch einmal in einen weitern Kreis treten, um seinem nie ersterbenden Zeugentriebe genug zu tun. Nach dem Gottesdienste des folgenden Sonntags fuhr die Oberpräsidentin von Kleist-Retzow geb. Gräfin Stolberg am Pfarrhause vor und ließ fragen, ob sie ihn nicht noch einmal sehen und ihm die Hand drücken könne. Von der freudigen Überraschung geisteserregt ließ er, alle Schwäche vergessend, sie bitten samt ihren Begleiterinnen

aus den Familien von der Recke und von Ledebur zu ihm heraufzukommen. Das ganze Stübchen füllte sich. Die Oberpräsidentin setzte sich zu ihm; die andern standen rings umher. Nach einem vergeblichen Versuche, gesprächsweise eine Unterhaltung zu pflegen, ergriff Volkening das Wort allein und ließ nun die Lippen überfließen von den Gedanken, die ihn die letzte Zeit bewegten. „Zum Ernst, zum Ernst ruft Gottes Geist inwendig — zum Ernst, zum Ernst ruft auch die Stimme seiner Braut" — damit kam er darauf, wie nötig ein solcher Ernst tue, wo es sich um die größte Sache, die Hindurcherrettung der Seele zur ewigen Seligkeit handle. Das dränge sich einem mit Macht auf, wenn man sich vor den Toren des Todes im Lichte der Ewigkeit stehend finde. Es sei unsagbar, was alles so vor den Pforten der Ewigkeit durch die Seele ziehe, wie klein man sich fühle und so ganz angewiesen auf die Barmherzigkeit Gottes unsers Heilandes. Darum könne er nun erst recht aus wahrhaftigster Überzeugung, wenn er von dieser Höhe aus auf die 80 Jahre seines Lebens und Wirkens zurückblicke, sprechen: „unter welchen ich der vornehmste bin". Nicht bloß die Pastoren, sondern namentlich auch die höheren Stände, der Adel habe nach seiner Stellung im Volke eine große Verantwortlichkeit. Das sollte mehr erkannt und bedacht werden. Und wer es erkannt, sollte diese Erkenntnis weiter durch ernstes Zeugnis verbreiten. Zuletzt sei freilich die Hauptsache, daß jede Seele sich durchringe und durchbringe zur Seligkeit.

Zum Schlusse erhob er sich dann mühsam und betete mit allen und für alle, und zwar vor allem um ein seliges Ende. Zum Abschiede, als er allen die Hand reichte, sagte er noch zu den beiden Fräulein von der Recke, deren Liebesdienste an den Alten und Kranken in ihrem Siechenhause er immer so voll anerkannte: „Sie beiden Schwestern von Bethanien, ich habe Sie lieb, sehr

lieb — o, was möchte ich Ihnen noch sagen." Nachdem sich alle entfernt, sank er freilich zusammen, doch hatte ihn das Ganze so erregt, daß er sich stark genug fühlte, um sich zu Mittag noch hinunter in die Familie führen zu lassen.

Nach diesem ihm so lieben Besuche hatte er dann noch 14 Tage in großer Schwäche zu durchleben. Am Abend ins Bett, am Morgen auf das Sofa zu kommen, mußten seine Kinder ihm helfen. Das war ihm, der nie gewohnt gewesen, sich Handreichung tun zu lassen, selbst von seiner Frau nicht, recht schwer. Er bedauerte sie oft darüber, die doch sich freuten, seine Liebe ihm durch solche Dienste ein wenig zu vergelten. Zwar sah er in dieser Zeit noch oft seine Kinder, erhielt Briefe und Besuch von Freunden, aber er sprach dann nur wenige Segensworte und lag sonst den Tag über im Halbschlummer. Oft fiel es ihm schwer, auch nur das Tischgebet über seine Krankensuppe zu sprechen, dann schlug er statt dessen ein † darüber. Dann drängte es ihn auch wieder, auszusprechen oder kurz anzudeuten, was seine Seele bewegte oder sein Herz fühlte. Er schlug dann wohl plötzlich die Augen auf und sagte: „O wie klein werden doch die Dinge dieses Lebens, wenn das Licht der Ewigkeit darauf fällt!" Oder: „Jetzt weiß ich, was der ewige Tod ist: nicht loskommen können von Gott und auch nicht hinkommen können zu Gott, also ewig in der Schwebe bleiben und ewig nicht zur Ruhe kommen." Oder: „Vergeßt im Alphabet das D nicht!" (Dank, Demut, Dienst meinte er.) Oder: „Nur Schächergnade, nicht mehr, aber auch nicht weniger."

So kam der Tag des Abscheidens heran. Der Abend und die Nacht vorher brachten große Unruhe. Sichtlich konnte der Leib die bequeme Lage nicht finden. Die sonst fieberheißen Hände waren erkaltet. Mit dem ersten Morgengrauen sammelten sich die Seinen um sein Lager.

Die Gattin setzte sich dicht ans Bett, die Kinder standen umher. Worte des Trostes, der Ermutigung konnte sein Ohr nicht mehr vernehmen. Nur die für ihn zum Gebet gefalteten Hände konnte man ihm zeigen, dessen vorher so matte Augen weit geöffnet waren wie zum Fernblick in die Ewigkeit. Dreimal während des Morgens erhob er mühsam seine gefalteten Hände hoch.

Sein letztes verständliches Wort war „August" mit einer vielsagenden Betonung. Sollte sie Dank für die letzten Dienste, sollte sie eine Bitte um Hilfleistung, sollte sie eine Mahnung ausdrücken an den Sohn, der nach seinem Sein und seinem Sinn ihm der ähnlichste? Es konnte alles dreies darin liegen.

Sein letzter Griff der erkaltenden Hand war nach dem Kruzifix, das ihm der Sohn vorhielt.

Seine letzte Handbewegung war das Zeichen des †, das er über die Mutter und die Kinder schlug mit einem sprechenden Blick seiner tiefblauen Augen.

Um den Mittag (es war der 25. Juli) veränderten sich die Züge des Sterbenden sichtlich, und die Augen waren gebrochen. Mit blitzartiger Schnelle flog zwei mal ein Zug über das Angesicht, der etwas wie von Bitterkeit des Todes an sich hatte. Dann verklärten sich die Züge zu einem Friedensausdruck, und die Seele entfloh unter einem Röcheln der Brust ihrer irdischen Hülle. Die Kinder aber knieten um das Sterbelager des Vaters, wo der älteste Sohn den kindlichen Gefühlen Ausdruck gab.

Im Hinblick auf sein Begräbnis hat Volkening nur zwei Bestimmungen ausgesprochen. Erstens solle man (wie er das auch früher in seiner Gemeinde oft hervorgehoben) ihn nicht an den Handgriffen des Sarges zum Kirchhofe bringen, wie man einen Kadaver zu schleppen

pflege, sondern hoch auf der Bahre gleichsam wie im Triumph zu Grabe tragen. Zweitens: „nichts rühmen, wenig reden, viel singen!" So ist's denn auch geschehen. Zum Sonntag, dem 29. Juli, hatte sich ein fast unübersehbares Leichenfolge von nah und fern versammelt, vor allem von Jöllenbeck her, der dortige Posaunenchor an der Spitze. Die alten Presbyter der Gemeinde, die mit ihm in Kämpfen und Arbeiten grau geworden waren, wollten es sich nicht nehmen lassen, ihn auf ihren Schultern zur letzten Ruhestätte zu tragen. Außer ihnen traten alle Pastoren an den eingesenkten Sarg, um mit einem Bibelspruche drei Hände Erde darauf zu werfen. Als letzter trat auch sein ältester Enkel als Vertreter seiner Familie hinzu und sprach zu den drei Händen Erde die Worte: „Dank — Dank — Dank!" Diese einfachen, aber innig gesprochenen Worte machten einen solchen Eindruck, daß tiefe Stille sich über die große Versammlung breitete und viele dem, der sie gesprochen, die Hand drückten mit den Worten: „Das mußten wir alle mit sagen." So ruhet denn der unermüdliche Kämpfer von der Arbeit eines mehr als halben Jahrhunderts aus in der Ruhe, die „dem Volke Gottes vorhanden ist". „Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach." Und wenn seine „Arbeit nicht vergeblich gewesen ist in dem HErrn", wie so viele vor und nach seinem Tode dankbar bezeugt haben, so dürfen wir ihm die Verheißung zueignen: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich."

Nur ein Vierteljahr überlebte den Entschlafenen seine Gattin, die ihm mehr als 50 Jahre treu zur Seite gestanden; und es lohnt sich wohl, auch „ihr Ende anzuschauen".

Wir Pastoren gehen auf unserm Seelsorgergange, im großen ganzen, meistens zwischen zwei verschiedenen Reihen von Sterbebetten hindurch. Zur Rechten treffen wir auf schwere Schmerzenslager und auf ein ernstes Ringen um der Seelen Seligkeit. In erhöhterem Maße als bisher im Leben tritt uns eine lebendige Erkenntnis der Sünde entgegen; die „Sünde ist überaus sündig geworden" in der entscheidenden Nähe des Sterbens. Was sonst geringfügig oder gleichgültig erschienen, bekommt im Lichte der nahen Ewigkeit ein ernsteres Aussehn. Das Gefühl, noch zu fest am Leben, an der Welt zu hängen, drängt zu heißerem Kampfe wider den alten Menschen, zum Ringen nach Heiligung. Nun heißt's: Allem absterben, was noch von irdischen und weltlichen Neigungen in den Falten des Herzens sich erhalten hat, damit die Seele frei und los von allen Banden zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes eingehen könne. Es ist da ein „Schaffen der Seligkeit mit Furcht und Zittern", und es drängt ein heiliges Bedürfnis zum Bekennen der Sünde und zum Verlangen, die Vergebung der Sünden auch aus Menschenmund zugesprochen zu erhalten, um dadurch zu immer festerer Gnadengewißheit zu gelangen. Und — „den Aufrichtigen läßt es der HErr gelingen." [1])

---

[1]) Wie ein solcher sich auf dem Sterbebette ausgesprochen, teilt uns der ihn pflegende Freund in folgenden Worten möglichst getreu mit: „Wie war doch (sagte er einmal) das Gedicht von Uhland? Richtig —: „Auf der Bidassoabrücke brechen alte Narben auf!" So bin ich jetzt auf der Brücke, die aus dem alten Reiseland in die neue Heimat geht. Da sind mir in den letzten Tagen eine Menge der alten Sündennarben aufgebrochen, und ich mußte einsehen, daß es nicht genug ist, wenn eine Sünde vergessen war! Nein, erkannt, bereut, vergeben und dann ausgeschieden muß sie werden aus unserem geistlichen Leben; denn es steht geschrieben: Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Und rein ist ein relativer Begriff. Solange man im Schlamm des Sündenelends

Nichts von alle dem in der andern Reihe von Sterbebetten. Da herrscht Stille und Ruhe bei einer scheinbar gewissen Hoffnung der Seligkeit. Durchaus ehrbare Christen, die in Werkgerechtigkeit und Sorglosigkeit ihr Leben geführt, meinen sie, es könne ihnen nicht fehlen, obwohl ihnen die Kirche und ihre Gnadenmittel nie sonderlich am Herzen gelegen haben. Hier hören wir nichts von Seelenschmerzen und Seelensorgen, desto mehr Sorge und Klage über die Schmerzen des Leibes. Selten verlangen sie nach dem Besuche des Seelsorgers, und wenn ihnen ein solcher (vielleicht auf Drängen der Verwandten) gemacht wird, so sehen sie ihn mehr als Freundesbesuch und als eine Art Ehrensache an. Ebenso verhält sich's bei solchen mit der Krankenkommunion. Je „sanfter" solche dann entschlafen, desto zuversichtlicher werden sie „selig" gesprochen. Oft scheinen allerdings auch solche Seelen in der ihnen gewiß gewordenen Todesnähe zu erwachen, wenn das Licht der Ewigkeit sie überraschend anscheint, und in eine ängstliche Unruhe zu geraten. Doch

watet, im Todesland der armen gebannten Erde, scheint einem vieles rein zu sein, — heute auf der Bidassoabrücke sieht sich's anders. Das muß alles noch fort. Nach dem Tode gibt's wohl noch ein Wachstum, eine Entwicklung in der einmal eingeschlagenen Richtung fort, aber eine Reinigung von dem Erdenstaube nicht. Mir scheint, es steht ein Cherub mit flammendem Schwert an des Paradieses Tür und wehrt jedem den Eintritt, der seine Kleider nicht ganz helle gemacht hat in des Lammes Blut. Selig werden —, aber als durchs Feuer! Das Feuer loht die ganze Woche schon und ich habe manche Sache, um die ich im Leben Leid getragen oder die ich nicht geachtet, aus dieser Läuterungsflamme steigen sehen in hellem, schönem Werte für die Ewigkeit und anderes, um das man mich lobte und liebte — es ist wie glänzendes Glas in der Glut geschmolzen und in der Asche verschwunden! Ein wunderbarer Gott, heilig wie ein verzehrendes Feuer! Aber die Liebe des Sohnes macht's, daß der Dornbusch in solchem Brennen nicht vergeht, sondern rein und heilig wird, solch eines Gottes Wohnung zu sein!"

wie es ihnen bis dahin an der rechten Erkenntnis fehlte, so kommt selten noch irgend ein Bekenntnis über ihre Lippen. Niemand weiß freilich, was in diesen letzten Stunden in ihrer Seele vorgeht, darum halten wir selbst bei solchen gern an der Hoffnung fest, daß es dem HErrn noch gelungen sein mag, sie wie einen Brand aus dem Feuer zu retten. Aber sichern Grund hat diese Hoffnung nicht.

Selten — ja leider! sehr selten — treffen wir zwischen diesen beiden auch auf Sterbebetten, über welche ebenfalls die Ruhe und Sicherheit der letzteren ausgebreitet ist, ohne daß es an dem Ernst der ersteren fehlt, also beides in harmonischer Vereinigung. Der Kampf ist schon in gesunden Tagen durchgekämpft, und sie können auch vor dem Ende schon mit dem Apostel Paulus rühmen: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten; hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit." Sie „warten und eilen" gleichzeitig zu der Zukunft des HErrn. „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein", aber — wie Gott will. Die Grundstimmung ihres Herzens war längst die des Heimwehs, und da gilt die Verheißung: „Selig sind, die da Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen." Da ist das „Siechbett" zum „Siegbette" geworden und die Überwinderherrlichkeit des HErrn strahlt von ihm aus auf die Umstehenden und verklärt ihre Trennungstrauer mit dem erhebenden Troste lebendiger Hoffnung.

Ein solches war das Sterbebett der Gattin Volkenings, die sich kaum 2 Monate nach seinem Tode auf ihr letztes Krankenlager legte. Ihr Leben war Mühe und Arbeit gewesen, ihr Sterben war Sieg und Frieden. Ihr Lebensgang „war gewiß gewesen in Gottes Wort", ihre Seele ging den Todesgang in derselben Gewißheit,

denn (sagte sie) „du warfst meine Sünde hinter mich zurück". Ihre Tochter versichert, nie eine gelassenere und anspruchslosere Kranke gepflegt zu haben. Für jede Hilfsleistung und Freundlichkeit hatte sie ein Dankeswort. Ihre Söhne kamen nacheinander, um ihr Handreichung zu tun aus Gottes Wort oder tröstlichen Liederversen, und gingen nicht fort, ohne ein Dankeswort für ihre mütterliche Liebe und Treue. Ein Freudenzug ging dabei über ihr Angesicht, aber sie fügte auch wohl ernst hinzu: „Es ist aber doch auch viel dabei versehn". Auf die Bemerkung ihres Sohnes, „ja, von unserer Seite", hatte sie gleich die treffende Antwort: „Wir fehlen alle mannigfaltig — es ist ja nichts Gesundes an uns vom Scheitel bis zur Fußsohle". Enkel und Enkelinnen ließ sie an ihrem Bette niederknien und segnete sie ein, wie sie vorzeiten ihren Kindern getan, wenn sie sie abends zu Bett gebracht.

Schmerzen versicherte sie keine zu haben, nur belastete sie große Schwäche, daß sie nicht so viel sagen und vorlesen hören konnte, wie sie gern gemocht. In den letzten Tagen traten anhaltende Fieberphantasien ein, aber so lieblich und ruhig, daß sie nur einen wohltuenden Eindruck machten. Sie sah darin meist ihre verstorbenen Töchter und andere Verwandten, nannte sie mit Namen und unterhielt sich mit ihnen. Ihr Gemüt war dabei ganz mit ihrem baldigen Hingange zu ihnen erfüllt, wie sie denn einmal bat: „Schreibt doch an Vater, er möchte mit einem Wagen kommen und mich nach Haus holen, aber bald, sonst ist es zu spät." Zunehmende Schwäche verhinderte sie dann bald am Sprechen, und geistlichen Zuspruch erwiderte sie nur noch mit Aufheben ihrer gefalteten Hände, bis sie um 2 Uhr morgens am 2. November unter den Gebeten ihrer Söhne ihren letzten Atemzug tat.

Ihr Begräbnis am 6. November war dem ihres

Mannes gleich. Den weiten Weg von Jöllenbeck her waren unter Führung des Posaunenchors wohl an 100 Personen dazu hergekommen. Ihr ältester Sohn hielt die Sargrede über einen ihrer Lieblingssprüche: „Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte und meine Zuversicht setze auf den HErrn HErrn, daß ich verkündige alles dein Tun" (Psalm 73). Ergreifend war der kurze Überblick über ihr Leben, das, neben der ruhelosen Arbeit ihres Mannes nach außen hin ebenso mühevoll als häuslich still in Demut — Dienst und — Dank dahingeflossen, und viele hörten davon erst jetzt staunend, so daß eine Arbeitsfrau laut äußerte: „Man hat das ja gar nicht so gewußt, sonst hätte man der alten Frau alle Tage die Hand dafür drücken müssen". Unter Posaunenschall und Glockenklang trugen die alten, treuen Jöllenbecker ihre irdische Hülle zu Grabe, wo sie neben der ihres geliebten Mannes dem großen Tage der Auferstehung entgegenharrt.

Volkening, B., **Geschichten aus Minden-Ravensberg.** Für jung und alt. 1. Teil 2. Aufl. 2 Teile je 1 M., geb. 1,30 M.

Ein kostbares Geschenk für jung und alt, nicht bloß in Minden-Ravensberg, sondern überall, wo man gute, herzerquickende Erzählungen zu schätzen weiß. Büchlein für hoch und niedrig, für gebildete und ungebildete Leser und Hörer, denn der Verfasser versteht es in der Tat, volkstümlich und packend zu erzählen. (Der Reichsbote.)

Rische, D. A., **Morgentau aus Gottes Wort.** Kurze Morgenandachten für alle Tage des Jahres. Geb. 2 M.

Die Andachten sind in warmem, herzandringendem Tone geschrieben. Was hier gegeben wird, ist wirkliche Auslegung des Wortes und kurze Anwendung auf das tägliche Leben mit seinen Versuchungen und Anfechtungen, seinen Sorgen und Anforderungen an unsern irdischen und himmlischen Beruf. (Monatl. Anzeiger Hannover.)

Schmalenbach, Th., **Evangelien-Predigten.** Ein Jahrgang. 2,40 M., geb. 3,30 M.

— — **Stille halbe Stunden.** 1. Bändchen. 7. Aufl. 1 M., geb. 1,30 M. 2. Bändchen. 2. Aufl. 1 M., geb. 1,30 M.; beide Teile in einem Band geb. 2,50 M.

— — **Das Wesen der persönlichen Bekehrung zu Christo** und ihre Notwendigkeit. Vortrag. 30 Pf.

— — **Predigt** über Offb. 14, 6—7. Gehalten zur Eröffnung der Augustkonferenz in Berlin. 20 Pf.

Kleine Missionsharfe im Kirchen- und Volkston für festliche und außerfestliche Kreise. 79. Aufl. 60 Pf., geb. 75 M.

Große Missionsharfe. Geistliches Liederbuch für gemischten Chor, sowie für Klavier- oder Harmoniumbegleitung. Herausgegeben von H. G. Emil Niemeyer. 1. Band. 24. Aufl. 3,60 M., geb. 4,50 M.

— — 2. Band. 6. Aufl. 3,60 M., geb. 4,50 M.

Festschrift zur Feier des 50jähr. Bestehens des Evangelischen Gymnasiums zu Gütersloh am 19. Juni 1901. 1,50 M.

Hierzu 30% Teuerungszuschläge.

Beckhaus, K., **Das Evangelium von der Vergebung der Sünden.** Ein Jahrgang Predigten. Aus seinem Nachlaß herausgegeben und mit einem Lebensbild versehen von Pfarrer W. Burgbacher. Mit Porträt. 2. verm. Aufl. 3,60 M., geb. 4,50 M.

— — **Suche Jesum und sein Licht!** Noch ein Jahrgang Predigten. 3,60 M., geb. 4,50 M.

Die Predigten sind warm, herzandringend, in einfacher allgemeinverständlicher Sprache, überall treu bekennend und um die Seelen werbend. Die Sprache ist bestimmt und klar, bewegt sich meist in kurzen Sätzen und regt an. Die Gemeinde wird von diesen Predigten gewiß Segen gehabt haben, und Segen können auch die gedruckten Predigten wirken; die Pfarrer aber, die jüngeren zumal, können hier lernen, wie man populär predigt. (Theol. Literaturblatt [Luthardt].)

Möller, D. J., **Vom Worte des Lebens.** 25 Predigten. Gehalten an den Jahresfesten des Pflegehauses zu Obernfelde bei Lübbecke. 2,40 M., geb. 3 M.

Predigten, die in aller Schlichtheit und Glaubenseinfalt das „Eine, das not ist" in Beweisung des Geistes und der Kraft mit feiner Logik im Gedankenaufbau behandeln, besonders aber durch ihren herzwarmen Ton jeden anziehen und nicht wieder loslassen, der sie wieder und wieder liest, sind gewiß Seltenheiten. Hier haben wir eine solche Gabe vor uns, und sie bietet tatsächlich, was gedruckte Predigten sein sollen, Muster der Erbauung und Vorbilder der Predigtkunst. (Positive Union.)

— — **Was hast du an deiner Kirche?** Vortrag. 30 Pf., 10 Ex. für 2,50 M.

— — **Der Psalter** nach D. M. Lüthers Übersetzung. Mit der Auslegung der vorzüglichsten Schriftforscher der älteren evangelischen Kirche. 2 M., geb. 2,80 M.

— — **Die geistlichen Friedensstörer.** Von K. H. v. Bogatzky. Neu herausgegeben von D. J. Möller. Geb. 2 M.

Hierzu 30% Teuerungszuschläge.

DATE DUE

UNITED THEOLOGICAL SEMINARY

United Theological Seminary Library
MAIN BX8080.V654 R5 1906
Rische, Dietr Johann Heinrich Volkening
3 0645 0009 2243 1